00100429

BOMBAY BRANCH

OF THE

Royal Asiatic Society.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Erſter Band.

Reiſebilder. Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Reiſebilder

Heinrich Heine

100429

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

00100429

Inhalt.

Seite

Ankündigung VII

Vorwort des Herausgebers zum erſten und zweiten Bande XXI

Reiſebilder.

Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Reiſebilder . . XLI

Die Harzreiſe 1

Norderney 125

Ideen. Das Buch Le Grand 193

Ankündigung.

Mit Ungeduld hat das Publikum seit Jahren der Veröffentlichung einer Gesammtausgabe von Heinrich Heine's Werken entgegengesehn. Ohne Zweifel besitzt die Nation ein Recht darauf, endlich die schriftstellerische Thätigkeit dieses seltenen Geistes in geordnetem Zusammenhange zu überblicken. Liebe und Hass, Begeisterung und fanatische Erbitterung haben die einzelnen Werke des Dichters bei ihrem Erscheinen begrüßt, aber die Kritik vermochte ihr letztes Wort nicht zu sprechen, so lange ein großer Theil seiner Schriften nur in verkürzter, willkürlich von der Censurschere entstellter Gestalt vorlag. Sah sich doch Heine mehr als einmal zu der öffentlichen Erklärung genöthigt, dass manche seiner Bücher „nicht gedruckt worden, wie er sie geschrieben," dass „durch die großen, unzähligen Ausscheidungen die

ursprüngliche Tendenz gänzlich verloren gegangen," und daſs bei solchen, zum Theil sehr wesentlichen Verstümmelungen von fremder Hand nur „die Furcht vor Misdeutung" ihn abhalte, geradezu gegen die Autorschaft der betreffenden Werke zu protestieren*).

Es bedarf keiner weitläuftigen Auseinandersetzung der Gründe, welche das Erscheinen der, bereits 1837 beschlossenen, vervollständigten und durch neue Beiträge vermehrten Gesammtausgabe von H. Heine's Werken bis zum Jahr 1848 verhinderten. Die bundestägliche Verfolgung der Schriften des „jungen Deutschlands," die jahrelang fortgesetzte officielle Überwachung aller Publikationen des Dichters, das Verbot des ganzen Campe'schen Verlages in mehren deutschen Staaten — all' diese beengenden Vexationen haben in der Geschichte unsrer Preſsfreiheit eine traurige Berühmtheit erlangt. Verfasser und Verleger kamen daher in dem Wunsche überein, die Veröffentlichung der Gesammtausgabe

*) Vgl. das Vorwort Heine's zur zweiten Auflage der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland," die Vorreden zur „Romantischen Schule" und den „Französischen Zuständen," die Erklärung über den „Schwabenspiegel" in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrgang 1839, Nr. 28, S. 112), und besonders die kleine Schrift „Über den Denuncianten," welcher die oben angeführten Worte entnommen sind.

bis auf eine Zeit zu verschieben, wo für ein solches Unternehmen auf „das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands“ zu rechnen sei.

Das Jahr 1848 beseitigte endlich mit manchen andern Belästigungen und Hemmnissen der Geistesfreiheit in unserm Vaterlande auch das verhasste Institut der Censur, jener Behörde, die „über alle Rügen erhaben“ war, und gegen deren autokratische Machtsprüche es für den schutzlosen Schriftsteller und seinen Verleger keine Appellation gab. Aber die stürmisch aufgeregte Zeit des Revolutionsjahres und die zunächst folgenden Jahre trüber Entmuthigung unter der Herrschaft einer brutalen Reaktion erwiesen sich zu ungünstig für jedes literarische Unternehmen, das nicht ausschließlich der Besprechung politischer Tagesinteressen gewidmet war, als dass man damals das Erscheinen der Gesammtausgabe von H. Heine's Werken mit Fug hätte erwarten können.

Während seiner letzten Krankheitsjahre beschäftigten den Verfasser vielfach die Vorarbeiten zu der französischen Gesammtausgabe seiner Werke, die, größtentheils von ihm selbst für den Druck revidiert und zusammengestellt, von 1855—59 bei Michel Lévy Frères zu Paris in sieben Oktavbänden

veröffentlicht ward. Dieselbe ist keineswegs als eine vollständige Sammlung seiner schriftstellerischen Arbeiten zu betrachten; doch enthält sie zahlreiche Stellen, welche in den deutschen Ausgaben der betreffenden Werke von der Censur unterdrückt worden sind.

Nach dem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode Heinrich Heine's hielt der Verleger seiner sämmtlichen Werke, Herr Julius Campe, es für seine Pflicht, nunmehr sofort die Publikation der deutschen Gesammtausgabe zu beginnen. Eine ausführliche Disposition zu letzterer befand sich in zwiefacher Abschrift unter den nachgelassenen Papieren des Dichters, welcher sich von Herrn Campe das feierliche Versprechen hatte geben lassen, dass die von ihm selbst getroffenen Anordnungen genau befolgt werden sollten. Herr Campe suchte daher vor Allem von der Wittwe und Universalerbin Heine's die Aushändigung der erwähnten Disposition zu erlangen. Leider erwiesen sich seine oft und in jeder Form wiederholten Bemühungen als vergeblich; die launenhafte Frau setzte seinen gerechten Anforderungen ein hartnäckiges Schweigen entgegen, und offerierte ihm endlich, statt der verlangten Disposition, ein kleines Bändchen nachgelassener, größtentheils fragmentarischer oder früher schon veröffentlichter Gedichte ihres Mannes für das exorbitante Honorar von

30,000 Francs. Nachdem in solcher Art das Erscheinen der deutschen Gesammtausgabe durch Schuld der Wittwe Heine's um länger als fünf Jahre verzögert worden, und inzwischen auch Herr Dr. Rud. Christiani, den Jener zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke bestimmt hatte, verstorben ist, hat sich der Verleger genöthigt gesehn, jetzt ohne die ihm leider nicht erreichbare, von Heine selbst entworfene Disposition die Veröffentlichung der Gesammtausgabe zu unternehmen, mit deren Redaktion der Schreiber dieser Zeilen betraut worden ist.

In den brieflichen Mittheilungen Heine's an seinen Verleger fanden sich allerdings zwei Dispositionen für die Anordnung der deutschen Gesammtausgabe seiner Werke vor; doch stammen dieselben einerseits aus älterer Zeit (aus den Jahren 1846 und 1848), und konnten andererseits schon deßhalb keine große Beachtung erfahren, weil sie in flüchtigster Eile nach einseitig buchhändlerischen Rücksichten entworfen sind.

Für die vorliegende Sammlung der Heine'schen Werke ist daher, soweit möglich, im Wesentlichen das von dem Dichter selbst herrührende Arrangement der französischen Ausgabe benutzt worden. Die Reihenfolge der einzelnen Schriften wird — vorbehaltlich kleiner Abänderungen — folgende sein:

Erſter Band. Reiſebilder, erſter Theil. (Die Harzreiſe. — Norderney. — Ideen. Das Buch Le Grand.)

Zweiter Band. Reiſebilder, zweiter Theil. (Italien: Reiſe von München nach Genua. — Die Bäder von Lucca. — Die Stadt Lucca. — Spätere Nachſchrift. — Schluſswort.)

Dritter Band. Engliſche Fragmente. — Shakſpeare's Mädchen und Frauen.

Vierter Band. Novelliſtiſche Fragmente. (Der Rabbi von Bacharach. — Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. — Florentiniſche Nächte.)

Fünfter Band. Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland.

Sechſter Band. Die romantiſche Schule.

Siebenter Band. Elementargeiſter und Dämonen. (Elementargeiſter. — Der Doktor Fauſt. — Die Götter im Exil. — Die Göttin Diana.)

Achter Band. Franzöſiſche Zuſtände, erſter Theil.

Neunter Band. Franzöſiſche Zuſtände, zweiter Theil. (Lutetia.)

Zehnter Band. Franzöſiſche Zuſtände, dritter Theil. (Franzöſiſche Maler. — Über die franzöſiſche Bühne. — Anhang zur „Lutetia.“)

Elfter Band. Über Ludwig Börne. (Nach Heine's Wunsch, mit Weglassung der auf Madame Strauß bezüglichen Stellen.)

Zwölfter Band. Vermischte Schriften.

Dreizehnter Band. Dichtungen, erster Theil. (Buch der Lieder. — Anhang älterer Gedichte und Übersetzungen.)

Vierzehnter Band. Dichtungen, zweiter Theil. (Tragödien. — Romanzen und Balladen.)

Fünfzehnter Band. Dichtungen, dritter Theil. (Atta Troll. — Deutschland. — Zeitgedichte.)

Sechzehnter Band. Dichtungen, vierter Theil. (Lamentationen. — Hebräische Melodien. — Letzte Gedichte.)

Siebzehnter und achtzehnter Band. Briefe.

Bei dieser Anordnung, welche sich selbst vertreten mag, war es vor Allem das Bestreben des Herausgebers, die innere Einheit, den ideellen Zusammenhang der verschiedenen Werke des Dichters möglichst klar hervorleuchten zu lassen. Heine selbst weist (in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder") mit besonderem Nachdruck darauf hin, „dass seine poetischen eben so gut wie seine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einem und demselben Gedanken entsprossen

sind." „Am Ende kommt es auch auf Eins heraus," heißt es am Schlusse der „Harzreise," „wann und wo man Etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden."

Nur aus einem äußeren Grunde hat der Herausgeber darauf verzichtet, die vorliegende Gesammtausgabe mit dem Abdruck der Gedichte zu eröffnen. Dieser Grund war die Hoffnung, während des Erscheinens der übrigen Bände nicht allein mancherlei Aufsätze und Briefe, sondern namentlich auch den poetischen Nachlaß Heinrich Heine's und eine größere Zahl ungedruckter oder in Zeitschriften verstreuter Gedichte aus früherer Zeit durch Vermittlung der Geschwister und Freunde des Verstorbenen zu erhalten.

Die Grundsätze, von welchen ich mich bei Herausgabe der sämmtlichen Werke H. Heine's leiten ließ, sind in der Kürze die folgenden.

Ich hielt es zunächst für meine Pflicht, die neueren Ausgaben der einzelnen Schriften aufs sorgfältigste, Zeile für Zeile, mit den vorhandenen Ori-

ginalmanuſkripten oder, ſofern dieſe nicht mehr herbeizuſchaffen waren, mit den älteren deutſchen und den verſchiedenen franzöſiſchen Ausgaben zu vergleichen. Es iſt mir durch ſolche mühſame Vergleichung gelungen, die vorliegende Geſammtausgabe von einer beträchtlichen Anzahl ſtörender Druckfehler zu reinigen, und den größten Theil der Cenſurlücken, welche bei manchen Bänden zwei bis drei Bogen betrugen, vollſtändig zu ergänzen. Ein kurzes Vorwort zu jedem Bande wird den gewiſſenhafteſten Nachweis über dieſe Ergänzungen liefern.

Um den beleidigenden Verdacht zu entfernen, als hätte ſich Heine in der franzöſiſchen Ausgabe ſeiner Werke unpatriotiſcherweiſe, dem franzöſiſchen Publikum zulieb, willkürliche und weſentliche Veränderungen oder Kürzungen erlaubt, habe ich jedem Bande ein genaues Verzeichnis ſämmtlicher Abweichungen und eine wortgetreue Überſetzung der franzöſiſchen Vorreden beigefügt. Die Beſitzer der deutſchen Geſammtausgabe ſind dadurch in den Stand geſetzt, ſich mit leichter Mühe über den Grund oder Ungrund einer derartigen Beſchuldigung ihr ſelbſtſtändiges Urtheil zu bilden.

Bei Veröffentlichung der Briefe, welche zum Theil höchſt intereſſante Aufſchlüſſe über die literariſchen und politiſchen Beſtrebungen des Dichters

und ſeiner Zeit gewähren, iſt es nicht im entfernteſten auf einen gehäſſigen Skandal oder eine leichtfertige Buchmacherei abgeſehn. Die Pietät gegen den Todten und die ſchuldige Rückſicht auf Lebende ſoll durch die Publikation ſolcher Briefe in keiner Weiſe verletzt werden. Es bedarf faſt dieſer ausdrücklichen Verſicherung gegenüber der ſchamloſen Ausbeutung des Intereſſes für den großen Verſtorbenen, welche in letzter Zeit von einem angeblichen Freunde Heine's durch Herausgabe mehrer Bände „Dichtungen" und „Briefe" von zweifelhafteſter Echtheit*) verſucht worden iſt. Unter andern werth-

*) Vgl. über die Steinmann'ſchen „Nachträge zu Heinrich Heine's Werken" u. A. die Erklärung Alfred Meißner's vom 8. Juni 1861 in Nr. 70 der Hamburger „Reform" und meinen Aufſatz „über den Steinmann'ſchen Pſeudo-Heine" in Nr. 82 und 83 des Hamburger „Freiſchütz" vom ſelben Jahre. — „Es iſt nicht denkbar," ſchreibt Meißner a. a. O., „daſs Heine, von dem es bekannt iſt, mit welcher ängſtlichen Sorgfalt er ſeine Produkte überwachte, in ſeiner ganzen Nachlaſſenſchaft auch nicht ein einziges der von Herrn Steinmann veröffentlichten Gedichte im Original oder abſchriftlich bei ſich zurückbehalten haben ſollte. Nun habe aber ich ſelbſt dieſen Nachlaſs auf den Wunſch ſeiner Wittwe Blatt für Blatt durchgeſehen, geſichtet, wenige Wochen nach ſeinem Tode, als der ganze Haufen Papiere wahrſcheinlich noch in demſelben Zuſtande war, wie ſie von Heine ſelbſt das letzte Mal geordnet wurden. Ich habe in den von Herrn Steinmann herausgegebenen Dichtungen

vollen Beiträgen gelang es mir, für die vorliegende Gesammtausgabe den bisher ungedruckten Brief-

keine einzige Pièce gefunden, die mir aus diesem Nachlasse bereits bekannt gewesen wäre." Zur Beleuchtung der „freundschaftlichen" Beziehungen des Herrn Steinmann zu Heinrich Heine theilt Meißner eine Erklärung des Letzteren aus der „Zeitung für die elegante Welt" vom 8. Februar 1843 mit. Heine, von welchem Steinmann schon damals unbefugterweise allerlei alte Privatbriefe hatte abdrucken lassen, schreibt dort wörtlich: „Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren." Meißner knüpft hieran die treffende Bemerkung: „Nach jenem Briefe H. Heine's, der wie ein antecipierter Protest gegen den Herausgeber seines Nachlasses klingt, muß es wahrlich befremden, wenn wir in den von Herrn Steinmann herausgegebenen „Dichtungen von H. Heine" nun noch allerhand Piècen finden, die Dieser ihm „aus seiner Matratzengruft" zusendet, und in den „Briefen" die alte Freundschaft bis in den letzten Todestagen fortglühen sehen, eine Freundschaft, die sich so weit steigert, daß er, um seinen Freund in Münster zu erfreuen, ihm wohl ein Schock Epigramme über das Frankfurter Parlament einschickt!" — Ich selbst habe a. a. O. dokumentarisch nachgewiesen, daß Herr Steinmann nicht allein den von ihm öffentlich versprochenen Beweis für die Echtheit der von ihm unter Heine's

wechsel Heine's mit Karl Immermann zu acquirieren, welcher auf die Jugendarbeiten des Ersteren und auf den ernsten literarischen Freundschaftsverkehr der beiden Geistesheroen ein glänzendes Licht wirft. Gleichfalls ward mir die Freude, durch Güte des Herrn Heinrich Laube mit dem Originalmanuskript des „Atta Troll" eine Anzahl von Briefen zu empfangen, welche Heine seit dem Jahre 1833 an Herrn Laube gerichtet hat, und welche gewissermaßen das konfidentielle Programm des Kampfes enthalten, der zu jener Zeit auf theologischem und politischem Felde geführt ward.

So sehr ich bestrebt sein werde, in den nachfolgenden Bänden alle literarischen Arbeiten des Dichters zu sammeln, können doch selbstverständlich nur solche Produktionen Aufnahme finden, welche mit unzweifelhaftester Bestimmtheit als von Heine herrührend erkannt worden sind. Ich ersuche daher freundlichst die Besitzer ungedruckter Briefe und sonstiger Manuskripte oder in Zeitschriften, Almanachen ꝛc. verstreuter Beiträge von Heine's Feder,

---

Namen publicierten Produktionen nicht geliefert, sondern sich Betreffs seiner Angaben in ein haltloses Gewebe von Unwahrheiten verstrickt, und dadurch den gegen ihn vorliegenden Verdacht einer absichtlichen literarischen Fälschung zur größten Wahrscheinlichkeit erhoben hat.

mir alle derartigen Papiere, wo möglich im Original, recht bald durch die Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg einzuschicken.

Schließlich mögen noch über die, auf den ersten Blick vielleicht etwas befremdliche, Orthographie dieser Ausgabe einige Worte am Platze sein. Heine hat bei Veröffentlichung seiner Werke überall keine bestimmten Grundsätze der Rechtschreibung befolgt; er ist sich in diesem Punkte häufig ganz inkonsequent. So schreibt er nicht selten zu einer und derselben Zeit Nation und Nazion, social und Sozialismus, Kommüne und Communist, Gluth und Glut, Reiter und Reuter, sein und seyn, bei und bey ꝛc. Es war schwer, hier eine Entscheidung zu treffen, welche nach keiner Seite hin Anstoß erregen würde. Da sich indeß Heine's Orthographie offenbar niemals den Bestrebungen der sogenannten historischen Schule, sondern vorherrschend dem gewöhnlichen Schreibgebrauch angeschlossen hat, schien es mir am richtigsten, hier Daniel Sanders zu folgen, der in seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" gleichfalls die allgemein übliche Schreibung als gültige Richtschnur nimmt, sich aber hiebei, wie in schwankenden Fällen, der möglichsten Folgerichtigkeit befleißigt. Ich darf, wenn mir bei Revision der ersten zwei Bände hie und da kleine Verstöße gegen die von

Herrn Sanders befolgten orthographischen Regeln entgangen sind, wohl um so eher die Nachsicht des Lesers beanspruchen, da ich genöthigt war, dieselben in ziemlich mühsamer Art aus den bis jetzt erschienenen Lieferungen des erst zur Hälfte vollendeten Wörterbuchs zu abstrahieren. — Daſs ich mir grammatische Änderungen in dem Text der Heine'schen Werke niemals erlaubt habe, will ich hier ausdrücklich bemerken.

* * *

„Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten!" lautete der Wahlspruch, mit welchem der zweiundzwanzigjährige Heine dem um vier Jahre älteren Immermann als Waffenbruder die Hand bot im Befreiungskriege der Menschheit. Der groſse Kampf dauert noch fort, aber das Grab hat sich über einem der ausgezeichnetsten Krieger geschlossen, und auch die Gegner werden dem Todten nicht die gerechte Bewunderung versagen. Es ist nicht unseres Amtes, ihn an dieser Stelle zu loben oder zu tadeln — mögen seine Werke für ihn reden, die hier zum ersten Mal als ein Ganzes seinem Volke geboten werden, und in denen er sich ein Denkmal gegründet, das den Kampf unserer Tage weit überdauern wird.

Adolf Strodtmann.

Vorwort des Herausgebers

zum ersten und zweiten Bande.

Die „Reisebilder" erschienen ursprünglich in vier Bänden während der Jahre 1826—31. Der erste Band ward 1826, der zweite 1827, der dritte 1830, der vierte (zuerst unter dem Titel: „Nachträge zu den Reisebildern") 1831 veröffentlicht.

Außer der „Harzreise" enthielt der erste Band in erster Auflage noch den Lieder-Cyklus: „Die Heimkehr;" ferner die im „Buch der Lieder" zunächst folgenden fünf Gedichte: „Götterdämmerung," „Ratcliff," „Donna Clara," „Almansor" und die „Wallfahrt nach Kevlaar" mit einer Notiz über den Stoff dieser Legende, sowie endlich die erste Abtheilung der „Nordsee." In den späteren Auflagen blieben die erwähnten fünf Gedichte fort, und es wurde dafür die (ursprünglich dem zweiten Band zugewiesene) zweite Abtheilung der „Nordsee" hinübergenommen.

Der zweite Band enthielt in erster Auflage die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee," die „Ideen" oder „Das Buch Le Grand" und drei „Briefe aus Berlin." „Die zweite Abtheilung „Nordsee," die bei der ersten Auflage diesen Band eröffnete," schreibt Heine in dem Vorwort zur dritten Auflage (Paris den 20. Juni 1831), „habe ich bei der zweiten Auflage bereits dem ersten Bande einverleibt, ferner habe ich ein Dutzend Blätter aus der dritten Abtheilung „Nordsee" in dieser neuen Auflage unterdrückt, und endlich sind hier die „Briefe aus Berlin" ganz ausgeschieden worden. Diese Ökonomie mag sich selber vertreten. Die Lücke, die dadurch in diesem Bande entstand, habe ich nicht mit einem Theile aus dem dritten Bande ergänzen wollen. Letzterer, der dritte Band der Reisebilder, hat nun einmal in seiner jetzigen Gestalt den Beifall meiner Freunde gewonnen, diese Gestalt scheint mir seine geistige Einheit zu bedingen, und ich möchte deßhalb auch keine Zeile davon trennen, oder irgend sonst eine Veränderung, und sei sie noch so geringfügig, damit vornehmen. Die Lücke, die sich in diesem zweiten Bande bildete, suchte ich daher mit neuen Frühlingsliedern zu füllen."

Der dritte Band umfaßte in sämmtlichen Auflagen die „Reise von München nach Genua" und

„Die Bäder von Lucca," — der vierte „die Stadt Lucca" nebst „späterer Nachschrift," die „Englischen Fragmente" und ein „Schlusswort." Aus dem Vorwort zum vierten Bande, das sich fast ausschließlich auf die „Englischen Fragmente" bezieht und daher in vorliegender Gesammtausgabe den letzteren beigedruckt worden ist, mag hier folgender Satz seine Stelle finden: „Die Stadt Lucca," die sich unmittelbar den „Bädern von Lucca" anschließt und auch gleichzeitig geschrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, sondern als den Abschluss einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abschluss einer Weltperiode zusammentrifft."

Außerdem enthielt die letzte Seite des ersten Bandes in erster Auflage die Berichtigung einiger Druckfehler mit der Bemerkung: „Die übrigen Verbesserungen sollen nachgeliefert werden im zweiten Theil der Reisebilder, welcher noch außerdem recht viel Hübsches enthalten wird, z. B. abgebrochene Erzählungen, halbe Ansichten der Hauptstädte Norddeutschlands, sogar Bemerkungen über polnische Wälder und deutsche Literatur u. s. w. — Saumseligen Freunden, die noch immer Manuskripte von mir zurückhalten und vielleicht von gedruckten Bitten stärker gerührt werden als von geschriebenen, wird recht liebevoll angedeutet, dass Briefe und Packete

mit der Aufschrift „An Heinrich Heine, Dr. jur., per Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg" jederzeit richtig an mich befördert werden." — Am Schlusse der ersten Auflage des zweiten Bandes stand die Notiz: „Ein Schriftsteller ist oft übel daran; allerhöchstäußere Bedingnisse können verlangen, daſs ein Buch, welches er in die Welt schicken will, über 20 Druckbogen enthalte, während er mit seinen guten „Ideen" nur die Hälfte zu füllen vermag. Hannövrischer Adel und Briefe aus Berlin werden dann als Ballast mitgenommen. So kann es auch geschehen, daſs im zweiten Theile der Reisebilder nicht Alles geliefert wird, was in der Schlussnote des ersten Theiles versprochen worden, z. B. die Druckfehler; und diese mögen erst im dritten Theile ihre Stelle finden. Freunde des Verfassers, die ihm Mittheilungen zu machen haben, werden auf jene Schlussnote noch ganz besonders hingewiesen."

In vorliegender Gesammtausgabe sind die poetischen Intermezzos der Reisebilder, mit Ausnahme der in die „Harzreise" eingeflochtenen Lieder, späteren Bänden an passender Stelle eingereiht und die „Englischen Fragmente" mit der Abhandlung über „Shakspeare's Mädchen und Frauen" zu einem besonderen Bande vereint worden. Der dritten, in

ungebundener Redeform geschriebenen Abtheilung der „Nordsee“ habe ich, der französischen Ausgabe folgend, die Überschrift „Norderney“ gegeben. —

Die Fußreise durch den Harz machte Heine, wie aus einem Briefe an Immermann vom 24. Februar 1825 hervorgeht, im Herbst 1824. — Sein zweimaliger Aufenthalt auf Norderney fällt in den Sommer 1826; er kehrte von dort, wie er am 14. Oktober desselben Jahres seinem ebengenannten Freunde berichtet, gegen Ende Septembers nach Lüneburg in das elterliche Haus zurück. — Die bekannte Vorkritik über Walter Scott's Geschichte Napoleon's wurde zuerst im „Mitternachtsblatte“ vom 16. März 1827 abgedruckt, und ging von dort in die „Allgemeinen politischen Annalen“ (24. Band, S. 1 ff.) über. Die Anmerkung Heine's über diese Stelle auf S. 174 habe ich der französischen Ausgabe entnommen. — Die Xenien hatte Immermann zufolge einer besonderen Aufforderung Heine's*) ein-

*) „Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner Reisebilder hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen, und ich berechne Ihnen 2 Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübsch. Die Reisebilder sind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum Alles vorbringe, was ich will.“ Aus dem Briefe Heine's an Immermann vom 14. Oktober 1826.

geschickt. — Der zweite Band der Reisebilder ward (vermuthlich wegen der Bemerkungen über den hannövrischen Adel) bald nach Erscheinen verboten. — Die Reise nach Italien trat Heine im Juli 1828 von München aus an. Sein Bruder Maximilian begleitete ihn bis Tyrol. Über Insbruck, Brixen, Trient und Ala ging der Dichter zuerst nach Verona, und setzte zu Anfang des Augustmonats über Brescia, Mailand, Marengo und Monza seine Reise nach Genua und von da nach den Bädern von Lucca fort. Der Tod seines Vaters Samuel Heine rief ihn plötzlich nach Deutschland zurück. — Auf die literarische Fehde mit dem Grafen August v. Platen lassen die Briefe Heine's an Immermann interessante Streiflichter fallen; ich verweise daher vorläufig auf das baldige Erscheinen dieser werthvollen Korrespondenz.

Der Vollständigkeit wegen bemerke ich, dass zwei in der ersten Auflage enthaltene Stellen später von Heine verändert worden sind. Die eine derselben findet sich in der „Harzreise", Seite 84, Zeile 8—13, und lautet in der ursprünglichen Fassung: „Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und das Gespräch kam auf Goethe's Werke. Keiner meiner ästhetischen Kollegen würde sich hier die

Gelegenheit rauben lassen, über letztere ein lang und breites Gespräch einzuflechten. Aber ich schreibe nicht gern, was unwahr ist, und wir haben wirklich nicht lange über Goethe gesprochen, indem ich aus Furcht, dass ich mich, wie ein deutscher Literatus, am Lieblingsthema festschwatzen möchte, das Gespräch auf andre Gegenstände leitete, und so kamen wir auf römische Vasen, Angorakatzen, Lord Byron, Makaroni, türkische Shawls u. s. w. — Die ältere Dame lispelte sehr hübsch einige Sonnenuntergangsstellen aus Byron's Gedichten." — Die ursprüngliche Fassung der zweiten Stelle („Norderney", S. 168, Z. 6—12) war: „Ein solcher Geist ist es, worauf folgende Worte von Kant hinzuweisen scheinen: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, Das ist von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbei ist gar nicht nöthig zu beweisen, dass ein solcher intellectus archetypus möglich sei, sondern nur dass wir, in der Dagegenhaltung unsers diskursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen

Widerſpruch enthalte." — In den ſpäteren Bänden dieſer Geſammtausgabe ſind ähnliche Varianten, zu bequemerem Überblick, ſtets an der betreffenden Stelle unter dem Text aufgeführt.

Aus der erſten Auflage habe ich ergänzt

In der „Harzreiſe:"

Band I, S. 18 Es liegen noch — S. 20 Streckt uns Alle in den Sand.

S. 28 vielleicht gar — Breiſüppchen zurecht-matſcht.

S. 42 die kunſterfahrene Frau — S. 43 beſpötteln konnte.

S. 48 In dieſen philoſophiſchen — S. 49 der Menſch es nicht aushalten.

S. 50 und Gott weiß — zu verſchlingen drohte.

S. 80 Die Dame war noch — S. 81 ſind ſitzen geblieben.

S. 82 Beide waren entzückt — für ein armer Patron!

S. 88 In der „Macht der Verhältniſſe" — „jeder Zoll ein Lump!"

S. 103 Eine Karolina ſchreibt — S. 104 naſs geworden.

In „Norderney:“

Band I, S. 134 Auch hat man — ist vor der Hand geschützt, und

S. 136 Ersterer ist — logiert hat.

S. 159 Was aber ein brittischer Freiheitston ist — Britons never shall be slaves!

S. 162 wie mein Unglaubensgenosse Spinoza,

S. 179 Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle lese — S. 184 große Alexandersprünge versucht.

S. 184, Z. 16 reichlicher

S. 184 und die mir Derselbe jüngsthin geschenkt hat.

In den „Ideen:“

Band I, S. 271 Apropos, Madame, die dreiprocentigen Böckhs sind flau, die fünfprocentigen Hegels sind gestiegen —

S. 293 an dessen Bildung kein Aristoteles Antheil hatte, Dieser (Die Stelle bezieht sich auf das verschollene Uechtritz'sche Drama „Alexander und Darius“, über welches Heine um dieselbe Zeit im „Hamb. unpart. Correspondenten“ eine beißende Kritik abdrucken ließ.)

Aus der französischen Ausgabe ergänzte ich

In der „Reise von München nach Genua:“

Band II, S. 129 heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon.

In der „Stadt Lucca:"

Band II, S. 357 Der heilige Joſeph — ſo tief ergriffen gefühlt.

Endlich habe ich noch eine möglichſt wortgetreue Überſetzung der Vorrede Heine's zur franzöſiſchen Ausgabe beigefügt.

Letztere — die franzöſiſche Ausgabe der Reiſebilder — erſchien zuerſt 1834, nachdem Bruchſtücke daraus*) bereits zwei Jahre vorher in der Revue des deux mondes abgedruckt worden. In den Oeuvres complètes de Henri Heine füllen die Reiſebilder zwei Bände. Der erſte enthält, außer einer Studie von Théophile Gautier über den Dichter, die erwähnte Vorrede Heine's, les montagnes du Hartz, l'île de Norderney, le tambour Legrand, Angleterre (einen Auszug der „Engliſchen Fragmente"), Schnabelewopski und die, Explication betitelte Vorrede zum erſten Theile des „Salon;" — der zweite Voyage de Munich à Gênes, les bains de Lucques, la ville de

*) Überſetzt von Loeve-Veimars. Die franzöſiſchen Titel dieſer, in der Revue des deux mondes vom 15. Juni, 1. September und 15. December 1832 enthaltenen Auszüge lauteten: Excursion au Blocksberg et dans les montagnes du Hartz, Histoire du tambour Legrand und Les bains de Lucques.

Lucques und les nuits florentines, unter dem Gesammttitel „Italie.“ Ich habe die beiden Novellenfragmente mit dem „Rabbi von Bacharach“ zu einem besonderen Bande vereint.

Meinem Versprechen gemäß gebe ich nachfolgend ein Verzeichnis der Stellen, welche in der französischen Ausgabe gestrichen oder verändert sind. Es fehlen dort, außer den angeführten, von mir ergänzten Passagen und sämmtlichen Mottos,

In der „Harzreise:“

Band I, S. 32 Innig rührt es mich — S. 33 nach euren geheiligten Waden.

S. 42 Indessen noch unerfreulicher — als in ein Gotteshaus.

S. 74 Ja, ein junger Dichter — S. 75 und jagte vorüber.

S. 99 Er war ein Frankfurt-am-Mainer — unter dem Fabrikpreise verkaufen.

S. 100 Ein Klavierauszug aus Dante's „Hölle“ — cum omni causa.

S. 115 Daſs ich, in so misslicher Stellung, dieses Letztere gethan habe, wird mir gewiſs Niemand verdenken. (Statt mit diesem Satze, schließt die Übersetzung der „Harzreise“ in der Revue des deux mondes mit den Worten: Es ist weder

für ihn ſelbſt, noch für ſeinen Leſer immer gut, wenn der Reiſende ein Poet iſt.)

S. 116 Dieſes würde vielleicht ſchon — S. 117 und ihrer Götter.

In „Norderney:"

Band I, S. 138 und dieſe Menſchen haben einen Tugendpöbel — S. 143 nach Belieben ſtimmt.

S. 152 Mag es immerhin lächerlich klingen — S. 153 von oben herabſehen könnte!

S. 154 Und wer iſt der ſchleichende Dr. L.? — S. 155 wo ich jetzt wandle?

S. 155 Im Jahre 1819 — S. 156 dadurch Hörner erworben.

S. 157 und überall zeigt ſich die Vorliebe — S. 159 Britons never shall be slaves!

S. 160 — ja, können ſie auch nachweiſen — S. 161 eines honetten Mannes geſeſſen.

S. 161 Mein Tadel, wie geſagt — S. 162 und ſie haben alle gut geſpielt.

S. 172 Von dieſer letzteren Seite — S. 173 vor die Seele zu führen.

S. 178 und weil ſein Oreſtes noch lebt.

S. 179 Ein Gothaer, höre ich — S. 192 mit euren Kappen.

In den „Ideen:"

Band I, S. 199 — sie würden auch sonst nicht so viele schlechte Stücke aufführen lassen —

S. 210 Ja, als der Major Duvent — um Dieses sagen zu dürfen —

S. 263 Die erste Strophe des Liedes.

S. 276 Apropos, bei Erwähnung — auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.

S. 291 Kann man aber die Leute nicht hängen — S. 302 zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln.

S. 303 ohne zu bedenken — den Gesellschafter.

In der „Reise von München nach Genua:"

Band II, S. 9 Ich aber nahm das neue Athen — S. 14 des großen Meisters.

S. 20 ein übelriechendes Lächeln — begeistern konnte.

S. 34 Es giebt einen Adler — S. 39 Ludwig von Baiern.

S. 46 Er ist für Tyrol — was ihm lieb war.

S. 116 Nächst Goethe's italiänischer Reise — S 117 aus jeder Zeile hervorblickt.

S. 120 Da hörte ich Nichts — Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver (Der letzte Satz beginnt in der französischen Ausgabe: „Ich fand in

diesem Hotel Reichmann eine englische Bekanntschaft wieder, einen Mister Liver")

S. 124 Vielleicht gewährt — furore.

S. 129 Unbedingt liebe ich — S. 130 ein für allemal verständigen.

S. 131 Es will uns da manchmal bedünken — eine Geistergeschichte sein solle.

S. 131 Wie es eine materielle — S. 132 eher vermehrt als vermindert; doch

S. 137 Wer denkt jetzt noch an Marengo! — S. 143 Ich bin gut russisch, sagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und stieg („Auf dem Schlachtfelde von Marengo stieg ich")

In den „Bädern von Lucca:"

S. 163 Die Widmung an Immermann.

S. 256 oder gar noch bedenklichere Dinge — auf der Tapete sehen wirst.

S. 259 Versteht sich: an den Mann — bemerkte meine Wenigkeit.

S. 260 Statt „Gedichte von August Grafen von Platen ꝛc." steht in der französischen Ausgabe: „Gedichte von Graf Ramler dem Jüngeren. Stuttgart, 1828, bei Cotta." — Es fehlen gleichfalls die beiden folgenden Sätze: Auf dem Hinterblatte — darin gelesen hatte.

S. 261. Statt des Satzes: „Das ist eben das Schöne — sollten wir ihm dankbar sein.“ steht in der französischen Ausgabe: Das ist eben das Schöne an diesem Dichter, dass er vor Allem die Freundschaft versteht.

S. 262 Es ist ewig Schade — S. 265 o mein süßes Leben!“

S. 265. Statt „ächzte — kokettierte.“ steht: et fit les mines langoureuses et les coquetteries voulues.

S. 273 Was ist denn der Graf Platen — S. 311 Geschrieben im Spätherbst des Jahres 1829.

In der „Stadt Lucca:“

S. 346. Statt „Vulgata.“ steht „Iliade.“

S. 352. Der Schluss des Kapitels lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt:

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken, Gedanke meiner Seele, meine vielgeliebte, schöntanzende, allergläubigste Franceska! öffne mir deine Thür! Das wird für mich auch die Pforte des Himmels, deines schönen katholischen Himmels sein. Ich verspreche dir, dem protestantischen Glauben zu entsagen, dieser häßlichen und kalten Religion, welche ich bekannt habe, ohne sie jemals zu lieben ... Zu

deinen weißen, anbetungswürdigen Füßen will ich die Irrthümer Luther's abschwören, denen ich nur aus weltlichem Zwange und durch die preußischen Kniffe Satan's zugethan war ... Öffne mir deine Pforte, und ich will eintreten in den Schoß der katholischen, apostolischen und römischen Kirche! In deinen strenggläubigen Armen will ich kosten die Wonne der Seligen! auf deinen Lippen, in deinen Küssen wird sich mir das holde Symbol enthüllen, das Wunder des heiligen Mysteriums vollzieht sich dann ... das Wort wird Fleisch ... Gott ist die Liebe ... Um der Liebe Gottes willen, öffne mir doch!

Ach, die Pforte des Heils öffnete sich mir nicht in dieser Nacht, und ich kehrte nach Hause zurück, abgeblitzt, verdrossen, murrend und protestantisch nach wie vor.

S. 395 fehlen die Worte: und dessen Charakter — das Interesse an Fürstenlaster!"

S. 402—416 fehlen hier ganz. (S. 406 bis 409 finden sich indeſs in der französischen Ausgabe der „Romantischen Schule," bei Gelegenheit der Besprechung Ludwig Tieck's, mit dem Schlussſatze: „Ich glaubte, daſs ich mich nie darüber trösten würde; aber die Zeit tröstet uns über Alles.")

In der „späteren Nachſchrift:"

S. 420 und 421 fehlen die Worte: Aux armes, citoyens!

In dem „Schlußwort:

S. 422 Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit — S. 425 Das iſt dein größter Mann!

Reiſebilder.

Vorrede

zur franzöſiſchen Ausgabe

der Reiſebilder.

Es wird immer eine ſchwer zu entſcheidende Frage ſein, wie ein deutſcher Schriftſteller ins Franzöſiſche zu überſetzen iſt. Soll man hie und da Gedanken und Bilder ausmerzen, wenn ſie dem civiliſierten Geſchmack der Franzoſen nicht entſprechen und ihnen als eine ſtörende, vielleicht gar lächerliche Übertreibung erſcheinen könnten? Oder ſoll man den ungeleckten Deutſchen bei der Pariſer ſchönen Welt einführen mit all ſeiner überrheiniſchen Originalität, phantaſtiſch mit Germanismen aufgeputzt und überladen mit hyperromantiſchem Zierat? Ich für mein Theil denke nicht, daſs der ungeleckte

Deutſche in gelecktes Franzöſiſch überſetzt werden muſs, und ſo ſtelle ich mich hier ſelbſt in meinem urſprünglichen Barbarenzuſtande vor, wie die Charruas-Indianer, denen ihr vorigen Sommer eine ſo wohlwollende Aufnahme bereitet habt. Und auch ich bin ein Krieger, wie der große Takuabeh es geweſen. Er iſt jetzt todt, und ſeine ſterbliche Hülle ruht, ſorgfältigſt aufbewahrt, im zoologiſchen Muſeum des Jardin des Plantes, dieſem Pantheon des Thierreichs.

Mein Buch iſt ein Ausſtellungstheater. Tretet ein ohne Furcht! Ich bin nicht ſo bösartig wie ich ausſehe. Ich habe mein Geſicht nur mit ſo wilden Farben bemalt, um meine Feinde in der Schlacht deſto wirkſamer zu erſchrecken. Im Grunde bin ich ſanft wie ein Lamm. Beruhigt euch alſo, und reicht mir die Hand! Auch meine Waffen dürft ihr berühren, ſelbſt den Köcher und die Pfeile, denn ich habe ihre Spitzen abgeſtumpft, wie wir Barbaren zu thun pflegen, wenn wir uns einem geweihten Orte nähern. Unter uns geſagt, dieſe Pfeile waren nicht bloß ſcharf, ſondern auch wohlvergiftet. Heut zu Tage ſind ſie ganz unſchädlich und harmlos, und ihr könnt euch zum Spaß die bunten Federn

daran betrachten; eure Kinder dürften sie selbst als Spielzeug benutzen.

Ich will die tätowierte Sprache verlassen und mich französisch ausdrücken.

Der Stil, die Gedankenverkettung, die Übergänge, die grotesken Einfälle, die Seltsamkeiten des Ausdrucks, kurz der ganze Charakter des deutschen Originals ist, soweit möglich, Wort für Wort in dieser französischen Übersetzung der Reisebilder wiedergegeben. Geschmack, Eleganz, Anmuth und Zierlichkeit sind überall schonungslos der buchstäblichen Treue geopfert worden. Es ist jetzt ein deutsches Buch in französischer Sprache, ein Buch, das nicht den Anspruch macht, dem französischen Publikum zu gefallen, sondern vielmehr dies Publikum eine fremde Originalität kennen zu lehren. Ich will unterrichten, nicht bloß unterhalten. Solcherweise haben wir Deutsche die ausländischen Schriftsteller übersetzt, und nicht ohne Vortheil — wir haben dabei neue Gesichtspunkte, neue Wortformen und Sprachwendungen gewonnen. Eine ähnliche Acquisition könnte euch nicht schaden.

Nachdem ich mir vorgenommen, euch vor Allem mit dem Charakter dieses fremdartigen Buches

bekannt zu machen, schien es mir von minderem Belang, euch dasselbe völlig unverkürzt darzubieten; einmal weil mehrere Stellen, die nur auf Lokal- und Zeit-Anspielungen, auf Wortwitzen und sonstigen Specialitäten der Art beruhen, sich nicht im Französischen nachahmen ließen; sodann weil mehrere Partieen, die in feindseligster Weise gegen hier zu Land unbekannte Persönlichkeiten und Zustände gerichtet waren, auf Französisch wiederholt, zu den unangenehmsten Missverständnissen Anlass geben könnten. So habe ich eine Hauptstelle unterdrückt, welche eine Schilderung der Insel Norderney und des deutschen Adels enthielt. Die „Englischen Fragmente" sind um mehr als die Hälfte verkürzt worden — das Gestrichene bezog sich ausschließlich auf die damalige Politik. In der Abtheilung „Italien", die im Jahre 1828 geschrieben ward, haben dieselben Gründe mich zur Weglassung mehrerer Kapitel bestimmt. Indess, die Wahrheit zu sagen, ich hätte diese ganze Abtheilung opfern müssen, wenn ich mich bei Dem, was die katholische Kirche betrifft, von ähnlichen Erwägungen hätte beherrschen lassen. Ich hielt mich nur für verpflichtet, hier eine sehr herbe Stelle zu tilgen, worin sich jener protestantische Eifer allzu breit

machte, deſſen Grämlichkeit im luſtigen Frankreich wider den guten Geſchmack verſtößt. In Deutſchland war ein ſolcher Eifer keineswegs am unrechten Orte; denn in meiner Eigenſchaft als Proteſtant konnte ich den Obſkuranten und ſcheinheiligen Heuchlern, den deutſchen Phariſäern wie Saducäern, viel wirkſamere Streiche verſetzen, als wenn ich als Philoſoph geredet hätte. Damit es jedoch den Leſern, welche das Original und die Überſetzung vergleichen möchten, nicht möglich ſei, mich wegen ſolcher Auslaſſungen etwa unangemeſſener Konceſſionen zu beſchuldigen, will ich mich offen über dieſen Punkt ausſprechen.

Dies Buch iſt, mit Ausnahme weniger Blätter, vor der Julirevolution verfaſſt worden. Zu jener Zeit hatte in Deutſchland der politiſche Druck eine allgemeine Stummheit zu Wege gebracht; die Gemüther waren in eine Lethargie der Verzweiflung verſunken, und wer damals noch zu reden wagte, muſſte ſich mit um ſo größerer Leidenſchaftlichkeit ausſprechen, je mehr er am Siege der Freiheit verzweifelte, und je erbitterter die Partei des Pfaffenthums und der Ariſtokratie gegen ihn loszog. Ich gebrauche die Ausdrücke „Pfaffenthum“ und

„Aristokratie" nur aus Gewohnheit, denn ich habe mich immer zu jener Zeit dieser Worte bedient, als ich allein die Polemik gegen die Champions der Vergangenheit unterhielt. Diese Worte waren verständlich für Jedermann, und ich hielt mich, wie ich einräumen muss, damals noch an die Terminologie von 1789 und verschwendete einen großen Aufwand von Worten wider die Geistlichkeit und den Adel oder, wie ich sie nannte, wider das Pfaffenthum und die Aristokratie. Aber ich bin seitdem auf der Bahn des Fortschritts weiter gewandert, und meine lieben Deutschen, welche, durch die Juli-Kanone aus dem Schlafe geweckt, meinen Spuren gefolgt sind und jetzt die Sprache von 1789 oder gar von 1793 reden, sind noch so weit von mir entfernt, dass sie mich aus dem Gesichte verloren haben und sich einbilden, dass ich hinter ihnen zurückgeblieben sei. Ich werde der allzu großen Mäßigung, der Verständigung mit den Aristokraten bezichtigt, und ich sehe den Tag schon kommen, wo man mir auch eine Hinneigung zum Pfaffenthume vorrücken wird. Die Wahrheit ist, dass ich heut zu Tage unter dem Wort Aristokratie nicht bloß den Geburtsadel verstehe, sondern alle Diejenigen — heißen sie, wie sie wollen, — welche auf Kosten des Volkes leben.

Die schöne Formel: „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen," die wir, wie so vieles Treffliche, den Saint-Simonisten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen Betreffs der Geburtsprivilegien. Unser altes Feldgeschrei gegen den Priesterstand ist gleichfalls durch eine bessere Parole ersetzt worden. Es handelt sich nicht mehr darum, gewaltsam die alte Kirche zu zertrümmern, sondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Priesterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage selbst danach, Priester zu sein.

Für Deutschland ist ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; sie hat erst eben begonnen. In Frankreich scheint sie im Gegentheil zu Ende zu gehn; wenigstens däucht es mir, als müsste man sich hier vielmehr positiven Bestrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlassen hat.

Aus einer Art schriftstellerischem Aberglauben habe ich meinem Buche seinen deutschen Titel gelassen. Unter dem Namen „Reisebilder" hat es (mit besserm Erfolg als der Verfasser) seinen Weg

in der Welt gemacht, und ich habe gewünſcht, daſs es dieſen glücklichen Namen in der franzöſiſchen Ausgabe behalte.

Paris, den 20. Mai 1834.

Heinrich Heine.

Die Harzreiſe.

(1824.)

Nichts iſt dauernd, als der Wechſel; Nichts beſtändig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend.

Börne.

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,
Weiße höfliche Manschetten,
Sanfte Reden, Embrassieren —
Ach, wenn sie nur Herzen hätten!

Herzen in der Brust, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Gesinge
Von erlognen Liebesschmerzen.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die frommen Hütten stehen,
Wo die Brust sich frei erschließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Karcer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine," und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt und an einigen Orten ſo breit, daſs Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen muſste, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, und gefällt Einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muſs ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikuliert und bald

darauf konsiliiert wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altkluge Ansehen, und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thédansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Justizräthen, Relegationsräthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen, und davon stammten alle die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste, über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Ritschenkruges und Bovden's sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Gesetzbuch, welches Komment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingen's eingetheilt in Studenten, Professoren, Phi-

liſter und Vieh, welche vier Stände doch Nichts weniger als ſtreng geſchieden ſind. Der Viehſtand iſt der bedeutendſte. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Profeſſoren hier herzuzählen, wäre zu weitläuftig; auch ſind mir in dieſem Augenblicke nicht alle Studentennamen im Gedächtniſſe, und unter den Profeſſoren ſind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philiſter muſs ſehr groß ſein, wie Sand oder, beſſer geſagt, wie Koth am Meer; wahrlich, wenn ich ſie des Morgens mit ihren ſchmutzigen Geſichtern und weißen Rechnungen vor den Pforten des akademiſchen Gerichtes aufgepflanzt ſah, ſo mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur ſo viel Lumpenpack erſchaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läſſt ſich ſehr bequem nachleſen in der Topographie derſelben von K. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfaſſer, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligſten Verpflichtungen hege, ſo kann ich doch ſein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muſs tadeln, daſs er jener falſchen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht ſtreng genug widerſpricht. Ja, ich habe mich ſogar ſeit Jahr und Tag mit einer ernſten Widerlegung dieſer Meinung beſchäftigt, ich habe deſshalb

vergleichende Anatomie gehört, die seltensten Werke auf der Bibliothek excerpiert, auf der Weenderstraße stundenlang die Füße der vorübergehenden Damen studiert, und in der grundgelehrten Abhandlung, so die Resultate dieser Studien enthalten wird, spreche ich 1) von den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) stelle ich Alles zusammen, was über diese Füße auf Ullrich's Garten schon gesagt worden, 6) betrachte ich diese Füße in ihrem Zusammenhang, und verbreite mich bei dieser Gelegenheit auch über Waden, Knie u. s. w., und endlich 7), wenn ich nur so großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Fakſimile göttingiſcher Damenfüße. —

Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiſs noch im Bette und träumte wie gewöhnlich, er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren ſüßeſten Tönen ſein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der eine zum

andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wusste er nicht mal, wie der Genitiv von mensa heißt.“ So unbedeutend diese Worte klingen, so muss ich sie doch wieder erzählen, ja, ich möchte sie als Stadt-Motto gleich auf das Thor schreiben lassen; denn die Jungen piepsen; wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta.

Auf der Chaussée wehte frische Morgenluft, und die Vögel sangen gar freudig, und auch mir wurde allmählich wieder frisch und freudig zu Muthe. Eine solche Erquickung that noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenstall herausgekommen, römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn,“ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume saß, hielt ich gar für eine Korpusjuris-Ausgabe mit verschlungenen Händen. Auf der Landstraße fing es schon an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eseltreiber mit ihren grauen

Zöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieſes iſt nicht das idylliſche Paar, wovon Geſsner ſingt, ſondern es ſind wohlbeſtallte Univerſitätspedelle, die wachſam aufpaſſen müſſen, daſs ſich keine Studenten in Bovden duellieren, und daſs keine neuen Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpekulierenden Privatdocenten eingeſchmuggelt werden. Schäfer grüßte mich ſehr kollegialiſch; denn er iſt ebenfalls Schriftſteller, und hat meiner in ſeinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citiert hat und, wenn er mich nicht zu Hauſe fand, immer ſo gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu ſchreiben. Dann und wann rollte auch ein Einſpänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit oder auch für immer wegreiſten. In ſolch einer Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehn, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, Das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Ägyptens — nur daſs in dieſen Univerſitätspyramiden keine Weisheit verborgen iſt.

Aus den Myrtenlauben bei Rauschenwasser sah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort sein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landstraße das Geleit, klätschelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reiter ihr hinten auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitsche überlangte, und schob sich alsdann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geistreich, und sangen gar lieblich das Rossini'sche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Lise!" Diese Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger selbst verlor ich bald völlig aus dem Gesichte, sintemal sie ihre Pferde, die im Grunde einen deutsch langsamen Charakter zu haben schienen, gar entsetzlich anspornten und vorwärtspeitschten. Nirgends wird die Pferdeschinderei stärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich sah, wie solch eine schweißtriefende, lahme Kracke für das bischen Lebensfutter von unsern Rauschenwasserrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen musste, so dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiss haben deine Voreltern im Paradiese verbotenen Hafer gefressen!"

Im Wirthshause zu Nörten traf ich die bei-

den Jünglinge wieder. Der Eine verzehrte einen Heringssalat, und der Andere unterhielt sich mit der gelbledernen Magd, Fusia Kanina, auch Trittvogel genannt. Er sagte ihr einige Anständigkeiten, und am Ende wurden sie hand-gemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hosen, die in geschichtlicher Hinsicht sehr merkwürdig sind, wieder heraus und schenkte sie dem kleinen Kellner, den man Kolibri nennt. Die Bussenia, die alte Wirthin, brachte mir unterdessen ein Butterbrot, und beklagte sich, dass ich sie jetzt so selten besuche, denn sie liebt mich sehr.

Hinter Nörten stand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, dass alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshaussonne in Nordheim ist auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein, und fand das Mittagessen schon fertig. Alle Gerichte waren schmackhaft zubereitet, und wollten mir besser behagen, als die abgeschmackten akademischen Gerichte, die salzlosen, ledernen Stockfische mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgesetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beschwichtigt hatte, bemerkte ich in derselben Wirthsstube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff

waren abzureiſen. Dieſer Herr war ganz grün gekleidet, trug ſogar eine grüne Brille, die auf ſeine rothe Kupfernaſe einen Schein wie Grünſpan warf, und ſah aus, wie der König Nebukadnezar in ſeinen ſpätern Jahren ausgeſehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes Nichts als Salat aß. Der Grüne wünſchte, daſs ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem erſten beſten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Geſicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter ausſahen, ein langfleiſchig herabhängendes Unterkinn, das eine ſchlechte Fortſetzung des Geſichtes zu ſein ſchien, und ein hochaufgeſtapelter Buſen, der mit ſteifen Spitzen und vielzackig feſtonierten Krägen, wie mit Thürmchen und Baſtionen, umbaut war und einer Feſtung glich, die gewiſs eben ſo wenig wie jene andern Feſtungen, von denen Philipp von Macedonien ſpricht, einem mit Gold beladenen Eſel widerſtehen würde. Die andere Dame, die Frau Schweſter, bildete ganz den Gegenſatz der eben beſchriebenen. Stammte Jene von Pharao's fetten Kühen, ſo ſtammte Dieſe

von den magern. Das Geſicht nur ein Mund zwiſchen zwei Ohren, die Bruſt troſtlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Geſtalt glich einem Freitiſch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit, ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logierten. Ich bejahte es mit gutem Gewiſſen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenſter hinaus. Der Sonnenwirth lächelte gar ſchlau und mochte wohl wiſſen, daſs der Karcer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es ſchon gebirgig, und hier und da treten ſchöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meiſtens Krämer, die nach der Braunſchweiger Meſſe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, faſt häuſerhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältnis auf dem Rücken trug. Darin ſaßen allerlei eingefangene Singvögel, die beſtändig piepſten und zwitſcherten, während ihre Trägerinnen luſtig dahinhüpften und ſchwatzten. Mir kam es gar närriſch vor, wie ſo ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Oſterode. Es fehlte mir der Appetit zum Eſſen, und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde

wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertationen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daſs es Nacht war, und herabhängende Kryſtall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke ſchlug eben Zwölf, die Saalthüre öffnete ſich langſam, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juriſtiſchen Fakultät. Das Rieſenweib, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis, Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zuſammen in der einen Hand, in der andern hielt ſie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes, an ihrer rechten Seite ſprang windig hin und her der dünne Hofrath Ruſtikus, der Lykurg Hannovers, und deklamierte aus ſeinem neuen Geſetzentwurf; an ihrer linken Seite humpelte gar galant und wohlgelaunt ihr Cavaliere servente, der geheime Juſtizrath Cajacius, und riſs beſtändig juriſtiſche Witze,

und lachte selbst darüber so herzlich, daſs sogar die ernste Göttin sich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüsterte: „Kleiner, loser Schalk, der die Bäume von oben herab beschneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte Etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Systemchen oder Hypotheschen oder ähnliches Mißgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthür traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die sich als die andern großen Männer des illustren Ordens kund gaben, meistens eckige, lauernde Gesellen, die mit breiter Selbstzufriedenheit gleich darauf los definierten und distinguierten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputierten. Und immer kamen noch neue Gestalten herein, alte Rechtsgelehrte in verschollenen Trachten, mit weißen Allongeperücken und längst vergessenen Gesichtern, und sehr erstaunt, daſs man sie, die Hochberühmten des verflossenen Jahrhunderts, nicht sonderlich regardierte; und diese stimmten nun ein, auf ihre Weise, in das allgemeine Schwatzen und Schrillen und Schreien, das wie Meeresbrandung immer verwirrter und lauter die hohe Göttin umrauschte, bis Diese die Geduld verlor, und

in einem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötzlich aufſchrie: „Schweigt! ſchweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhnende Kraft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuldloſen an den Marterfelſen, und all euer Geſchwätz und Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und ſeine Feſſeln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die ganze Verſammlung heulte wie von Todesangſt ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreiſchte immer wilder, — und fort aus dieſem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſtoriſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die heiligen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der mediceiſchen Venus nebeneinander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Segen, goſs ſeine ſüßeſten Lyraklänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freund-

liches Klingen. Die Herden zogen auf die Weide, und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne schien durch das Fenster und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargestellt stand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungs-Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabschneidereien, die man gar nicht ansehen kann, ohne Gott zu danken, daſs man ruhig im Bette liegt und guten Kaffe trinkt und den Kopf noch so recht komfortabel auf den Schultern sitzen hat.

Nachdem ich Kaffe getrunken, mich angezogen, die Inschriften auf den Fensterscheiben gelesen, und Alles im Wirthshause berichtigt hatte, verließ ich Osterode.

Diese Stadt hat so und so viel Häuser, verschiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottschalk's „Taschenbuch für Harzreisende" genauer nachzulesen ist. Ehe ich die Landstraße einschlug, bestieg ich die Trümmer der uralten Osteroder Burg. Sie bestehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmauerigen, wie von Krebsschäden angefressenen Thurms. Der Weg nach

Klausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der ersten Höhen schaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Osterode mit seinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervorguckt wie eine Moosrose. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponierende Rückseite.

Es liegen noch viele andre Burgruinen in dieser Gegend. Der Hardenberg bei Nörten ist die schönste. Wenn man auch, wie es sich gebührt, das Herz auf der linken Seite hat, auf der liberalen, so kann man sich doch nicht aller elegischen Gefühle erwehren beim Anblick der Felsennester jener privilegierten Raubvögel, die auf ihre schwächliche Nachbrut bloß den starken Appetit vererbten. Und so ging es auch mir diesen Morgen. Mein Gemüth war, je mehr ich mich von Göttingen entfernte, allmählich aufgethaut, wieder wie sonst wurde mir romantisch zu Sinn, und wandernd dichtete ich folgendes Lied:

Steiget auf, ihr alten Träume!
Öffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmuthsthränen
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Droſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz' ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geſchlechter
Und verſunkner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der ſtolze Mann,
Der die Beſten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Epheu rankt an dem Balkone,
Wo die ſchöne Dame ſtand,
Die den ſtolzen Überwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Siegrin,
Hat beſiegt des Todes Hand —
Jener dürre Senſenritter
Streckt uns Alle in den Sand.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte, der junge Herzog ſei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld freikommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaſſt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem „Herzog Ernſt.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daſs die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das wunderbare Volkslied ſang: „Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!“ Das iſt ſchön bei uns Deutſchen: Keiner iſt' ſo verrückt, daſs er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn ver-

ſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'ſche Wort ins Leben des Volkes gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte ebenfalls zuweilen vor ſich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!“ Solche Korruption des Textes iſt beim Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werther's“ trauert. Der Schneider zerfloſs vor Sentimentalität bei den Worten: „Einſam wein' ich an der Roſenſtelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Kaſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Kamiſol, und weint wie eine Dachtraufe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!“ Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen hüpfte hin und her und rief beſtändig: „Die doppelte Poeſie iſt die dop-

pelte Poesie!“ Endlich brachte ich es heraus, daſs er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen, im Sinne hatte. — Unterdeſs, durch große Bewegung und durch den konträren Wind, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſierte: „Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!“ Doch bald klagte er, daſs er ſich Blaſen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläuftig ſei; und endlich bei einem Baumſtamme ließ er ſich sachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode!“

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur keine ſchroffen Übergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch korreſpondierendes Kolorit, ſo daſs alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik

in einander ſchmelzen, und jeder Naturanblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt Letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden klaſſificiert, und das Waſſer iſt naſs.

Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten mit grauen Dächern ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort," ſagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren," — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändnis; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwidern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich Deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füß-

chen und seinem Bündel Reisig ins Walddickicht fortgesprungen. Die Kinder, dacht' ich, sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und sind also noch im Stande, dieselben zu verstehen; Unsereins aber ist schon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und schlechte Verse im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Klausthal wieder recht lebhaft ins Gedächtnis. In dieses nette Bergstädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor steht, gelangte ich, als eben die Glocke Zwölf schlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, fast alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, sprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einst selbst als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen musste, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf schlug. Die Kinder sahen an meinem Ranzen, dass ich ein Fremder sei, und grüßten mich recht gastfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, sie hätten eben Religions-

unterricht gehabt, und er zeigte mir den königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Christenthum abfragt. Dieses Büchlein war sehr schlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch schon gleich einen unerfreulich löschpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erschrecklich missfiel, dass das Einmaleins, welches doch mit der heiligen Dreiheitslehre bedenklich kollidiert, im Katechismus selbst, und zwar auf dem letzten Blatte desselben, abgedruckt ist, und die Kinder dadurch schon frühzeitig zu sündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da sind wir im Preußischen viel klüger, und bei unserem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die sich so gut aufs Rechnen verstehen, hüten wir uns wohl, das Einmaleins hinter dem Katechismus abdrucken zu lassen.

In der „Krone" zu Klausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Petersilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimborasso in Miniatur, so wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 gestorben, und um jener Erfindung willen von Karl V. so verehrt wurde, dass derselbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Zeeland

reiſte, bloß um dort das Grab dieſes großen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſolch ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt verzehrt. Nur der Kaffe nach Tiſche wurde mir verleidet, indem ſich ein junger Menſch diskurſierend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronierte, daſs die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſener mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel' goldnen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wuſste er auswendig, ſo wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo ſie am wenigſten paſsten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daſs vor meiner Abreiſe von dort ein Dekret des akademiſchen Senats erſchienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie dadurch von den nichttollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gar keine Schwänze haben. — Nach Tiſche

machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt. In der Münze traf ich es ſchon beſſer, und konnte zuſehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei ſolcher Gelegenheit immer das Zuſehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Israel die ſilberne Manna mit luſtigem Muthe einſammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komiſch Ehrfurcht und Rührung gemiſcht waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägſtocke kam, in die Hand, und ſprach zu ihm: Junger Thaler! welche Schickſale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böſes wirſt du ſtiften! wie wirſt du das Laſter beſchützen und die Tugend flicken! wie wirſt du geliebt und dann wieder verwünſcht werden! wie wirſt du ſchwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirſt du raſtlos umherirren, durch reine und ſchmutzige Hände, jahrhundertelang, bis du endlich ſchuldbeladen und ſündenmüd verſammelt wirſt zu den Deinigen im Schoße Abraham's, der dich einſchmelzt und

läutert und umbildet zu einem neuen beſſeren Sein, vielleicht gar zu einem unſchuldigen Theelöffelchen, womit einſt mein eigenes Ur-Urenkelchen ſein liebes Breiſüppchen zurechtmatſcht.

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Klausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Karolina,“ fand ich ſehr intereſſant, und ich muſs ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Öffnung, die wie ein Kaminfegerloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſtzuhalten habe, und bittet, angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt Nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar Nichts vom Bergwerksweſen

verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daſs man ſich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muſs. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſein mag. Aber bald merkt man doch, daſs es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daſs es mehrere von fünfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Karolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Karolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothig naſs. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer, es ſei gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorſichtiger Menſch hinuntergeſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und

Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen oder das hervorgeſinterte Waſſer herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah, Lafayette!“ ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immmerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinenbewegung, unterirdiſches Quellengerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſcherigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daſs ich im vorigen Jahre ungefähr um dieſelbe Zeit einen Sturm auf der Nordſee erlebte, und ich meinte jetzt, es ſei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und

her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeterſtückchen losblaſen, zwiſchendrein der luſtige Matroſenlärm erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Karolina. Hier wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung trafen mich mit ihren tiefſinnig klaren Blicken die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Geſichter dieſer jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche,

pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er, wie viele Feſtlichkeiten damals ſtatt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zither geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todtſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſein und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu wie das treue deutſche Volk. Wüſste ich nicht, daſs die Treue ſo alt iſt wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſen-

floskel. An euren Höfen, ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied von dem getreuen Eckart und dem bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und ihr irrt, wenn ihr glaubt, der alte verständige, treue Hund sei plötzlich toll geworden, und schnappe nach euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht ohne viel Geflacker still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlte — Glückauf!

Die meisten Bergarbeiter wohnen in Klausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zither, ihrem Lieblingsinstrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden;

und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Vierteljahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiſs innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzereien dieſes Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daſs nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſem Volke in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, konſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Märchen, wunderbar

und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bei allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daſs wir ſpäter abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühſam einwechſeln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig intereſſieren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt

auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber hinterm Ofen, trug einen geblümten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter blonder, blitzäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von diesem Rocke wohl schon viele Geschichtchen erzählt haben, viele ernsthafte hübsche Geschichten, die der Junge gewiss nicht so bald vergisst, die ihm noch oft vorschweben werden, wenn er bald als ein erwachsener Mann in den nächtlichen Stollen der Karolina einsam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längst todt ist, und er selber, ein silberhaariger, erloschener Greis, im Kreise seiner Enkel sitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinterm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone,

wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich ins Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemihl. Der Wirth erzählte mir, dieſer Herr ſei in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen, und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen muſste ich meinen Ranzen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſoviel kann ich mich erinnern: ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab, ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Herdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, und oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daſs man tief hinein ſchauen konnte bis ins Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen, und in den Zügen ſeines Antlitzes den Generalbaſs ſtudieren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den

ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Märchen, wie ein Ritter hinabſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Klausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele Lichter, aus allen Seitenlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwertern, bliesen gellend ins Horn, daſs immer mehr und mehr herzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut herausfloſs, merkte ich erſt, daſs es die rothblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stocke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch gleich Alle verſcheucht, und ich gelangte in einen hellen Prachtſaal; in der Mitte ſtand, weiß verſchleiert, und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küſste ihren Mund, und, beim lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend ſchoſs herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann

chaotiſch zuſammen in ein wildes, wüſtes Meer. Ein wildes, wüſtes Meer! über das gährende Waſſer jagten ängſtlich die Geſpenſter der Verſtorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatſchender Peitſche lief ein buntſcheckiger Harlekin, und Dieſer war ich ſelbſt — und plötzlich, aus den dunklen Wellen, reckten die Meerungethüme ihre miſsgeſtalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entſetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerſchönſten Märchen verdorben werden! Eigentlich muſs der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden hat, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier heraus ſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Pallaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muſs der Ritter zu ihr treten und ſprechen: „Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du mich? Und dann antwortet ſie: „Mein allertapferſter Ritter, ich kenne dich nicht." Und Dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier herausgeſchnittene Stück, das juſt in denſelben wieder hineinpaſſt, und Beide umarmen ſich zärtlich, und die Trompeter blaſen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es ist wirklich ein eigenes Missgeschick, dass meine Liebesträume selten ein so schönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt so erfreulich, und es knüpfen sich daran so viele uralte Kaisererinnerungen, dass ich eine imposante, stattliche Stadt erwartete. Aber so geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe besieht! Ich fand ein Nest mit meistens schmalen, labyrintisch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Wasser, wahrscheinlich die Gose, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaster, so holprig wie Berliner Hexameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfassung, nämlich Reste von Mauern, Thürmen und Zinnen, geben der Stadt etwas Pikantes. Einer dieser Thürme, der Zwinger genannt, hat so dicke Mauern, dass ganze Gemächer darin ausgehauen sind Der Platz vor der Stadt, wo der weitberühmte Schützenhof gehalten wird, ist eine schöne große Wiese, ringsum hohe Berge. Der Markt ist klein, in der Mitte steht ein Springbrunnen, dessen Wasser sich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünsten wird einigemal daran geschlagen; es giebt dann einen weitschallenden Ton. Man weiß Nichts vom Ursprunge dieses Beckens. Einige sagen, der Teufel habe es einst zur Nachtzeit dort

auf den Markt hingestellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und sie machten sich wechselseitig Geschenke.

Das Rathhaus zu Goslar ist eine weißangestrichene Wachtstube. Das daneben stehende Gildenhaus hat schon ein besseres Ansehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt stehen da die Standbilder deutscher Kaiser, räucherig schwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter in der andern die Weltkugel; sehen aus wie gebratene Universitätspedelle. Einer dieser Kaiser hält ein Schwert, statt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieser Unterschied sagen will; und es hat doch gewiss seine Bedeutung, da die Deutschen die merkwürdige Gewohnheit haben, dass sie bei Allem, was sie thun, sich auch Etwas denken.

In Gottschalk's „Handbuch" hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiserstuhl zu Goslar Viel gelesen. Als ich aber Beides besehen wollte, sagte man mir, der Dom sei niedergerissen und der Kaiserstuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungsschweren Zeit: tausendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiserstühle in die Rumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des seligen Doms

ſind jetzt in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmalereien, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Gemälde, worunter auch ein Lukas Cranach ſein ſoll, ferner ein hölzerner Chriſtus am Kreuz, und ein heidniſcher Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Geſtalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Karyatiden getragen, die, in geduckter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte große hölzerne Krucifix. Dieſer Chriſtuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſichte zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hinein geſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus. Die kunſterfahrene Frau Küſterin, die mich herum führte, zeigte mir noch als ganz beſondere Rarität ein vieleckiges, wohlgehobeltes, ſchwarzes, mit weißen Zahlen bedecktes Stück Holz, das ampelartig in der Mitte der Kirche hängt. O, wie glänzend zeigt ſich hier der Erfindungsgeiſt in der proteſtantiſchen Kirche! Denn, wer ſollte dies denken! Die Zahlen auf

besagtem Stück Holze sind die Psalmnummern, welche gewöhnlich mit Kreide auf einer schwarzen Tafel verzeichnet werden und auf den ästhetischen Sinn etwas nüchtern wirken, aber jetzt durch obige Erfindung sogar zur Zierde der Kirche dienen, und die so oft darin vermißten Raphael'schen Bilder hinlänglich ersetzen. Solche Fortschritte freuen mich unendlich, da ich, der ich Protestant und zwar Lutheraner bin, immer tief betrübt worden, wenn katholische Gegner das leere, gottverlassene Ansehn protestantischer Kirchen bespötteln konnten.

Ich logierte in einem Gasthofe nahe dem Markte, wo mir das Mittagessen noch besser geschmeckt haben würde, hätte sich nur nicht der Herr Wirth mit seinem langen, überflüssigen Gesichte und seinen langweiligen Fragen zu mir hingesetzt; glücklicher Weise ward ich bald erlöst durch die Ankunft eines andern Reisenden, der dieselben Fragen in derselben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieser Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus seinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, besonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abwesenheit, nach Quedlinburg, sei-

ner Vaterstadt, zurückkehrte, — „denn," setzte er hinzu, „unsere Familie hat dort ihr Erbbegräbnis." Der Herr Wirth machte die sehr aufgeklärte Bemerkung, daſs es doch für die Seele gleichgültig sei, wo unser Leib begraben wird. „Haben Sie es schriftlich?" antwortete der Fremde, und dabei zogen sich unheimlich schlaue Ringe um seine kümmerlichen Lippen und verblichenen Äugelein. „Aber," setzte er ängstlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böses gesagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit schöner als wir, ihre Kirchhöfe sind ordentlich Gärten, und da sitzen sie auf ihren weißen, beturbanten Grabsteinen, unter dem Schatten einer Cypresse, und streichen ihre ernsthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkischen Tabak aus ihren langen türkischen Pfeifen; — und bei den Chinesen gar ist es eine ordentliche Lust zuzusehen, wie sie auf den Ruhestätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige spielen, und die geliebten Gräber gar hübsch zu verzieren wissen mit allerlei vergoldetem Lattenwerk, Porzellanfigürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künstlichen Blumen und farbigen Laternchen — Alles sehr hübsch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?"

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht ſehr angeſprochen. Deſto mehr aber jenes wunderſchöne Lockenköpfchen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterrefenſter lächelnd heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualificierten Diebſtahle zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbei ging, ſtand die Holde am Fenſter, und wie ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunkeln Hausflur — ich faſſe ſie bei der Hand und ſage: Ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, Das

ſtehle ich — und ich küſste ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: Morgen reiſ' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muſs lachen, wenn ich bedenke, daſs ich unbewuſſt jene Zauberformel ausgeſprochen, wodurch unſere Roth- und Blaurücke, öfter als durch ihre ſchnurrbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort und komme wohl nie wieder!“

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammelsberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven ſagen, er heiße Klotar, und das Wachſen des Mondes bewirke er durch Waſſeraufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört, der Mond ſei eine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt und zu den übrigen Vollmonden in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt ſteht, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daſs die Welt nicht ſo eng begrenzt iſt, und daſs

der menſchliche Geiſt die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem rieſigen Petri-Schlüſſel, mit der Idee der Unſterblichkeit, alle ſieben Himmel aufgeſchloſſen hat. Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Thonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte, es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daſs ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetieren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nicht anders fühlen und denken konnte? — Liebe! Unſterblichkeit! — in meiner Bruſt ward es plötzlich ſo heiß, daſs ich glaubte, die Geographen hätten den Äquator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergoſſen ſich die Gefühle der Liebe, ergoſſen ſich ſehnſüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenſter dufteten ſtärker. Düfte ſind die Gefühle der Blumen, und wie das Menſchenherz in der Nacht, wo es ſich einſam und unbelauſcht glaubt, ſtärker fühlt, ſo ſcheinen auch die

Blumen, ſinnig verſchämt, erſt die umhüllende Dunkelheit zu erwarten, um ſich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben und ſie auszuhauchen in ſüßen Düften. — Ergießt euch, ihr Düfte meines Herzens, und ſucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt ſchon und ſchläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn ſie im Schlafe lächelt, ſo iſt es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Bruſt liegt der Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten, und wenn ſie athmet, ſo bebt mein Herz in der Ferne; hinter den ſeidnen Wimpern ihrer Augen iſt die Sonne untergegangen, und wenn ſie die Augen wieder aufſchlägt, ſo iſt es Tag, und die Vögel ſingen, und die Herdenglöckchen läuten, und die Berge ſchimmern in ihren ſmaragdenen Kleidern, und ich ſchnüre den Ranzen und wandre.

In dieſen philoſophiſchen Betrachtungen und Privatgefühlen überraſchte mich der Beſuch des Hofrath B., der kurz vorher ebenfalls nach Goslar gekommen war. Zu keiner Stunde hätte ich die wohlwollende Gemüthlichkeit dieſes Mannes tiefer empfinden können. Ich verehre ihn wegen ſeines ausgezeichneten, erfolgreichen Scharfſinns, noch mehr aber wegen ſeiner Beſcheidenheit. Ich fand ihn ungemein heiter, friſch und rüſtig. Daſs er

Letzteres ist, bewies er jüngst durch sein neues Werk: „Die Religion der Vernunft," ein Buch, das die Rationalisten so sehr entzückt, die Mystiker ärgert, und das große Publikum in Bewegung setzt. Ich selbst bin zwar in diesem Augenblick ein Mystiker, meiner Gesundheit wegen, indem ich nach der Vorschrift meines Arztes alle Anreizungen zum Denken vermeiden soll. Doch verkenne ich nicht den unschätzbaren Werth der rationalistischen Bemühungen eines Paulus, Gurlitt, Krug, Eichhorn, Bouterwek, Wegscheider u. s. w. Zufällig ist es mir selbst höchst ersprießlich, daſs diese Leute so manches verjährte Übel forträumen, besonders den alten Kirchenschutt, worunter so viele Schlangen und böse Dünste. Die Luft wird in Deutschland zu dick und auch zu heiß, und oft fürchte ich zu ersticken, oder von meinen geliebten Mitmystikern in ihrer Liebeshitze erwürgt zu werden. Drum will ich auch den guten Rationalisten Nichts weniger als böse sein, wenn sie die Luft etwas gar zu sehr abkühlen. Im Grunde hat ja die Natur selbst dem Rationalismus seine Grenze gesteckt; unter der Luftpumpe und am Nordpol kann der Mensch es nicht aushalten.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, ist mir etwas höchst Seltsames begegnet. Noch

immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurückdenken. Ich bin von Natur nicht ängſtlich, und Gott weiß, daſs ich niemals eine ſonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Naſe Bekanntſchaft zu machen ſuchte, oder wenn ich mich Nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Koncert ein gähnender Lieutenant zu verſchlingen drohte — aber vor Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie der Öſtreichiſche Beobachter. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Über dieſe Frage disputierte ich ſo oft mit dem Doktor Saul Aſcher, wenn wir zu Berlin im Café Royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammentrafen. Er behauptete immer, wir fürchten Etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrierte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloſs er damit: „Die Vernunft iſt das höchſte Princip!“ — Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doktor Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen, mit ſeinem engen, transcenden-

talgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Fünfzigen, war eine perſonificierte grade Linie. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben heraus philoſophiert, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm Nichts übrig, als das kalte poſitive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpecielle Malice. Gegen Letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommiert, und wobei es der arme Doktor gewiſs ernſthaft genug meinte, und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daſs er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er Dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einigemal beſuchte ich auch den Vernunftdoktor in ſeinen eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bei ihn fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte

ſagte mir ſein Bedienter: Der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht Viel mehr dabei, als wenn er geſagt hätte: Der Herr Doctor iſt ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchſte Princip iſt die Vernunft!“ ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich ins Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's „Deutſche Erzählungen,“ die ich von Klausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daſs mich während des Leſens ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſtererzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräſsliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkürlich. Überdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig ins Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu ſehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man bei Mondschein das eigene Gesicht zufällig im Spiegel sieht. In demselben Augenblicke schlug eine schwerfällige, gähnende Glocke, und zwar so lang und langsam, daſs ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verflossen, und es müsste wieder von vorn anfangen, Zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiserne Zungen schwiegen, und tiefe Todesstille im ganzen Hause herrschte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Korridor vor meinem Zimmer Etwas schlottern und schlappen, wie der unsichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete sich meine Thür, und langsam trat herein der verstorbene Doktor Saul Ascher. Ein kaltes Fieber rieselte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Gespenst anzusehen. Er sah aus wie sonst, derselbe transcendentalgraue Leibrock, dieselben abstrakten Beine, und dasselbe mathematische Gesicht; nur war dieses etwas gelblicher als sonst, auch der Mund, der sonst zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zusammengekniffen, und die

Augenkreiſe hatten einen größeren Radius. Schwankend, und wie ſonſt ſich auf ſein ſpaniſches Röhrchen ſtützend, näherte er ſich mir, und in ſeinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte ſprach er freundlich: „Fürchten Sie ſich nicht, und glauben Sie nicht, daſs ich ein Geſpenſt ſei. Es iſt Täuſchung Ihrer Phantaſie, wenn Sie mich als Geſpenſt zu ſehen glauben. Was iſt ein Geſpenſt?“ Geben Sie mir eine Definition? Deducieren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Geſpenſtes? In welchem vernünftigen Zuſammenhang ſtände eine ſolche Erſcheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich ſage die Vernunft —“ Und nun ſchritt das Geſpenſt zu einer Analyſe der Vernunft, citierte Kant's „Kritik der reinen Vernunft,“ 2. Theil, 1. Abſchnitt, 2. Buch, 3. Hauptſtück, die Unterſcheidung von Phänomena und Noumena, konſtruierte alsdann den problematiſchen Geſpenſterglauben, ſetzte einen Syllogismus auf den andern, und ſchloſs mit dem logiſchen Beweiſe, daſs es durchaus keine Geſpenſter giebt. Mir unterdeſſen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kaſtagnetten, aus Seelenangſt nickte ich unbedingte Zuſtimmung bei jedem Satz, womit der ſpukende Doktor die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht bewies, und Derſelbe demonſtrierte ſo eifrig,

daſs er einmal in der Zerſtreuung, ſtatt ſeiner goldnen Uhr, eine Handvoll Würmer aus der Uhrtaſche zog, und, ſeinen Irrthum bemerkend, mit poſſierlich ängſtlicher Haſtigkeit wieder einſteckte. „Die Vernunft iſt das höchſte —“ da ſchlug die Glocke Eins, und das Geſpenſt verſchwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Abſicht, den Bruder des Klausthaler Bergmanns aufzuſuchen. Wieder ſchönes, liebes Sonntagswetter. Ich beſtieg Hügel und Berge, betrachtete, wie die Sonne den Nebel zu verſcheuchen ſuchte, wanderte freudig durch die ſchauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln ſtanden die Berge, die Tannen rüttelten ſich den Schlaf aus den Gliedern, der friſche Morgenwind friſierte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betſtunde, das Wieſenthal blitzte wie eine diamantenbeſäete Golddecke, und der Hirt ſchritt darüber hin mit ſeiner läutenden Herde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns

wieder auf den rechten Weg bringen; sie thun es gern, und finden noch obendrein ein besonderes Vergnügen daran, wenn sie uns mit selbstgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten, welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir versinken konnten, und welch ein Glück es sei, daſs wir so wegkundige Leute, wie sie sind, noch zeitig angetroffen. Einen solchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Gesicht; er sah aus, als habe er die Viehseuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zusammen, und er erzählte mir allerlei Spukgeschichten, die hübsch klingen konnten, wenn sie nicht alle darauf hinaus liefen, daſs es doch kein wirklicher Spuk gewesen, sondern daſs die weiße Gestalt ein Wilddieb war, und daſs die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräusch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Mensch krank ist, setzte er hinzu, glaubt er Gespenster zu sehen; was aber seine Wenigkeit anbelange, so sei er selten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kuriere er sich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerksam auf die Zweckmäßigkeit und Nütz-

lichkeit in der Natur. Die Bäume sind grün, weil grün gut für die Augen ist. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu, daſs Gott das Rindvieh erschaffen, weil Fleischsuppen den Menschen stärken, daſs er die Esel erschaffen, damit sie den Menschen zu Vergleichungen dienen können, und daſs er den Menschen selbst erschaffen, damit er Fleischsuppen essen und kein Esel sein soll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgestimmten gefunden zu haben, sein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abschiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert; sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen, und die Sonnenstrahlen erklangen, und die Wiesenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es besser; Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und sei er noch so groß, wünscht, daſs sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, steht ausdrücklich, daſs er die Menschen erschaffen zu seinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich nach der Wohnung des Bruders meines

Klausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes ſchöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.

„Hier dagegen iſt es einſam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind."

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

II.

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht ans niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daſs du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

„Auch bezweifl' ich, daſs du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?"

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schoß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen drauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinnſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſehn?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinterm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in hellerm Licht,
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läſſt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfallnen Thurm.

„Dort hat einſt ein Schloſs geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Fraun und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

„Da verwünſchte Schloſs und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten drin.

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloſs,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Fraun und Knappentroſs;

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloſs und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre goldnen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küſſt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr
Und die Zither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald.

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprühn aus dem Gewühl hervor;
Liljen, wie kryſtallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schaun herab mit Sehnſuchtsgluth;
In der Liljen Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloſs,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Fraun und Knappentroſs.

Aber Ich, ich hab erworben,
Dich und Alles, Schloſs und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Geſpenſter beim dritten Hahnenſchrei. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar; er wuſste wohl, daſs ſo ein Dichtermenſch viel Hübſches wiedererzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen,

wie ihn gewiſs nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man ſagt, das ſeien die Herdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Herde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir, der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daſs mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brot beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht

königlich; überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brot gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Über ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, goldne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Kavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein;
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen drein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muſs regieren
Der Miniſter, jener Puno,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daſs ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!"

In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeſslich Reich!

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich in jeder Hinſicht Reſpekt habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit vielen großen Granitblöcken überſäet, und die meiſten Bäume muſsten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken oder ſprengen, und mühſam den

Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daſs ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe empor geſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forſtboden des flachen Landes. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Überwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes, edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte den ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall ſchwellende Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch

von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinab beugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da lässt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchenzungen, wie mit tausend Mädchenaugen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, dass sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen

immer mehr und mehr zuſammen zu ſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeerſträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſein, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte ſogar, wie einige belletriſtiſche Damen auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Theegeſellſchaft hielten, ſich gemüthlich die „Abendzeitung“ vorlaſen, ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſalgenies prieſen, und über alle Erſcheinungen in der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als ſie auch auf den „Ratcliff“ und „Almanſor“ geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar

des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn, — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken, und besonders an die große, mystische deutsche Nationaltragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinauf klettere, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muss mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch als Wirthshaus verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in frühern Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man ist nach einem langen, einsamen Umhersteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus versetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zusammengesetzte, fremde Gesellschaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich ist, fast wie ein erwarteter Genosse, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäste, und, wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich schon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinsterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig 'genug, einzusehen, dass ich kranker Mensch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müsse. Dieses verschaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo schon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, sich etablirt hatte.

In der Wirthsstube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verschiedenen Universitäten. Die Einen sind kurz vorher angekommen und restaurieren sich, Andere bereiten sich zum Abmarsch, schnüren ihre Ranzen, schreiben ihre Namen ins

Gedächtnisbuch, erhalten Brockensträuße von den Hausmädchen; da wird in die Wangen gekniffen, gesungen, gesprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Prosit, Adieu. Einige der Abgehenden sind auch etwas angesoffen, und Diese haben von der schönen Aussicht einen doppelten Genuss, da ein Betrunkener Alles doppelt sieht.

Nachdem ich mich ziemlich rekreiert, bestieg ich die Thurmwarte, und fand daselbst einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war sehr schön. Eine herrliche Gestalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, schwarzer Atlashut, mit dessen weißen Federn die Winde spielten, die schlanken Glieder von einem schwarzseidenen Mantel so fest umschlossen, dass die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge, ruhig hinabschauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an Nichts als an Zauber- und Wundergeschichten, und jede schöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, dass die Schleppe ihres Kleides nass war, so hielt ich sie für eine Wassernixe. Jetzt denke ich anders, seit ich aus der Naturgeschichte weiß,

daſs jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daſs die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naſs werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne in erwähnter Stellung auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: Das iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles beim erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentwirrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriff zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher Gründlichkeit zeigt er uns klar und deutlich, wie ein Rieſenpanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharfgezeichnete, rein illuminierte Specialkarte, nirgends wird das

Auge durch eigentliche schöne Landschaften erfreut; wie es denn immer geschieht, dass wir deutschen Kompilatoren wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu geben. Der Berg hat auch so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesenaugen öffnet, mag er wohl noch Etwas mehr sehen, als wir Zwerge, die wir mit unsern blöden Äuglein auf ihm herum klettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Blocksberg ist der lange Herr Philister!“ Aber Das ist Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er sich zwar den Anstrich von Philiströsität; aber, wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, dass der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, z. B. die erste Mainacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Übrigen, recht echtdeutsch romantisch verrückt.

Ich suchte gleich die schöne Dame in ein Gespräch zu verflechten; denn Naturschönheiten genießt

man erst recht, wenn man sich auf der Stelle darüber aussprechen kann. Sie war nicht geistreich, aber aufmerksam sinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, steife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlassen werden muss; sondern jene seltnere, freie, positive Vornehmheit, die uns genau sagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchste gesellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographische Kenntnisse, nannte der wissbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, suchte und zeigte ihr dieselben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintisch, der in der Mitte der Thurmplatte steht, mit echter Docentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern suchte, als mit den Augen, die sich unterdessen auf dem Gesicht der holden Dame orientierten, und dort schönere Partieen fanden, als „Schierke“ und „Elend.“ Dieses Gesicht gehörte zu denen, die nie reizen, selten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe solche Gesichter, weil sie mein schlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln. Die Dame war noch unverheirathet, obgleich schon in jener Vollblüthe, die zum Ehestande hinlänglich berechtigt. Aber es ist

ja eine tägliche Erſcheinung, juſt bei den ſchönſten Mädchen hält es ſo ſchwer, daſs ſie einen Mann bekommen. Dies war ſchon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt iſt, alle drei Grazien ſind ſitzen geblieben.

In welchem Verhältnis der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Naſe weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Thone zu beſtehen, woraus die Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammen kniffen, zogen ſich über die Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngern, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft ſchwärmeriſchen

Tiefsinn, um ihren Mund lag strenge Frömmigkeit, doch schien mir's, als ob er einst sehr schön gewesen sei, und viel gelacht und viele Küsse empfangen und viele erwidert habe. Ihr Gesicht glich einem Kodex palimpsestus, wo unter der neuschwarzen Mönchsschrift eines Kirchenvatertextes die halberloschenen Verse eines altgriechischen Liebesdichters hervorlauschen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieses Jahr in Italien gewesen und erzählten mir allerlei Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte Viel von den Raphael'schen Bildern in der Peterskirche; die Tochter sprach mehr von der Oper im Theater Fenice. Beide waren entzückt von der Kunst der Improvisatoren. Nürnberg war der Damen Vaterstadt; doch von dessen alterthümlicher Herrlichkeit wußten sie mir Wenig zu sagen. Die holdselige Kunst des Meistergesangs, wovon uns der gute Wagenseil die letzten Klänge erhalten, ist erloschen, und die Bürgerinnen Nürnberg's erbauen sich an welschem Stegreifunsinn und Kapaunengesang. O Sankt Sebaldus, was bist du jetzt für ein armer Patron!

Derweil wir sprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte sich tiefer, und die Thurmplatte füllte sich mit Stu-

denten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgersleuten, ſammt deren Ehefrauen und Töchtern, die Alle den Sonnenuntergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählig verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkürlich; es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, daſs neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!“ Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsſtimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie ruhig, als wäre Nichts paſſiert, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde ſelbſt, drehte ſich unſre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte, die in Nebel verſinkende

Sonne habe ausgesehen wie eine rothglühende Rose, die der galante Himmel herabgeworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautschleier seiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick solcher Naturerscheinungen schwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte diese falsche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's Reisebriefen, und frug mich, ob ich den Werther gelesen? Ich glaube, wir sprachen auch von Angorakatzen, etruskischen Vasen, türkischen Shawls, Makaroni und Lord Byron, aus dessen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsstellen, recht hübsch lispelnd und seufzend, recitierte. Der jüngern Dame, die kein Englisch verstand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Übersetzungen meiner schönen, geistreichen Landsmännin, der Baronin Elise von Hohenhausen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byron's Gottlosigkeit, Liebloſigkeit, Trostlosigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach diesem Geschäfte ging ich noch auf dem Brocken spazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht stark, und ich betrachtete die Umrisse der beiden Hügel, die man den Hexenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich schoss

meine Piſtolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen, und fühle mich umarmt und geküſſt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen hatten, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerm gelehrten Sibirien, wo die Kultur ſo groß iſt, daſs die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Univerſitätsgeſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Die Fenſterſcheiben des Hofraths Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daſs die letzte Kour bei dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen ſei, daſs er einen natürlichen Sohn erwählt, daſs er ſich eine Lichtenſtein'ſche Prinzeſſin ans linke Bein antrauen laſſen, daſs er die Staatsmaitreſſe abgedankt, und daſs das ganze gerührte Miniſterium vorſchrift-

mäßig gemeint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daſs ſich Dieſes auf Halle'ſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chineſen aufs Tapet, die ſich vor zwei Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdocenten der chineſiſchen Äſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall, ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zwecke wurde ein Anſchlagzettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſchang-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daſs es ein echter Deutſcher ſei, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet wurden, die hauptſächlich in Philoſophieren, Tabackrauchen und Geduld beſtanden, und worin noch ſchließlich bemerkt wurde, daſs man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken weg zu ſchnappen pflegten.

Ein junger Burſchenſchafter, der kürzlich zur Puriſikation in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt, aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; Beide beurtheilte er falſch. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort" u. ſ. w. Er ſprach von Garderobeaufwand, Schauſpieler- und Schauſpielerinnenſkandal u. ſ. w. Der junge Menſch wuſste nicht, daſs, da in Berlin

überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart „man ſo thun“ hinlänglich andeutet, dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht florieren muſs, und daſs daher die Intendanz am meiſten zu ſorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird,“ für die Treue der Koſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und Das iſt nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiſs der Bankier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daſs ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſe von Heinrich IV. angezogen, ſo würde gewiſs die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, dieſen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen. Solche täuſchende Sorgfalt der Generalintendanz erſtreckt ſich aber nicht bloß auf Schürzen und Hoſen, ſondern auch auf die darin verwickelten Perſonen. So ſoll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren geſpielt werden, den Profeſſor Lichtenſtein ſchon zu dieſem Behufe aus Afrika verſchrieben hat; in „Menſchenhaſs und Reue“ ſoll künftig die Eulalia von einem wirk-

lich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei gespielt werden, die man alle drei nicht erst aus Afrika zu verschreiben braucht. In der „Macht der Verhältnisse“ soll ein wirklicher Schriftsteller, der schon mal ein paar Maulschellen bekommen, die Rolle des Helden spielen; in der „Ahnfrau“ soll der Künstler, der den Jaromir giebt, schon wirklich einmal geraubt oder doch wenigstens gestohlen haben; die Lady Macbeth soll von einer Dame gespielt werden, die zwar, wie es Tieck verlangt, von Natur sehr liebevoll, aber doch mit dem blutigen Anblick eines meuchelmörderischen Abstechens einigermaßen vertraut ist; und endlich, zur Darstellung gar besonders seichter, witzloser, pöbelhafter Gesellen soll der große Wurm engagiert werden, der große Wurm, der seine Geistesgenossen jedesmal entzückt, wenn er sich erhebt in seiner wahren Größe, hoch, hoch, „jeder Zoll ein Lump!“ — Hatte nun obenerwähnter junger Mensch die Verhältnisse des Berliner Schauspiels schlecht begriffen, so merkte er noch viel weniger, daſs die Spontini'sche Janitscharenoper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroisches Mittel ist, um unser erschlafftes Volk kriegerisch zu stärken, ein Mittel,

das ſchon Plato und Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die diplomatiſche Bedeutung des Balletts. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguet's Füßen mehr Politik ſitzt als in Buchholz Kopf, wie alle ſeine Tanztouren diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, wie jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung habe, ſo z. B. daſs er unſer Kabinett meint, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daſs er den Bundestag meint, wenn er ſich hundertmal auf einem Fuße herumdreht, ohne vom Fleck zu kommen, daſs er die kleinen Fürſten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daſs er das europäiſche Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin und her ſchwankt, daſs er einen Kongreſs andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verſchlingt, und endlich, daſs er unſern allzugroßen Freund im Oſten darſtellt, wenn er in allmähliger Entfaltung ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht, und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und jetzt merkte er, warum Tänzer beſſer honoriert werden als große Dichter, warum das Ballett beim diplomatiſchen Korps ein unerſchöpf-

licher Gegenstand des Gespräch's ist, und warum oft eine schöne Tänzerin noch privatim von dem Minister unterhalten wird, der sich gewiss Tag und Nacht abmüht, sie für sein politisches Systemchen empfänglich zu machen. Beim Apis! wie groß ist die Zahl der exoterischen, und wie klein die Zahl der esoterischen Theaterbesucher! Da steht das blöde Volk und gafft, und bewundert Sprünge und Wendungen, und studiert Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudiert die Entrechats der Röhnisch, und schwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und Keiner merkt, dass er in getanzten Chiffern das Schicksal des deutschen Vaterlandes vor Augen hat.

Während solcherlei Gespräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüsseln, die mit Fleisch, Kartoffeln u. s. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugesprochen. Jedoch das Essen war schlecht. Dieses erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete, dass wir Deutschen, wie mit der wahren Freiheit, so auch mit der wahren Genügsamkeit unbekannt seien. Ich zuckte die Achseln und bemerkte, dass die eigentlichen Fürstenknechte und Leckerkramverfertiger

überall Schweizer sind und vorzugsweise so genannt werden, und daſs überhaupt die jetzigen schweizerischen Freiheitshelden, die so viel Politisch-Kühnes ins Publikum hineinschwatzen, mir immer vorkommen wie Hasen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Pistolen abschießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzen, und dennoch Hasen sind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiſs nicht böse gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," sagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Äußerung sehr pikiert; er betheuerte, daſs deutsche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloschen sei, schlug sich dröhnend auf die Brust, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer sagte: „Nu! nu!" Doch je beschwichtigender er Dieſes sagte, desto eifriger ging der Greifswalder ins Geschirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuſe gute Tage hatten und die Friseure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen schwarzen altdeutschen Rock, ein schmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte versah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blücher's

Schimmel. Er sah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beim Abendessen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotischen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutschland müsse in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete, es müssten 48 sein, weil' man alsdann ein systematischeres Handbuch über Deutschland schreiben könne, und es doch nothwendig sei, das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutscher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedicht zur Verherrlichung Hermann's und der Hermannsschlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieses Epos. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wässerige und holperige Verse andeuten könne, und dass es eine patriotische Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe. Ich hoffe, dieser Kunstkniff wird ihm, eben so erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichsten Illusion gelingen.

An unserem Tische wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die

Punſchbowlen dampften, es wurde getrunken, ſmolliert und geſungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. ſ. w. erſchollen. Schöne Methfeſſel'ſche Melodien. Am allerbeſten erklangen unſeres Arndt's deutſche Worte: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte!" Und draußen brauſte es, als ob der alte Berg mitſänge, und einige ſchwankende Freunde behaupteten ſogar, er ſchüttle freudig ſein kahles Haupt, und unſer Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaſchen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fiſtulierte, ein Dritter deklamierte aus der „Schuld," ein Vierter ſprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster ſtellte ſich auf den Stuhl und docierte: „Meine Herren! Die Erde iſt eine runde Walze, die Menſchen ſind einzelne Stiftchen darauf, ſcheinbar arglos zerſtreut; aber die Walze dreht ſich, die Stiftchen ſtoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern ſelten, Das giebt eine wunderbare, komplicierte Muſik, und dieſe heißt Weltgeſchichte. Wir ſprechen alſo erſt von der Muſik, dann von der Welt, und endlich von der Geſchichte; Letztere aber theilen wir ein in Poſitiv und ſpaniſche Fliegen —" Und ſo ging's weiter mit Sinn und Unſinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der seine Nase im Punschglase hatte, und selig lächelnd den Dampf einschnupfte, machte die Bemerkung, es sei ihm zu Muthe, als stände er wieder vor dem Theaterbüffett in Schwerin. Ein Anderer hielt sein Weinglas wie ein Perspektiv vor die Augen und schien uns aufmerksam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen ins hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeistert, warf sich an meine Brust und jauchzte: „O, verständest du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdamm' mich! es ist ein gebildetes Mädchen, denn sie hat volle Brüste, und trägt ein weißes Kleid, und spielt Klavier!" — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand, und wimmerte beständig: „O Bäbeli! O Bäbeli!"

In diesem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläser fliegen lernten, saßen mir gegenüber zwei Jünglinge, schön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leise Rosenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe sahen sie sich einander an, als wenn Einer lesen

könnte in den Augen des Andern, und in diesen Augen strahlte es, als wären einige Lichttropfen hineingefallen aus jener Schale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie sprachen leise mit sehnsuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geschichten, aus denen ein wunderschmerzlicher Ton hervor klang. „Die Lore ist jetzt auch todt!“ sagte der Eine und seufzte, und nach einer Pause erzählte er von einem Halle'schen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und, als Dieser Halle verließ, mit Niemand mehr sprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Kanarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einst geschenkt hatte. „Der Vogel starb, und bald darauf ist auch die Lore gestorben!“ so schloss die Erzählung, und beide Jünglinge schwiegen wieder und seufzten, als wollte ihnen das Herz zerspringen. Endlich sprach der Andere: „Meine Seele ist traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genosse meiner Wehmuth! ich liebe dich, deine Worte tönen wie Rohrgeflüster, wie gleitende Ströme, sie tönen wieder in meiner Brust, aber meine Seele ist traurig!“

Nun erhoben sich die beiden Jünglinge, Einer schlang den Arm um den Nacken des Andern, und sie verließen das tosende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und sah, wie sie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, statt des Fensters, einen großen Kleiderschrank öffnete, wie Beide vor demselben mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen stehen blieben und wechselweise sprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erste, „wie erquickend kühlt ihr meine Wangen! Wie lieblich spielt ihr mit meinen flatternden Locken! Ich steh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die schlafenden Städte der Menschen, und blinken die blauen Gewässer. Horch! dort unten im Thale rauschen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen in Nebelgestalten die Geister der Väter. O, könnt' ich mit euch jagen auf dem Wolkenroß durch die stürmische Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid, und meine Seele ist traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls seine Arme sehnsuchtsvoll nach dem Kleiderschrank ausgestreckt, Thränen stürzten aus seinen Augen, und zu einer gelbledernen Hose, die er für den Mond hielt, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön bist du, Tochter des Himmels! Holdselig ist deines Antlitzes Ruhe!

Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten. Bei deinem Anblick erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt in deiner Gegenwart ſind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfade? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deine Strahlenpracht, und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buſchigen Berge erglänzen, und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ein wohlbekannter, nicht sehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegessen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Rindfleisch verschlungen, wovon sechs Gardelieutenants und ein unschuldiges Kind satt geworden wären, dieser kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, schob die beiden elegischen Freunde etwas unsanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthschaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, sie lägen zerschmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals strömte ihnen der edle Rothwein, sie überschwemmten sich wechselseitig, und der Eine sprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daſs ich verblute. Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden.“ — Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baſsstimme, die draußen

vor der Thüre unter Fluchen und Jauchzen ſich gottläſterlich beklagte, daſs auf der ganzen dunklen Weenderſtraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal ſehen könne, bei wem man die Fenſterſcheiben eingeſchmiſſen habe.

Ich kann Viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut konditioniert gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon im Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheitsflanell. Er ſchlief noch nicht, und ſuchte ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die engliſchen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen. Es ergriff mich die Luſt, ihn etwas zu myſtificieren; deshalb ſagte ich ihm, ich ſei ein Nachtwandler, und müſſe im Voraus um Entſchuldigung bitten für den Fall, daſs ich ihn etwa im Schlafe ſtören möchte. Der arme Menſch hat deſshalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgnis hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde

war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen, Wüſte, beängſtigende Phantaſiegebilde. Ein Klavierauszug aus Dante's „Hölle." Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erb-rechtlicher Text von Gans und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig; Serv. Aſinius Göſchenus als Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolze Falten werfend, ergoſs ſich in polternden Recitativen; Marcus Tullius Elverſus, als Prima Donna legataria; all ſeine holde Weiblichkeit offenbarend, ſang die liebeſchmelzende Bravourarie quicunque civis romanus, ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen; Privatdocenten, als Genien in fleiſchfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballett und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln; unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung; hierauf Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnenaufgang anzuſehen. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände

rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf; endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt, und ſchweigend ſahen wir, wie am Horizonte die kleine carmoiſinrothe Kugel empor ſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und bloß die Spitzen derſelben ſichtbar hervor traten, ſo daſs man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubte, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervortritt. Um das Geſehene und Empfundene in Worten feſt zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief' ich mit der Haſt des Windes
Über jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo sie schlummert,
Zög' ich leise die Gardinen,
Leise küsst' ich ihre Stirne,
Leise ihres Munds Rubinen.

Und noch leiser wollt' ich flüstern
In die kleinen Liljenohren:
Denk' im Traum, daſs wir uns lieben,
Und daſs wir uns nie verloren!

Indessen, meine Sehnsucht nach einem Frühstück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten gesagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffe zu trinken. Es that noth; in meinem Magen sah es so nüchtern aus, wie in der Goslar'schen Stephanskirche. Aber mit dem arabischen Trunk rieselte mir auch der warme Orient durch die Glieder, östliche Rosen umdufteten mich, süße Bülbül-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten sich in Kamele, die Brockenhausmädchen mit ihren Congreve'schen Blicken wurden zu Houris, die Philisternasen wurden Minarets u. s. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unsinn enthielt es freilich genug.

Es war das sogenannte Brockenbuch, worin alle Reisende, die den Berg ersteigen, ihre Namen schreiben, und die Meisten noch einige Gedanken und, in Ermanglung derselben, ihre Gefühle hinzu notieren. Viele drücken sich sogar in Versen aus. In diesem Buche sieht man, welche Greuel entstehen, wenn der große Philistertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, sich vorgenommen hat, poetisch zu werden. Der Pallast des Prinzen von Pallagonia enthält keine so große Abgeschmacktheiten wie dieses Buch, wo besonders hervorglänzen die Herren Acciseeinnehmer mit ihren verschimmelten Hochgefühlen, die Komptoirjünglinge mit ihren pathetischen Seelenergüssen, die altdeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphrasen u. s. w. Herr Johannes Hagel will sich auch mal als Schriftsteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majestätische Pracht beschrieben; dort wird geklagt über schlechtes Wetter, über getäuschte Erwartungen, über den Nebel, der alle Aussicht versperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ ist ein stehender Witz, der hier von Hunderten nachgerissen wird. Eine Karolina schreibt, daſs sie bei der Ersteigung des Berges naſse Füße

bekommen. Ein naives Hannchen hat diese Klage im Sinn, und schreibt lakonisch: Auch ich bin bei der Geschichte nass geworden. Das ganze Buch riecht nach Käse, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Clauren zu lesen.

Während ich nun besagtermaßen Kaffe trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeisterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurme genossen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmassen gekämpft, dass es ausgesehen habe wie eine Geisterschlacht, wo zürnende Riesen ihre langen Schwerter ausstrecken, geharnischte Ritter auf bäumenden Rossen einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abenteuerliche Thierbildungen aus dem wildesten Gewühle hervortauchen, bis endlich Alles in den wahnsinnigsten Verzerrungen zusammen kräuselt, blasser und blasser zerrinnt, und spurlos verschwindet. Diese demagogische Naturerscheinung hatte ich versäumt, und ich kann, wenn es zur Untersuchung kommt, eidlich versichern, dass ich von Nichts weiß, als vom Geschmack des guten braunen Kaffes. Ach, Dieser war sogar Schuld, dass ich meine schöne Dame vergessen, und jetzt stand sie vor der Thür

mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu verſichern, daſs es kalt ſei. Sie ſchien unwillig, daſs ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die miſsmüthigen Falten ihrer ſchönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher mit halsbrechender Gefahr von einer ſteilen Felſenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unſchicklich fände, daſs ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke — denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiſs geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume, und ſagte ganz trocken: Sie gehört zur achten Klaſſe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daſs man auch Gottes liebe Blumen, eben ſo wie uns, in Kaſten getheilt hat, und nach ähnlichen Äußerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verſchiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung ſtatt finden, ſo folge man dem Vorſchlage Theophraſt's, der die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo

habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eigenes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in Dasjenige, was man eſſen kann, und in Dasjenige, was man nicht eſſen kann.

Jedoch der ältern Dame war die geheimnisvolle Natur der Blumen Nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkürlich äußerte ſie, daſs ſie von den Blumen, wenn ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daſs hingegen ein leiſes Schmerzgefühl traumhaft beängſtigend ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſei, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herabhängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denſelben mit einigen Voltaire'ſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ein paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Konvenienzſtimmung zurück verſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküſſt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten, und der Wagen holperte langſam und beſchwerlich den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Ranzen wurden geſchnürt, die Rech-

nungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt; die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Gesichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich ist, die Brockensträußchen, halfen solche auf die Mützen befestigen, wurden dafür mit einigen Küssen oder Groschen honoriert, und so stiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einschlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiser, durch die sogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilsenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'sche Studenten marschieren schneller als die östreichische Landwehr. Ehe ich mich Dessen versah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerstreuten Steingruppen schon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher gesehen. Die Sonne goss schon ihre festlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoristisch buntgekleideten Burschen, die so munter durch das Dickicht drangen, hier verschwanden, dort wieder zum Vorschein kamen, bei Sumpfstellen über die quergelegten Baumstämme liefen, bei abschüssigen Tiefen an den rankenden Wurzeln

kletterten, in den ergötzlichsten Tonarten empor johlten, und eben so lustige Antwort zurück erhielten von den zwitschernden Waldvögeln, von den rauschenden Tannen, von den unsichtbar plätschernden Quellen und von dem schallenden Echo. Wenn frohe Jugend und schöne Natur zusammen kommen, so freuen sie sich wechselseitig.

Je tiefer wir hinabstiegen, desto lieblicher rauschte das unterirdische Gewässer, nur hier und da, unter Gestein und Gestrüppe, blinkte es hervor, und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen. Nun zeigt sich die gewöhnliche Erscheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Trofs der Zagenden wird plötzlich, zu seinem eigenen Erstaunen, von Muth ergriffen, und eilt, sich mit jenem Ersten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen, und bald bildeten sie zusammen ein schon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Wasserfällen und in wunderlichen Windungen das Bergthal hinabrauscht. Das ist nun die Ilse, die liebliche, süße Ilse. Sie zieht sich durch das gesegnete Ilsethal, an dessen beiden Seiten sich die Berge allmählig höher erheben,

und dieſe ſind bis zu ihrem Fuße meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wächſt vorherrſchend auf dem „Unterharze," wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der „Oberharz" heißt, und wirklich viel höher iſt, alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilſe ſich hinunter ſtürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daſs das Waſſer hier wild empor ziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerlei Steinſpalten, wie aus vollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen dabei gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und

doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das ſchöne Wetter bezahlen ſoll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimme:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Märchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküſſt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloſs,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroſs.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich soll mein Arm umschlingen,
Wie er Kaiser Heinrich umschlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemüthswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgesang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch ein so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsere logischen Thaten rühmen, wie wir Alles so hübsch eingetheilt in objektiv und subjektiv, wie wir unsere Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz, und in der fünften gar Nichts, nämlich die Idee, enthalten ist.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich fast nicht bemerkt, daſs wir die Tiefe des Ilsethales verlassen und wieder bergauf stiegen. Dies ging sehr steil und mühsam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unser seliger Vetter, der

zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus ans Bergabsteigen, und waren um so vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilsenstein.

Das ist ein ungeheurer Granitfelsen, der sich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umschließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordseite, ist frei, und hier schaut man über das unten liegende Ilsenburg und die Ilse weit hinab ins niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felsens steht ein großes, eisernes Kreuz, und zur Noth ist da noch Platz für vier Menschenfüße.

Wie nun die Natur durch Stellung und Form den Ilsenstein mit phantastischen Reizen geschmückt, so hat auch die Sage ihren Rosenschein darüber ausgegossen. Gottschalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünschtes Schloss gestanden, in welchem die reiche schöne Prinzessin Ilse gewohnt, die sich noch jetzt jeden Morgen in der Ilse bade; und wer so glücklich ist, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felsen, wo ihr Schloss sei, geführt und königlich belohnt.“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilse und des Ritters von Westenberg eine hübsche Geschichte, die einer unserer bekanntesten Dichter romantisch

in der „Abendzeitung“ beſungen hat. Andere wieder erzählen anders: Es ſoll der altſächſiſche Kaiſer Heinrich geweſen ſein, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſerfee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kaiſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreiſebuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und Dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeſs: „Was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So ſprechen alle dieſe Leute, denen eine ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen iſt, wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen Das beſſer. Auch Kaiſer Heinrich wuſste es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kaiſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten abkonterfeit ſind, wohlgeharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroſs, die heilige Kaiſerkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in feſten Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer Harzprinzeſ-

ſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurück ſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wohl gar in dem citronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kaiſer zu heißen, einer echtdeutſchen Titelſucht, woran Kaiſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kaiſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern bloß an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herum flogen, daſs es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaſſt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennoth ans eiſerne Kreuz feſtgeklammert hätte. Daſs ich, in ſo miſslicher Stellung, dieſes Letztere gethan habe, wird mir gewiſs Niemand verdenken.

Die „Harzreiſe“ iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man Etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bei den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſein, und ſie könnten wohl einen minder ſauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daſs der Unmuth,

den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obschon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen, doch lange nicht so groß ist wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten, dass der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilsethals beschrieben habe, bei Weitem keinen so erfreulichen Anblick

wie der romantiſch maleriſche Unterharz gewährt, und in ſeiner wildſchroffen, tannendüſtern Schönheit gar ſehr mit demſelben kontraſtiert; ſowie ebenfalls die drei, von der Ilſe, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander kontraſtieren, wenn man den Charakter jedes Thales zu perſonificieren weiß. Es ſind drei Frauengeſtalten, wovon man nicht ſo leicht zu unterſcheiden vermag, welche die Schönſte ſei.

Von der lieben, ſüßen Ilſe, und wie ſüß und lieblich ſie mich empfangen, habe ich ſchon geſagt und geſungen. Die düſtere Schöne, die Bode, empfing mich nicht ſo gnädig, und als ich ſie im ſchmiededunkeln Rübeland zuerſt erblickte, ſchien ſie gar mürriſch und verhüllte ſich in einen ſilbergrauen Regenſchleier: aber mit raſcher Liebe warf ſie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roſstrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in ſonnigſter Pracht, aus allen Zügen hauchte eine koloſſale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felſenbruſt drang es hervor wie Sehnſuchtſeufzer und ſchmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher zeigte ſich mir die ſchöne Selke, die ſchöne, liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle ſentimentale Familiarität

entfernt hält, die aber doch durch ein halbverſteck-tes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und Dieſem möchte ich es wohl zuſchreiben, daſs mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heim-ſuchte, daſs ich, indem ich über das Waſſer ſprin-gen wollte, juſt in die Mitte hineinplumpſte, daſs nachher, als ich das naſſe Fußzeug mit Pantoffeln vertauſcht hatte, einer derſelben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daſs mir ein Windſtoß die Mütze entführte, daſs mir Walddornen die Beine zerfetzten, und leider ſo weiter. Doch all dieſes Ungemach verzeihe ich gern der ſchönen Dame, denn ſie iſt ſchön. Und jetzt ſteht ſie vor meiner Einbildung mit all ihrem ſtillen Liebreiz, und ſcheint zu ſagen: Wenn ich auch lache, ſo meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, beſingen Sie mich! Die herrliche Bode tritt ebenfalls her-vor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge ſpricht: Du gleichſt mir im Stolze und im Schmerze, und ich will, daſs Du mich liebſt. Auch die ſchöne Ilſe kommt herangeſprungen, zierlich und bezau-bernd in Miene, Geſtalt und Bewegung; ſie gleicht ganz dem holden Weſen, das meine Träume be-ſeligt, und ganz, wie Sie, ſchaut ſie mich an, mit unwiderſtehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich ſo innig, ſo ewig, ſo durchſichtig wahr. — Nun,

ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse.

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daſs die Luft so angreifend, und ihnen selbst so wunderlich zu Muthe ist, die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchensträußer, die Waisenkinder mit ihren blauen Säckchen und ihren lieben, unehelichen Gesichtchen ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit seinem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke deiner du schöne Ilse — oder soll ich dich „Agnes“ nennen, weil mir dieser Name am besten gefällt? —

ich denke deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Überall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Überall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Veilchen, keine lachende Rose, keine reine Lilie, oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchensinn erfreut, und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken lässt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die der Sage nach alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, dass ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuss wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, dass es ihre „Aloe“ gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich zu meiner Verwunderung, dass das niedrige, harte Gewächs mit den närrisch breiten, scharfgezackten Blättern, woran man

ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal ſo hoch hinauf ſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und Das mag ſchon lange her ſein, gewiſs ſchon hundert Jahr. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo muſste ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunkeln Winterſturme gewaltſam zerſtört worden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuſs — Mädchen, erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knospe, und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach' es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daſs es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, und ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daſs ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daſs ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll Das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können — —"

Es iſt der erſte Mai, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht, ſentimental zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Norderney.

(1826.)

Motto: Varnhagen von Enſe's Biographiſche Denkmale. 1. Th. S. 1 und 2.

(Geſchrieben auf der Inſel Norderney.)

— — — Die Eingeborenen ſind meiſtens blutarm und leben vom Fiſchfang, der erſt im nächſten Monat, im Oktober, bei ſtürmiſchem Wetter ſeinen Anfang nimmt. Viele dieſer Inſulaner dienen auch als Matroſen auf fremden Kauffahrteiſchiffen und bleiben jahrelang von Hauſe entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von ſich zukommen zu laſſen. Nicht ſelten finden ſie den Tod auf dem Waſſer. Ich habe einige arme Weiber auf der Inſel gefunden, deren ganze männliche Familie ſolcherweiſe umgekommen, was ſich leicht ereignet, da der Vater mit ſeinen Söhnen gewöhnlich auf demſelben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für dieſe Menſchen einen großen Reiz; und dennoch, glaube ich, daheim iſt ihnen Allen am wohlſten zu Muthe. Sind ſie auch auf ihren Schiffen ſogar nach jenen ſüdlichen

Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantiſcher leuchtet, ſo können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens ſtopfen, und mitten in der duftigen Heimat des Frühlings ſehnen ſie ſich wieder zurück nach ihrer Sandinſel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Herde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollenen Jacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der ſich von gekochtem Seewaſſer nur durch den Namen unterſcheidet, und eine Sprache ſchwatzen, wovon kaum begreiflich ſcheint, wie es ihnen ſelber möglich iſt, ſie zu verſtehen.

Was dieſe Menſchen ſo feſt und genügſam zuſammenhält, iſt nicht ſo ſehr das innig myſtiſche Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinſchaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geiſteshöhe oder, beſſer geſagt, Geiſtesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfniſſe und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Geſinnungen, daher leichtes Verſtändnis unter einander; und ſie ſitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zuſammen, wenn es kalt wird, an den Augen ſehen ſie ſich ab, was ſie denken, die Worte leſen ſie ſich von den Lippen, ehe ſie geſprochen worden, alle gemeinſamen Lebensbeziehungen ſind ihnen im Gedächt-

niſſe, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige ſtumme Bewegung erregen ſie unter einander ſo viel Lachen oder Weinen oder Andacht, wie wir bei unſeres Gleichen erſt durch lange Expoſitionen, Expektorationen und Deklamationen hervorbringen können. Denn wir leben im Grunde geiſtig einſam; durch eine beſondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte beſondere Lektüre hat Jeder von uns eine verſchiedene Charakterrichtung empfangen; Jeder von uns, geiſtig verlarvt, denkt, fühlt und ſtrebt anders als die Andern, und des Miſsverſtändniſſes wird ſo Viel, und ſelbſt in weiten Häuſern wird das Zuſammenleben ſo ſchwer, und wir ſind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zuſtande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bei unſern Inſulanern ſehen, lebten oft ganze Völker, und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römiſch-chriſtliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen ſolchen Zuſtand in den Korporationen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deſshalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erſcheinungen, den ganzen phyſiſchen und moraliſchen Menſchen unter ihre Vormundſchaft. Es läſſt ſich nicht läugnen, daſs viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward,

und das Leben warm-inniger blühte, und die Künste, wie still hervorgewachsene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anstaunen, und mit all unserem hastigen Wissen nicht nachahmen können. Aber der Geist hat seine ewigen Rechte, er lässt sich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach seinen Kerker und zerriss das eiserne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erstieg die höchsten Gipfel der Berge, jauchzte vor Übermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthselt, die alten Zweifel sind mächtig geworden in unserer Seele — ist jetzt mehr **Glück** darin, als ehemals? Wir wissen, dass diese Frage, wenn sie den großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wissen auch, dass ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück ist, und dass wir in den einzelnen zerrissenen Momenten eines gottgleicheren Zustandes, einer höheren Geisteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetierten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrschaft eine Unterjochung der schlimmsten Art. Wer bürgte uns für die gute Absicht, wie ich sie eben ausgesprochen? Wer kann beweisen, daſs sich nicht zuweilen eine schlimme Absicht beimischte? Rom wollte immer herrschen, und als seine Legionen fielen, sandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Riesenspinne saß Rom im Mittelpunkte der lateinischen Welt und überzog sie mit seinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem sie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römisches Gewebe war; nur der höherstrebende Geist, der dieses Gewebe durchschaute, fühlte sich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaschte ihn leicht die schlaue Weberin, und sog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für solches Blut? Die Tage der Geistesknechtschaft sind vorüber; alterschwach zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Koliseums, sitzt die alte Kreuzspinne, und spinnt noch immer das alte Gewebe, aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es ist doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich so recht wohlwollend über die Absichten der römischen Kirche zu verbreiten, erfasst mich plötzlich der angewöhnte protestantische Eifer, der ihr immer das Schlimmste zumuthet; und eben dieser Meinungszwiespalt in mir selbst giebt mir wieder ein Bild von der Zerrissenheit der Denkweise unserer Zeit. Was wir gestern bewundert, hassen wir heute, und morgen vielleicht verspotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewissen Standpunkte ist Alles gleich groß und gleich klein, und an die großen europäischen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zustand unserer armen Insulaner betrachte. Auch diese stehen an der Grenze einer solchen neuen Zeit, und ihre alte Sinnesein-heit und Einfalt wird gestört durch das Gedeihen des hiesigen Seebades, indem sie dessen Gästen täglich Neues ablauschen, was sie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweise zu vereinen wissen. Stehen sie des Abends vor den erleuchteten Fenstern des Konversationshauses, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verständlichen Blicke, die begehrlichen Grimassen, das lüsterne Tanzen, das vergnügte Schmausen, das habsüchtige Spielen u. s. w., so bleibt Das

für dieſe Menſchen nicht ohne ſchlimme Folgen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanſtalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieſes Geld reicht nicht hin für die eindringenden, neuen Bedürfniſſe, daher innere Lebensſtörung, ſchlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnſucht, wenn ſchön gebackene Torten, wovon ich Nichts bekommen ſollte, duftig-offen, bei mir vorübergetragen wurden; ſpäterhin ſtachelte mich daſſelbe Gefühl, wenn ich modiſch entblößte, ſchöne Damen vorbeiſpazieren ſah; und ich denke jetzt, die armen Inſulaner, die noch in einem Kindheitszuſtande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut wenn die Eigenthümer der ſchönen Torten und Frauen ſolche etwas mehr verdeckten. Dieſe vielen unbedeckten Delikateſſen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müſſen ihren Appetit ſehr ſtark wecken, und wenn die armen Inſulanerinnen in ihrer Schwangerſchaft allerlei ſüßgebackene Gelüſte bekommen und am Ende ſogar Kinder zur Welt bringen, die den Badegäſten ähnlich ſehen, ſo iſt Das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unſittliches Verhältnis anſpielen. Die Tugend der Inſulanerinnen wird durch ihre Häſs-

lichkeit, und gar beſonders durch ihren Fiſchgeruch, der mir wenigſtens unerträglich war, vor der Hand geſchützt. Auch hat man für die Badezeit eine Perſon vom feſten Lande hieher verpflanzt, die alle Sünden der fremden Gäſte in ſich aufnehmen, und dadurch die Inſulanerinnen vor allen ſchlimmen Einflüſſen ſichern ſoll. Allein Das iſt eine ſchlechte Maßregel, die nicht für eine kleine Inſel, ſondern allenfalls für eine große Seeſtadt paſſt, wo die öffentlichen Perſonen gleichſam die Bollwerke und Blitzableiter ſind, wodurch die Moralität der Bürgerstöchter geſchützt wird; wie man mir denn wirklich in Hamburg ein breites Weibsbild gezeigt hat, das ſolchermaßen den halben Wandrahm deckt, ſowie auch eine lange, magere Blitzableiterin, wodurch die große Johannisſtraße im Sommer geſichert wird.

Wie geſagt, die Tugend der Inſulanerinnen iſt vor der Hand geſchützt, und wenn ihre Kinder mit badegäſtlichen Geſichtern zur Welt kommen, ſo würde ich darin vielmehr ein pſychologiſches Phänomen erkennen und mir ſolches durch jene materialiſtiſch-myſtiſchen Geſetze erklären, die Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo ſchön entwickelt.

Wie viele räthſelhafte Naturerſcheinungen ſich durch jene Geſetze erklären laſſen, iſt erſtaunlich.

Als ich voriges Jahr durch Seesturm nach einer andern ostfriesischen Insel verschlagen wurde, sah ich dort in einer Schifferhütte einen schlechten Kupferstich hängen, la tentation du vieillard überschrieben, und einen Greis darstellend, der in seinen Studien gestört wird durch die Erscheinung eines Weibes, das bis an die nackten Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und sonderbar! die Tochter des Schiffers hatte dasselbe lüsterne Mopsgesicht, wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beispiel zu erwähnen: im Hause eines Geldwechslers, dessen geschäftführende Frau das Gepräge der Münzen immer am sorgfältigsten betrachtet, fand ich, dass die Kinder in ihren Gesichtern eine erstaunliche Ähnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn sie alle beisammen waren und mit einander stritten, glaubte ich einen kleinen Kongress zu sehen.

Desshalb ist das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenstand für den Politiker. Da die Leute das Geld so innig lieben, und gewiss liebevoll betrachten, so bekommen die Kinder sehr oft die Züge des Landesfürsten, der darauf geprägt ist, und der arme Fürst kommt in den Verdacht, der Vater seiner Unterthanen zu sein. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die Napoleonsd'or

einzuſchmelzen; ſie wollen nicht mehr unter ihren Franzoſen ſo viele Napoleonsköpfe ſehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weiteſten gebracht, man weiß es dort durch eine verſtändige Beimiſchung von Kupfer ſo einzurichten, daſs die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und ſeit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit geſünderes Anſehen als früherhin, und es iſt ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroſchengeſichtchen betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbnis andeutete, womit die Inſulaner hier bedroht ſind, ihre geiſtliche Schutzwehr, Paſtor und Kirche, unerwähnt gelaſſen. Erſterer iſt ein ſtarker Mann mit einem großen Kopfe, ſcheint weder den Rationalismus noch den Myſticismus erfunden zu haben, und ſein größtes Verdienſt iſt, daſs bei ihm eine der ſchönſten Frauen dieſer Welt logiert hat. Wie ſeine Kirche ausſieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin geweſen. Gott weiß, daſs ich ein guter Chriſt bin, und oft ſogar im Begriff ſtehe, ſein Haus zu beſuchen, aber ich werde immer fataleriweiſe daran verhindert, es findet ſich gewöhnlich ein Schwätzer, der mich auf dem Wege feſthält, und gelange ich auch einmal bis an

die Pforten des Tempels, so erfaſſt mich unverſehens eine ſpaßhafte Stimmung, und dann halte ich es für ſündhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir Etwas der Art, indem mir vor der Kirchenthür die Stelle aus Goethe's Fauſt in den Kopf kam, wo Dieſer mit dem Mephiſtopheles bei einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

Mephiſto, haſt Du Eil'?
Was ſchlägſt vorm Kreuz die Augen nieder?

und worauf Mephiſtopheles antwortet:

Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
Allein es iſt mir mal zuwider.

Dieſe Verſe ſind, ſo viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Fauſt gedruckt, und bloß der ſelige Hofrath Moritz, der ſie aus Goethe's Manuſkript kannte, theilt ſie mit in ſeinem „Philipp Reiſer," einem ſchon verſchollenen Romane, der die Geſchichte des Verfaſſers enthält, oder vielmehr die Geſchichte einiger hundert Thaler, die der Verfaſſer nicht hatte, und wodurch ſein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entſagungen wurde, während doch ſeine Wünſche Nichts weniger als unbeſcheiden waren, wie z. B. ſein Wunſch, nach Weimar zu gehen, und bei dem Dichter des Werther Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch ſei, um nur in der Nähe Des-

jenigen zu leben, der von allen Menſchen auf Erden den ſtärkſten Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals ſchon erregte Goethe eine ſolche Begeiſterung, und doch iſt erſt „unſer drittes nachwachſendes Geſchlecht“ im Stande, ſeine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieſes Geſchlecht hat auch Menſchen hervorgebracht, in deren Herz nur faules Waſſer ſintert, und die daher in den Herzen Anderer alle Springquellen eines friſchen Blutes verſtopfen möchten, Menſchen von erloſchener Genuſsfähigkeit, die das Leben verleumden, und Andern alle Herrlichkeit dieſer Welt verleiden wollen, indem ſie ſolche als die Lockſpeiſen ſchildern, die der Böſe bloß zu unſerer Verſuchung hingeſtellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdoſe mit den gezählten Stückchen Zucker in ihrer Abweſenheit offen ſtehen läſſt, um die Enthaltſamkeit der Magd zu prüfen; und dieſe Menſchen haben einen Tugendpöbel um ſich verſammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen ſeine nackten Göttergeſtalten, die ſie gern durch ihre vermummten dummen Teufel erſetzen möchten.

Das Vermummen iſt ſo recht ihr höchſtes Ziel, das Nacktgöttliche iſt ihnen fatal, und ein

Satyr hat immer ſeine guten Gründe, wenn er Hoſen anzieht und darauf dringt, daſs auch Apollo Hoſen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen ſittlichen Mann, und wiſſen nicht, daſs in dem Clauren-Lächeln eines vermummten Satyrs mehr Anſtößiges liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolfgang Apollo, und daſs juſt in den Zeiten, wo die Menſchheit jene Pluderhoſen trug, wozu ſechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anſtändiger geweſen ſind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daſs ich Hoſen, ſtatt Beinkleider, ſage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für ſie ſchreiben dürfen, und ihre Geiſtesdiener im Occident werden ſo harmlos ſein müſſen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir ins Gedächtnis eine Stelle aus Berthold's Tagebuch:

„Wenn wir es recht überdenken, ſo ſtecken wir doch alle nackt in unſeren Kleidern, ſagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Äußerung übel genommen hatte."

Der hannövriſche Adel iſt mit Goethe ſehr unzufrieden und behauptet, er verbreite Irreligioſität, und dieſe könne leicht auch falſche politiſche Anſichten hervorbringen, und das Volk müſſe doch

durch den alten Glauben zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutieren, ob Goethe größer sei als Schiller, oder umgekehrt. Ich stand neulich hinter dem Stuhle einer Dame, der man schon von hinten ihre vier und sechzig Ahnen ansehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwischen ihr und zwei hannövrischen Nobilis, deren Ahnen schon auf dem Zodiakus von Dendera abgebildet sind, und wovon der Eine, ein langmagerer, queckſilbergefüllter Jüngling, der wie ein Barometer aussah, die Schiller'sche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeschossener Jüngling, einige Verse aus der „Würde der Frauen" hinlispelte und dabei so süß lächelte, wie ein Esel, der den Kopf in ein Sirupfaſs gesteckt hatte und sich wohlgefällig die Schnauze ableckt. Beide Jünglinge verstärkten ihre Behauptungen beständig mit dem betheuernden Refrain: „Er ist doch größer, Er ist wirklich größer, wahrhaftig, Er ist größer, ich versichere Sie auf Ehre, Er ist größer." Die Dame war so gütig, auch mich in dieses ästhetische Gespräch zu ziehen, und fragte: „Doktor, was halten Sie von Goethe?" Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Brust, beugte gläubig das Haupt,

und ſprach: „La illah ill allah, wamohammed raſul allah!“

Die Dame hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die allerſchlaueſte Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht gradezu fragen: Was denkſt du von Himmel und Erde? was ſind deine Anſichten über Menſchen und Menſchenleben? biſt du ein vernünftiges Geſchöpf oder ein dummer Teufel? Dieſe delikaten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethe's Werke vor Augen liegen, ſo können wir das Urtheil, das Jemand darüber fällt, mit dem unſrigen ſchnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen feſten Maßſtab, womit wir gleich alle ſeine Gedanken und ſeine Gefühle meſſen können, und er hat unbewuſſt ſein eignes Urtheil geſprochen. Wie aber Goethe auf dieſe Weiſe, weil er eine gemeinſchaftliche Welt iſt, die der Betrachtung eines Jeden offen liegt, uns das beſte Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, ſo können wir wiederum Goethe ſelbſt am beſten kennen lernen durch ſein eigenes Urtheil über Gegenſtände, die uns Allen vor Augen liegen, und worüber uns ſchon die bedeutendſten Menſchen ihre Anſicht mitgetheilt haben. In dieſer Hinſicht möchte ich am liebſten auf Goethe's italieniſche Reiſe hin-

deuten, indem wir alle, entweder durch eigene Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabei so leicht bemerken, wie Jeder dasselbe mit subjektiven Augen ansieht, Dieser mit Archenhölzern unmuthigen Augen, die nur das Schlimme sehen, Jener mit begeisterten Corinnaaugen, die überall nur das Herrliche sehen, während Goethe mit seinem klaren Griechenauge Alles sieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit seiner Gemüthsstimmung koloriert, und uns Land und Menschen schildert in den wahren Umrissen und wahren Farben, womit sie Gott umkleidet.

Das ist ein Verdienst Goethe's, das erst spätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meist alle krank sind, stecken viel zu sehr in unseren kranken, zerrissenen, romantischen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zusammengelesen, als dass wir unmittelbar sehen könnten, wie gesund, einheitlich und plastisch sich Goethe in seinen Werken zeigt. Er selbst merkt es eben so wenig; in seiner naiven Unbewusstheit des eignen Vermögens wundert er sich, wenn man ihm „ein gegenständliches Denken" zuschreibt, und indem er durch seine Selbstbiographie uns selbst eine kritische Beihülfe zum Beurtheilen seiner Werke gebe

will, liefert er doch keinen Maßstab der Beurtheilung an und für sich, sondern nur neue Fakta, woraus man ihn beurtheilen kann, wie es ja natürlich ist, daſs kein Vogel über sich selbst hinauszufliegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plastischen Anschauens, Fühlens und Denkens, noch Vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geistes sind ewig feststehend, aber die Kritik ist etwas Wandelbares, sie geht hervor aus den Ansichten der Zeit, hat nur für diese ihre Bedeutung, und wenn sie nicht selbst kunstwerthlicher Art ist, wie z. B. die Schlegel'sche, so geht sie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen, und sieht gar viel Neues in den alten Geisteswerken. Ein Schubarth sieht jetzt in der Ilias etwas Anderes und Viel mehr, als sämmtliche Alexandriner; dagegen werden einst Kritiker kommen, die Viel mehr als Schubarth in Goethe sehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe festgeschwatzt! Aber solche Abschweifungen sind sehr natürlich, wenn Einem, wie auf dieser Insel, beständig das Meergeräusch in die Ohren dröhnt und den Geist nach Belieben stimmt.

Es geht ein ſtarker Nordoſtwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beſchwören wiſſen; wie es denn überhaupt auf allen nordiſchen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Inſel ſtehe unter der geheimen Herrſchaft ganz beſonderer Hexen, und dem böſen Willen derſelben ſei es zuzuſchreiben, wenn den vorbeifahrenden Schiffen allerlei Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unſeres Schiffes, die Hexen wären beſonders mächtig auf der Inſel Wight, und ſuchten jedes Schiff, das bei Tage dort vorbeifahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Inſel ſelbſt zu treiben. In ſolchen Fällen höre man dieſe Hexen ſo laut durch die Luft ſauſen und um das Schiff herumheulen, daſs der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerſtehen könne. Als ich nun fragte, wer der Klabotermann ſei, antwortete der Erzähler ſehr ernſthaft: Das iſt der gute, unſichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daſs den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall ſelbſt nachſieht, und ſowohl für die Ordnung, wie für

die gute Fahrt ſorgt. Der wackere Steuermann verſicherte mit etwas heimlicherer Stimme, ich könne ihn ſelber ſehr gut im Schiffsraume hören, wo er die Waaren gern noch beſſer nachſtaue, daher das Knarren der Fäſſer und Kiſten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unſerer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und Das gelte dann dem Zimmermann, der dadurch gemahnt werde, eine ſchadhafte Stelle ungeſäumt auszubeſſern; am liebſten aber ſetze er ſich auf das Bramſegel, zum Zeichen, daſs guter Wind wehe oder ſich nahe. Auf meine Frage, ob man ihn nicht ſehen könne, erhielt ich zur Antwort: nein, man ſähe ihn nicht, auch wünſche Keiner ihn zu ſehen, da er ſich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden ſei. Einen ſolchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht ſelbſt erlebt, aber von Andern wollte er wiſſen, den Klabotermann höre man alsdann vom Bramſegel herab mit den Geiſtern ſprechen, die ihm unterthan ſind; doch wenn der Sturm zu ſtark und das Scheitern unvermeidlich würde, ſetze er ſich auf das Steuer, zeige ſich da zum erſtenmal und verſchwinde, indem er das Steuer zerbräche. Diejenigen aber, die

ihn in dieſem furchtbaren Augenblick ſähen, fänden unmittelbar darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffskapitän, der dieſer Erzählung mit zugehört hatte, lächelte ſo fein, wie ich ſeinem rauhen, wind- und wetterdienenden Geſichte nicht zugetraut hätte, und nachher verſicherte er mir, vor funfzig oder gar vor hundert Jahren ſei auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann ſo ſtark geweſen, daſs man bei Tiſche immer auch ein Gedeck für Denſelben aufgelegt, und von jeder Speiſe etwa das Beſte auf ſeinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geſchähe Das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande ſpazieren und gedenke ſolcher ſeemänniſchen Wunderſagen. Die anziehendſte derſelben iſt wohl die Geſchichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgeſpannten Segeln vorbeifahren ſieht, und der zuweilen ein Boot ausſetzt, um den begegnenden Schiffern allerlei Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu beſorgen weiß, da ſie an längſt verſtorbene Perſonen adreſſiert ſind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Märchens von dem Fiſcherknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauſcht hatte, und nachher mit ſeiner Geige die ganze Welt durchzog und alle

Menſchen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorſpielte. Dieſe Sage erzählte mir einſt ein lieber Freund, als wir im Koncerte zu Berlin ſolch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelsſohn-Bartholdy, ſpielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Inſel. Das Wetter muſs aber ſchön ſein, die Wolken müſſen ſich ungewöhnlich geſtalten, und man muſs rücklings auf dem Verdecke liegen und in den Himmel ſehen und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerlei wunderliches Zeug, allerlei Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerlei Namen, die wie ſüße Ahnung in der Seele wiederklingen — „Evelina!“ Dann kommen auch Schiffe vorbeigefahren, und man grüßt, als ob man ſich alle Tage wiederſehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meer etwas Unheimliches; man will ſich dann einbilden, die beſten Freunde, die wir ſeit Jahren nicht geſehen, führen ſchweigend vorbei, und man verlöre ſie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir ſogar zu Muthe, als ſei das Meer eigentlich meine Seele ſelbſt; und wie es im

Meere verborgene Waſſerpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an deſſen Oberfläche heraufſchwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen, ſo kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeſchwommen aus der Tiefe meiner Seele, und duften und leuchten und verſchwinden wieder — „Evelina!“

Man ſagt, unfern dieſer Inſel, wo jetzt Nichts als Waſſer iſt, hätten einſt die ſchönſten Dörfer und Städte geſtanden, das Meer habe ſie plötzlich alle überſchwemmt, und bei klarem Wetter ſähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der verſunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort, in der Sonntagsfrühe, ſogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geſchichte iſt wahr; denn das Meer iſt meine Seele —

„Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.“

(W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Geſang heiliger Stimmen — „Evelina!“

Geht man am Strande spazieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weißen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende große Schwäne. Gar besonders schön ist dieser Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeisegelnden Schiffe untergeht, und dieses wie von einer riesigen Glorie umstrahlt wird.

Die Jagd am Strande soll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, so weiß ich es nicht sonderlich zu schätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt sich oft durch Erziehung den Menschen beibringen, aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen schon seit undenklichen Zeiten Rehböcke geschossen haben, so findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieser legitimen Beschäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und soll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Kollegen losdrücken, so empört sich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daſs nach abgesteckter Mensur, es mir weit leichter wird, auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünscht, wo auch Menschen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob, diese Zeiten sind vorüber! Gelüstet es jetzt solche Jäger, wieder

einen Menſchen zu jagen, ſo müſſen ſie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwei Jahren in Göttingen ſah. Der arme Menſch hatte ſich ſchon in der ſchwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannövriſche Junker, die dort Humaniora ſtudierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Menſch lief, und er war todtblaſs und trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die wohlgenährten, edlen Jünglinge auf hohen Roſſen, deren Hufe zuweilen den gehetzten, keuchenden Menſchen trafen, und es war ein Menſch.

Des Verſuchs halber, denn ich muſs mein Blut beſſer gewöhnen, ging ich geſtern auf die Jagd. Ich ſchoſs nach einigen Möwen, die gar zu ſicher umherflatterten, und doch nicht beſtimmt wiſſen konnten, daſs ich ſchlecht ſchieße. Ich wollte ſie nicht treffen und ſie nur warnen, ſich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen: aber mein Schuſs ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möwe todt zu ſchießen. Es iſt gut, daſs es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Möwchen geworden, die, noch unbefiedert, im Sandneſte der großen Düne liegen, und ohne die Mutter verhungern müſsten. Mir ahndete

ſchon vorher, daſs mich auf der Jagd ein Miſsgeſchick treffen würde; ein Haſe war mir über den Weg gelaufen.

Gar beſonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dünen, vor mir das wogende, unermeſsliche Meer, über mir der Himmel wie eine rieſige Kryſtallkuppel — ich erſcheine mir dann ſelbſt ſehr ameiſenklein, und dennoch dehnt ſich meine Seele ſo weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie ſie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in ſtärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet ſtrebte immer höher als die gothiſchen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roſstrappe haben mir, beim erſten Anblick, die koloſſalen Felſen in ihren kühnen Gruppierungen ziemlich imponiert; aber dieſer Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überraſcht, nicht überwältigt, und jene ungeheuren Steinmaſſen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erſchienen ſie mir nur wie geringe Trümmer eines zerſchlagenen Rieſenpallaſtes, worin ſich meine Seele vielleicht komfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Misverhältnis zwiſchen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempſychoſe iſt oft der Gegenſtand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerlei Widerſprüche zwiſchen Seele und Körper hervorzubringen pflegt? Wer kann wiſſen, in welchem Schneider jetzt die Seele eines Plato's, und in welchem Schulmeiſter die Seele eines Cäſar's wohnt. Wer weiß, ob die Seele Gregor's VII. nicht in dem Leibe des Großtürken ſitzt, und ſich unter tauſend hätſchelnden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einſt in ihrer purpurnen Cölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Ali's Zeiten mögen ſich jetzt in unſeren antihelleniſchen Kabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, ſitzen vielleicht jetzt in dicken Konſiſtorialbäuchen, und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele Dſchingiſchan's wohnt vielleicht jetzt in einem Recenſenten, der täglich, ohne es zu wiſſen, die Seelen ſeiner treueſten Baſchkiren und Kalmucken in einem kritiſchen Journale niederſäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des

Pythagoras ist vielleicht in einen armen Kandidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen konnte, während in seinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochsen wohnen, die einst Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung seines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hindus sind so dumm nicht, wie unsere Missionäre glauben, sie ehren die Thiere wegen der menschlichen Seele, die sie in ihnen vermuthen, und wenn sie Lazarethe für invalide Affen stiften, in der Art unserer Akademien, so kann es wohl möglich sein, dass in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es hingegen bei uns ganz sichtbar ist, dass in einigen großen Gelehrten nur Affenseelen stecken.

Wer doch mit der Allwissenheit des Vergangenen auf das Treiben der Menschen von oben herabsehen könnte! Wenn ich des Nachts, am Meere wandelnd, den Wellengesang höre, und allerlei Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, so ist mir, als habe ich einst solchermaßen von oben herabgesehen und sei vor schwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es ist mir dann auch, als seien meine Augen so teleskopisch scharf gewesen, dass ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln gesehen, und durch all den wir-

belnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtausends kommen mir dann allerlei Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber sie sind so neblicht, daſs ich nicht erkenne, was sie wollen. Nur so Viel weiß ich, daſs all unser kluges Wissen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiste eben so klein und nichtig erscheinen muſs, wie mir jene Spinne erschien, die ich in der Göttinger Bibliothek so oft betrachtete. Auf den Folianten der Weltgeschichte saß sie emsig webend, und sie blickte so philosophisch sicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingischen Gelahrtheitsdünkel, und schien stolz zu sein auf ihre mathematischen Kenntnisse, auf ihre Kunstleistungen, auf ihr einsames Nachdenken — und doch wuſste sie Nichts von all den Wundern, die in dem Buche stehen, worauf sie geboren worden, worauf sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf sie auch sterben wird, wenn der schleichende Dr. L.*) sie nicht verjagt. Und wer ist der schleichende Dr. L? Seine Seele wohnte vielleicht einst in eben einer solchen Spinne, und jetzt hütet er die Folianten, worauf er einst saß — und wenn

*) „Der alte schleichende Bibliothekar Stiefel" steht in der französischen Ausgabe der „Reisebilder."

Anm. des Herausgebers.

er ſie auch lieſt, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einſt geſchehen ſein, wo ich jetzt wandle? Ein Konrektor, der hier badete, wollte behaupten, hier ſei einſt der Dienſt der Hertha oder, beſſer geſagt, Forſete begangen worden, wovon Tacitus ſo geheimnisvoll ſpricht. Wenn nur die Berichterſtatter; denen Tacitus nacherzählt, ſich nicht geirrt, und eine Badekutſche für den heiligen Wagen der Göttin angeſehen haben!

Im Jahre 1819, als ich zu Bonn in einem und demſelben Semeſter vier Kollegien hörte, worin meiſtens deutſche Antiquitäten aus der blaueſten Zeit traktiert wurden, nämlich 1) Geſchichte der deutſchen Sprache bei Schlegel, der faſt drei Monat lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermiſste, 3) germaniſches Staatsrecht bei Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vag ſind, und 4) deutſche Urgeſchichte bei Radloff, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit des Seſoſtris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr intereſſiert

haben, als jetzt. Ich ließ sie durchaus nicht auf Rügen residieren, und versetzte sie vielmehr nach einer ostfriesischen Insel. Ein junger Gelehrter hat gern seine Privathypothese. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daſs ich einst am Strande der Nordsee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotischer Begeisterung zu denken. Es ist wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andere, jüngere Göttinnen. Absonderlich wenn ich am Strande über die schaurige Stelle wandle, wo noch jüngst die schönsten Frauen gleich Nixen geschwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, sondern spazieren in die freie See. Deshalb sind auch die Badestellen beider Geschlechter von einander geschieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt Viel sehen. Es geht die Sage, ein neuer Aktäon habe auf solche Weise eine badende Diana erblickt, und wunderbar! nicht er, sondern der Gemahl der Schönen habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutschen, die Droschken der Nordsee, werden hier nur bis ans Wasser geschoben, und bestehen meistens aus viereckigen Holzgestellen, mit steifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, stehen sie im Konversationssaale, und führen dort

gewiſs eben ſo hölzerne und ſteifleinene Geſpräche wie die vornehme Welt, die noch unlängſt dort verkehrte.

Wenn ich aber ſage: die vornehme Welt, ſo verſtehe ich nicht darunter die guten Bürger Oſtfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern iſt, wie der Boden, den es bewohnt, das weder ſingen noch pfeifen kann, aber dennoch ein Talent beſitzt, das beſſer iſt als alle Triller und Schnurrpfeifereien, ein Talent, das den Menſchen adelt, und über jene windige Dienſtſeelen erhebt, die allein edel zu ſein wähnen, ich meine das Talent der Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, ſo iſt ein ſolcher Schlag des Herzens eben ſo gut, wie ein Ritterſchlag, und das wiſſen die freien Frieſen, und ſie verdienen ihr Volksepitheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Ariſtokratie in Oſtfriesland niemals vorherrſchend, nur ſehr wenige adlige Familien haben dort gewohnt, und der Einfluſs des hannövriſchen Adels, durch Verwaltungs- und Militärſtand, wie er ſich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freie Frieſenherz, und überall zeigt ſich die Vorliebe für die ehemalige preußiſche Regierung.

Was aber die allgemeinen deutſchen Klagen über hannövriſchen Adelſtolz betrifft, ſo kann ich

nicht unbedingt einstimmen. Das hannövrische Officierkorps giebt am wenigsten Anlaſs zu solchen Klagen. Freilich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, so hatte früherhin der hannövrische Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Officierrange gelangen konnten. Seitdem sich aber in der deutschen Legion so viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Officierstellen emporgeschwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht nachgelaſsen. Ja, das ganze Korps der deutschen Legion hat viel beigetragen zur Milderung alter Vorurtheile, diese Leute sind weit herum in der Welt gewesen, und in der Welt sieht man Viel, besonders in England, und sie haben Viel gelernt, und es ist eine Freude, ihnen zuzuhören, wenn sie von Portugal, Spanien, Sicilien, den ionischen Inseln, Irland und anderen weiten Ländern sprechen, wo sie gefochten und „Vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernet," so daſs man glaubt, eine Odyssee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch ist unter den Officieren dieses Korps' viel freisinnige, englische Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövrischen Brauch stärker kontrastiert, als wir es im übrigen Deutschland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beispiele Englands viel Einwir-

kung auf Hannover zuſchreiben. In dieſem Lande Hannover ſieht man Nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden ſind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obskur, und trotz allen Pferden kömmt es nicht weiter. Nein, durch dieſen hannövriſchen Adelswald drang niemals ein Sonnenſtrahl brittiſcher Freiheit, und kein brittiſcher Freiheitston konnte jemals vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövriſcher Roſſe. Was aber ein brittiſcher Freiheitston iſt, habe ich erſt kürzlich erfahren, indem ich im wildeſten Seewetter ein engliſches Schiff vorbeiſegeln ſah, auf deſſen Verdeck mehrere Menſchen ſtanden, und Wind und Wellen faſt frevelhaft trotzig überbrüllten mit ihrem alten: Rule, Britannia, rule the waves, Britons never shall be slaves!

Die allgemeine Klage über hannövriſchen Adelſtolz trifft wohl zumeiſt die liebe Jugend gewiſſer Familien, die das Land Hannover regieren oder mittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art oder, beſſer geſagt, jene Unart ablegen, wenn ſie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine beſſere Erziehung genöſſen. Man ſchickt ſie freilich nach Göttingen, doch da hocken ſie beiſammen, und ſprechen nur von ihren Hunden,

Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geſchichte, und wenn ſie auch wirklich einmal Dergleichen hören, ſo ſind doch unterdeſſen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentiſches, der ein Wahrzeichen Göttingen's, nur für hochgeborene Studenten beſtimmt iſt. Wahrlich, durch eine beſſere Erziehung des jungen hannövriſchen Adels ließe ſich vielen Klagen vorbauen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derſelbe Wahn, als wären ſie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras ſind; dieſelbe Thorheit, mit dem Verdienſte der Ahnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieſelbe Unwiſſenheit über das Problematiſche dieſer Verdienſte, indem die Wenigſten bedenken, daſs die Fürſten ſelten ihre treueſten und tugendhafteſten Diener, aber ſehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsſchufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigſten jener Ahnenſtolzen können beſtimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und ſie zeigen nur, daſs ihr Name in Rüxners Turnierbuch erwähnt ſei; — ja, können ſie auch nachweiſen, daſs dieſe Ahnen etwa als Kreuzritter bei der Eroberung Jeruſalem's zugegen waren, ſo ſollten ſie, ehe ſie ſich Etwas darauf zu Gute thun, auch beweiſen, daſs jene Ritter ehrlich mitgefochten haben, daſs ihre Eiſen-

hosen nicht mit gelber Furcht wattiert worden, und dass unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes gesessen. Gäbe es keine Ilias, sondern bloß ein Namensverzeichnis der Helden, die vor Troja gestanden, und ihre Namen existierten noch jetzt — wie würde sich der Ahnenstolz Derer von Thersites zu blähen wissen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal sprechen; Philosophen und Stallknechte haben darüber gar seltene Gedanken.

Mein Tadel, wie gesagt, treffe zumeist die schlechte Erziehung des hannövrischen Adels und dessen früh eingeprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andressierten Formen. O! wie oft habe ich lachen müssen, wenn ich bemerkte, wie Viel man sich auf diese Formen zu Gute that; als sei es so gar überaus schwer zu erlernen, dieses Repräsentieren, dieses Präsentieren, dieses Lächeln ohne Etwas zu sagen, dieses Sagen ohne Etwas zu denken, und all diese adligen Künste, die der gute Bürgersmann als Meerwunder angafft, und die doch jeder französische Tanzmeister besser inne hat, als der deutsche Edelmann, dem sie in der bärenleckenden Lutetia mühsam eingeübt worden, und der sie zu Hause wieder mit deutscher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit seinen Descendenten

überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, ſeinem führenden Lehrer entlief, zu ſeinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte, wie das Tanzen eine ſo ſchwere Kunſt ſei, und wie weit er es darin gebracht habe; — und in der That, den Proben, die er von ſeiner Kunſt ablegte, konnten die armen Beſtien ihre Bewunderung nicht verſagen. Jene Nation, wie ſie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieſes Jahr zu Waſſer und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und ſie haben alle gut geſpielt.

Auch fürſtliche Perſonen gab es hier, und ich muſs geſtehen, daſs dieſe in ihren Anſprüchen beſcheidener waren, als die geringere Nobleſſe. Ob aber dieſe Beſcheidenheit in den Herzen dieſer hohen Perſonen liegt, oder ob ſie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, Das will ich unentſchieden laſſen. Ich ſage Dieſes nur in Beziehung auf deutſche mediatiſierte Fürſten. Dieſen Leuten iſt in der letzten Zeit ein großes Unrecht geſchehen, indem man ſie einer Souveränität beraubte, wozu ſie ein eben ſo gutes Recht haben, wie die größern Fürſten, wenn man nicht etwa, wie mein Unglaubensgenoſſe Spinoza, an-

nehmen will, daſs Dasjenige, was ſich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat zu exiſtieren. Für das vielzerſplitterte Deutſchland war es aber eine Wohlthat, daſs dieſe Anzahl von Sedezdespötchen ihr Regieren einſtellen muſsten. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, wie viele derſelben wir armen Deutſchen zu ernähren haben. Wenn dieſe Mediatiſierten auch nicht mehr das Scepter führen, ſo führen ſie doch noch immer Löffel, Meſſer und Gabel, und ſie eſſen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke, daſs wir einmal durch Amerika etwas von dieſer Fürſtenlaſt erleichtert werden. Denn früh oder ſpät werden ſich doch die Präſidenten dortiger Freiſtaaten in Souveräne verwandeln, und dann fehlt es dieſen Herren an Gemahlinnen, die ſchon einen legitimen Anſtrich haben, ſie ſind dann froh, wenn wir ihnen unſere Prinzeſſinnen überlaſſen, und wenn ſie ſechs nehmen, geben wir ihnen die ſiebente gratis, und auch unſre Prinzchen können ſie ſpäterhin bei ihren Töchtern employieren; — daher haben die mediatiſierten Fürſten ſehr politiſch gehandelt, als ſie ſich wenigſtens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben ſo hoch ſchätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derſelben Abſicht, indem ſie wohl wiſſen,

daſs Deutſchland von jeher das große Fürſtengeſtüte war, das alle regierenden Nachbarhäuſer mit den nöthigen Mutterpferden und Beſchälern verſehen muſs.

In allen Bädern iſt es ein altes Gewohnheitsrecht, daſs die abgegangenen Gäſte von den zurückgebliebenen etwas ſtark kritiſiert werden, und da ich der Letzte bin, der noch hier weilt, ſo durfte ich wohl jenes Recht in vollem Maße ausüben.

Es iſt aber jetzt ſo öde auf der Inſel, daſs ich mir vorkomme wie Napoleon auf Sankt Helena. Nur daſs ich hier eine Unterhaltung gefunden, die Jenem dort fehlte. Es iſt nämlich der große Kaiſer ſelbſt, womit ich mich hier beſchäftige. Ein junger Engländer hat mir das eben erſchienene Buch des Maitland mitgetheilt. Dieſer Seemann berichtet die Art und Weiſe, wie Napoleon ſich ihm ergab und auf dem Bellerophon ſich betrug, bis er auf Befehl des engliſchen Miniſteriums an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus dieſem Buche ergiebt ſich ſonnenklar, daſs der Kaiſer im romantiſchen Vertrauen auf brittiſche Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu ſchaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gaſt, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiſs kein Anderer, und am allerwenigſten ein Wellington, begangen hätte. Die

Geſchichte aber wird ſagen, dieſer Fehler iſt ſo ſchön, ſo erhaben, ſo herrlich, daſs dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unſeren Großthaten erſchwingen können.

Die Urſache, weſshalb Capt. Maitland jetzt ſein Buch herausgiebt, ſcheint keine andere zu ſein, als das moraliſche Reinigungsbedürfnis, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böſes Geſchick in eine zweideutige Handlung verflochten hat. Das Buch ſelbſt iſt aber ein unſchätzbarer Gewinn für die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleon's, die den letzten Akt ſeines Lebens bildet, alle Räthſel der früheren Akte wunderbar löſt, und, wie es eine ächte Tragödie thun ſoll. die Gemüther erſchüttert, reinigt und verſöhnt. Der Charakterunterſchied der vier Hauptſchriftſteller, die uns von dieſer Gefangenſchaft berichten, beſonders wie er ſich in Stil und Anſchauungsweiſe bekundet, zeigt ſich erſt recht durch ihre Zuſammenſtellung.

Maitland, der ſturmkalte, engliſche Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und beſtimmt, als wären es Naturerſcheinungen, die er in ſein Logbook einträgt; Las Caſes, ein enthuſiaſtiſcher Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er ſchreibt, zu den Füßen des Kaiſers, nicht wie ein ruſſiſcher Sklave, ſondern wie ein freier Franzoſe,

dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkürlich die Kniee beugt; O'Meara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als Solcher ein ehemaliger Feind des Kaisers, aber jetzt anerkennend die Majestätsrechte des Unglücks, schreibt freimüthig, schmucklos, thatbeständlich, fast im Lapidarstil; hingegen kein Stil, sondern ein Stilett ist die spitzige, zustoßende Schreibart des französischen Arztes Autommarchi, eines Italieners, der ganz besonnentrunken ist von dem Ingrimm und der Poesie seines Landes.

Beide Völker, Britten und Franzosen, lieferten von jeder Seite zwei Männer, gewöhnlichen Geistes, und unbestochen von der herrschenden Macht, und diese Jury hat den Kaiser gerichtet, und verurtheilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es sind schon viele große Männer über diese Erde geschritten, hier und da sehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußstapfen, und in heiligen Stunden treten sie wie Nebelgebilde vor unsre Seele; aber ein ebenfalls großer Mann sieht seine Vorgänger weit deutlicher; aus einzelnen Funken ihrer irdischen Lichtspur erkennt er ihr geheimstes Thun, aus einem einzigen hinterlassenen Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und solcher-

maßen, in einer mystischen Gemeinschaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtausende hinweg nicken sie einander zu, und sehen sich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen sich auf den Gräbern untergegangener Geschlechter, die sich zwischen sie gedrängt hatten, und sie verstehen sich und haben sich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht so intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur selten die Spur und Nebelformen sehen, für uns ist es vom höchsten Werthe, wenn wir über einen solchen Großen so Viel erfahren, daſs es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unsere Seele aufzunehmen, und dadurch unsere Seele zu erweitern. Ein Solcher ist Napoleon Bonaparte. Wir wissen von ihm, von seinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieser Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir sehen, wie das verschüttete Götterbild langsam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdschlamm, die man von ihm abnimmt, wächst unser freudiges Erstaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geistesblitze der Feinde, die das große Bild zerschmettern wollen, dienen nur dazu, es desto glanzvoller zu beleuchten. Solches geschieht namentlich durch die

Äußerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts Anderes sagt, als daſs der Kaiser kein Mensch war wie die Andern, und daſs sein Geist mit keinem vorhandenen Maßstab gemessen werden kann.

Ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt, daſs wir uns einen Verstand denken können, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. Ja, was wir durch langsames analytisches Nachdenken und lange Schlussfolgen erkennen, Das hatte jener Geist im selben Momente angeschaut und tief begriffen. Daher sein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu kajolieren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen.

Da aber dieser Geist der Zeit nicht bloß revolutionär ist, sondern durch den Zusammenfluſs beider Ansichten, der revolutionären und der kontrerevolutionären, gebildet worden, so handelte Napoleon nie ganz revolutionär und nie ganz kontrerevolutionär, sondern immer im Sinne beider Ansichten, beider Principien, beider Bestrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach

handelte er beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im Einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickelten, langsamen Intrigue neigen sich kleine, analytische Geister, hingegen synthetische, intuitive Geister wissen auf wunderbar geniale Weise die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, so zu verbinden, daſs sie dieselben zu ihrem Zwecke schnell benutzen können. Erstere scheitern sehr oft, da keine menschliche Klugheit alle Vorfallenheiten des Lebens voraussehen kann, und die Verhältnisse des Lebens nie lange stabil sind; Letzteren hingegen, den intuitiven Menschen, gelingen ihre Vorsätze am leichtesten, da sie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und so schnell handeln, daſs dieses durch die Bewegung der Lebenswogen keine plötzliche, unvorhergesehene Veränderung erleiden kann.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daſs Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz besonders viel Sinn hat für Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung. Es werden uns daher durch die Memoiren der Zeitgenossen wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert sich die Zahl der Geschichtsbücher,

die ihn mehr oder minder im Zusammenhang mit der übrigen Welt schildern wollen. Die Ankündigung eines solchen Buches aus Walter Scott's Feder erregt daher die neugierigste Erwartung.

Alle Verehrer Scott's müssen für ihn zittern; denn ein solches Buch kann leicht der russische Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühsam erworben durch eine Reihe historischer Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetische Kraft alle Herzen Europa's bewegt haben. Dieses Thema ist aber nicht bloß eine elegische Klage über Schottlands volksthümliche Herrlichkeit, die allmählich verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrschaft und Denkweise; sondern es ist der große Schmerz über den Verlust der Nationalbesonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Kultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das ist nicht figürlich gesagt, sondern es ist eine Thatsache; als Bullock vor einigen Jahren ein altheidnisches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daſs es nächt-

licher Weile mit Blumen bekränzt worden — und doch hatte Spanien mit Feuer und Schwert den alten Glauben der Mexikaner zerstört, und seit drei Jahrhunderten ihre Gemüther gar stark umgewühlt und gepflügt und mit Christenthum besäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter Scott'schen Dichtungen, diese Dichtungen selbst wecken die alten Gefühle, und wie einst in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häusern stürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergestalt, daſs bei Todesstrafe verboten wurde, es zu singen: so hat der Ton, der in den Scott'schen Dichtungen herrscht, eine ganze Welt schmerzhaft erschüttert. Dieser Ton klingt wieder in den Herzen unseres Adels, der seine Schlösser und Wappen verfallen sieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weise der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholischen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbinischen Synagogen, woraus sogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Bananenwälder Hindostans, wo der seufzende Bramine das Absterben seiner Götter, die Zerstörung ihrer uralten Welt-

ordnung und den ganzen Sieg der Engländer vorausſieht.

Dieſer Ton, der gewaltigſte, den der ſchottiſche Barde auf ſeiner Rieſenharfe anzuſchlagen weiß, paſſt aber nicht zu dem Kaiſerliede von dem Napoleon, dem neuen Manne, dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin dieſe neue Zeit ſo leuchtend ſich abſpiegelt, daſs wir dadurch faſt geblendet werden, und unterdeſſen nimmermehr denken an die verſchollene Vergangenheit und ihre verblichene Pracht. Es iſt wohl zu vermuthen, daſs Scott, ſeiner Vorneigung gemäß, jenes angedeutete ſtabile Element im Charakter Napoleon's, die kontrerevolutionäre Seite ſeines Geiſtes, vorzugsweiſe auffaſſen wird, ſtatt daſs andere Schriftſteller bloß das revolutionäre Princip in ihm erkennen. Von dieſer letzteren Seite würde ihn Byron geſchildert haben, der in ſeinem ganzen Streben den Gegenſatz zu Scott bildete, und ſtatt, gleich Dieſem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, ſich ſogar von denen, die noch ſtehen geblieben ſind, verdrießlich beengt fühlt, ſie mit revolutionärem Lachen und Zähnefletſchen niederreißen möchte, und in dieſem Ärger die heiligſten Blumen des Lebens mit ſeinem melodiſchen Gifte beſchädigt, und ſich wie ein wahnſinniger Harlekin den Dolch ins Herz

ſtößt, um mit dem hervorſtrömenden ſchwarzen Blute Herren und Damen neckiſch zu beſpritzen.

Wahrlich, in dieſem Augenblicke fühle ich ſehr lebhaft, daſs ich kein Nachbeter oder, beſſer geſagt, Nachfrevler Byron's bin, mein Blut iſt nicht ſo ſpleeniſch ſchwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir iſt, ſo iſt es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen ſo bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftſtellern iſt Byron juſt derjenige, deſſen Lektüre mich am unleidlichſten berührt; wohingegen Scott mir in jedem ſeiner Werke das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut ſogar die Nachahmung derſelben, wie wir ſie bei Willibald Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher Erſtere, im ironiſchen Walladmor, ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht, und uns auch in einer ſpäteren Dichtung ſo viel Geſtalten- und Geiſtesreichthum gezeigt hat, daſs er wohl im Stande wäre, mit poetiſcher Urſprünglichkeit, die ſich nur der Scottiſchen Form bedient, uns die theuerſten Momente deutſcher Geſchichte in einer Reihe hiſtoriſcher Novellen vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius laſſen ſich beſtimmte Bahnen vorzeichnen, dieſe liegen außerhalb

aller kritiſchen Berechnung, und ſo mag es auch als ein harmloſes Gedankenſpiel betrachtet werden, wenn ich über Walter Scott's Kaiſergeſchichte mein Vorurtheil ausſprach. „Vorurtheil" iſt hier der umfaſſendſte Ausdruck. Nur Eins läſſt ſich mit Beſtimmtheit ſagen: das Buch wird geleſen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutſchen werden es überſetzen*).

---

*) Die vorhergehenden Seiten wurden 1826 geſchrieben, und im folgenden Jahre im zweiten Band der „Reiſebilder" abgedruckt. - 1828 erſchien die „Geſchichte Napoleon Bonaparte's" von Walter Scott, und zu meinem großen Schmerze ſah ich, daſs das Prognoſtikon, welches ich dem Buche geſtellt, in Erfüllung gegangen war; auch machte es ein vollſtändiges Fiasko, und ſeit dieſem traurigen Ereignis iſt der literariſche Stern des großen Unbekannten erloſchen. Das Übermaß von Arbeit, welches er ſich aufgebürdet, um den Anſprüchen ſeiner Gläubiger gerecht zu werden, hatte die Geſundheit Walter Scott's untergraben; nichts deſto weniger mühte er ſich, noch einige langweilige, faſt alberne Romane zu ſchreiben, und bald darauf ſtarb er. Zu der Zeit, als ſein Buch über Napoleon, dieſe zwölfbändige Blasphemie, erſchien, befand ich mich in München, wo ich eine Monatsſchrift, die „Politiſchen Annalen", herausgab, und für dies Journal ſchrieb ich den Aufſatz über das Buch, welchen ich ſpäter, 1830, in den vierten Band der „Reiſebilder" (Engliſche Fragmente, V) aufnahm.

Anmerkung Heine's zur franzöſiſchen Ausgabe.

Wir haben auch den Segur überſetzt. Nicht wahr, es iſt ein hübſches epiſches Gedicht? Wir Deutſchen ſchreiben auch epiſche Gedichte, aber die Helden derſelben exiſtieren bloß in unſerem Kopfe. Hingegen die Helden des franzöſiſchen Epos ſind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unſeren Dachſtübchen erſinnen können. Und wir haben doch viel Phantaſie, und die Franzoſen haben nur wenig. Vielleicht hat deſshalb der liebe Gott den Franzoſen auf eine andere Art nachgeholfen, und ſie brauchen nur treu zu erzählen, was ſie in den letzten dreißig Jahren geſehen und gethan, und ſie haben eine erlebte Literatur, wie noch kein Volk und keine Zeit ſie hervorgebracht. Dieſe Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie ſie in Frankreich täglich erſcheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu ſingen hat, und worin als deſſen Mittelpunkt das Leben des großen Kaiſers wie ein Rieſenbaum emporragt. Die Segur'ſche Geſchichte des Ruſslandszuges iſt ein Lied, ein franzöſiſches Volkslied, das zu dieſem Sagenkreiſe gehört, und in ſeinem Tone und Stoffe den epiſchen Dichtungen aller Zeiten gleicht und gleichſteht. Ein Heldengeſchlecht, das durch den Zauberſpruch „Freiheit und

Gleichheit" aus dem Boden Frankreichs emporgeſchoſſen, hat wie im Triumphzug, berauſcht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes ſelbſt, die Welt durchzogen, erſchreckt und verherrlicht, tanzt endlich den raſſelnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und dieſe brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch Kälte und Sklaven.

Solche Beſchreibung oder Prophezeiung des Untergangs einer Heldenwelt iſt Grundton und Stoff der epiſchen Dichtungen aller Völker. Auf den Felſen von Ellore und anderer indiſcher Grottentempel ſteht ſolche epiſche Kataſtrophe eingegraben mit Rieſenhieroglyphen, deren Schlüſſel im Mahabarata zu finden iſt; der Norden hat in nicht minder ſteinernen Worten, in ſeiner Edda, dieſen Götteruntergang ausgeſprochen; das Lied der Nibelungen beſingt daſſelbe tragiſche Verderben, und hat in ſeinem Schluſſe noch ganz beſondere Ähnlichkeit mit der Segur'ſchen Beſchreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bei Roncisval, deſſen Worte verſchollen, deſſen Sage aber noch nicht erloſchen, und noch unlängſt von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Immermann, heraufbeſchworen worden, iſt ebenfalls der alte Unglücksgeſang; und gar das

Lied von Ilion verherrlicht am schönsten das alte Thema, und ist doch nicht großartiger und schmerzlicher als das französische Volkslied, worin Segur den Untergang seiner Heroenwelt besungen hat. Ja, dieses ist ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend ist der schöne Heros, der früh dahinsinkt, wie wir solches Leid schon sahen in dem Tode Baldur's, Siegfried's, Roland's und Achilles', die ebenso durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden sie wieder im Liede des Segur, wir sehen sie rathschlagen, zanken und kämpfen, wie einst vor dem skäischen Thore; ist auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzubuntscheckig modern, so ist doch sein Schlachtmuth und Übermuth eben so groß, wie der des Peliden; ein Hektor an Milde und Tapferkeit, steht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter; Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier ist ein Nestor ohne Weisheit, Davoust, Daru, Caulincourt u. s. w., in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odysseus, des Diomedes — nur der Kaiser selbst findet nicht seines Gleichen, in seinem Haupte ist der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn in seiner äußern Herrschererscheinung mit dem Agamemnon vergleiche, so geschieht Das, weil ihn, eben so wie den größten Theil seiner herrlichen

Kampfgenoſſen, ein tragiſches Schickſal erwartete, und weil ſein Oreſtes noch lebt.

Wie die Scott'ſchen Dichtungen hat auch das Segur'ſche Epos einen Ton, der unſere Herzen bezwingt. Aber dieſer Ton weckt nicht die Liebe zu längſt verſchollenen Tagen der Vorzeit, ſondern es iſt ein Ton, deſſen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben dieſe Gegenwart begeiſtert.

Wir Deutſchen ſind doch wahre Peter Schlemihle! Wir haben auch in der letzten Zeit Viel geſehen, Viel ertragen, z. B. Einquartierung und Adelsſtolz; und wir haben unſer edelſtes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anſtändige Summe für abgeſchoſſene deutſche Arme und Beine ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen ſo viel Großes gethan, daſs, wenn man es zuſammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben Viel verloren, z. B. unſern Schlagſchatten, den Titel des lieben heiligen römiſchen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüſten, Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten hat unſere Literatur kein einziges ſolcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie ſie bei unſeren Nachbaren, gleich ewigen Trophäen, täglich emporſteigen.

Unſere Leipziger Meſſen haben wenig profitiert durch die Schlacht bei Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will ſie noch nachträglich in epiſcher Form beſingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghauſen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meinigen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, ſo kann er ſein Epos noch nicht anfangen, er müſste denn beginnen: „Singe, unſterbliche Seele, hildburghäuſiſche Seele, — meiningſche Seele, oder auch altenburgiſche Seele — gleichviel, ſinge, ſinge der ſündigen Deutſchen Erlöſung!“ Dieſer Seelenſchacher im Herzen des Vaterlandes und deſſen blutende Zerriſſenheit läſſt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe aufs Haupt.

Eben die Literaturen unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins und des Kanals muſs man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe, und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationa-

lität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche.

Und doch iſt es nicht anders zu erwarten. Iſt in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, ſo ſucht es dennoch Gegenſtände für gemeinſame Beſprechung, und dazu dienen ihm in Deutſchland ſeine Schriftſteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Meſſe. Statt Boxen haben wir Myſtiker und Nationaliſten, die ſich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, ſich einander den guten Namen zerreißen, während die Philiſter freudig ausrufen: Sieh, Das iſt ein Haupthahn! Dem dort ſchwillt der Kamm! Der hat einen ſcharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muſs ſeine Federn erſt ausſchreiben, man muſs es anſpornen u. ſ. w. In ſolcher Art haben wir auch unſere öffentlichen Aſſiſen, und Das ſind die löſchpapiernen ſächſiſchen

Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundsätzen eines literarischen Kriminalrechts, das der Abschreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch bestraft. Zeigt der Verfasser desselben etwas Geist, so ist das Verbrechen qualificiert. Kann er aber sein Geistesalibi beweisen, so wird die Strafe gemildert. Freilich, bei dieser literarischen Kriminaljustiz ist es ebenfalls ein großes Gebrechen, dass dem richterlichen Ermessen so Viel überlassen bleibt, um so mehr, da unsere Bücherrichter, eben so wie Falstaff, sich ihre Gründe nicht abzwingen lassen, und manchmal selbst geheime Sünder sind und voraussehen, dass sie morgen von denselben Delinquenten gerichtet werden, über die sie heute das Urtheil sprechen. Die Jugend ist in unserer literarischen Kriminaljustiz ein bedeutender Milderungsgrund, und mancher alte Schriftsteller wird gelinde beurtheilt, weil man ihn für ein Kind hält. Sogar die in der letzten Zeit aufgekommene Erfahrung, dass junge Menschen zur Zeit der Entwickelung ihrer Pubertät ein krankhaftes Gelüste tragen, Brand zu stiften, hat auch in der Ästhetik ihren Einfluss gehabt, und man urtheilt deßhalb gelinder über so manche Flammentragödie, z. B. die Tragödie jenes feurigen Jünglings, der nichts

Geringeres als den königlichen Pallaſt zu Perſepolis in Brand geſteckt hat. Wir haben, um Vergleichungen fortzuſetzen, gewiſſermaßen auch unſere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unſere Theaterkritiken; wie denn unſer Schauſpiel ſelbſt gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen franzöſiſchen Unflaths, den unſer Publikum, ſelbſt wenn man ihm am ſelben Abend ein Raupach'ſches Luſtſpiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn ſie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, ſich gleich mit dem beſten Appetit auf einen Quark ſetzt und ihre Mahlzeit damit beſchließt. Ich habe hier vorzüglich im Sinne Raupach's „Bekehrten", die ich vorigen Winter zu Hamburg von den ausgezeichnetſten Schauſpielern aufführen ſah, und zwar mit eben ſo vielem Beifall, wie die „Schülerſchwänke", ein parfümiertes Quärkchen, das gleich darauf an demſelben Abend gegeben wurde. Aber auf unſerm Theater gedeiht nicht bloß Miſt, ſondern auch Gift. In der That, höre ich, wie in unſern Luſtſpielen die heiligſten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und ſo leichtfertig ſicher abgeleiert werden, daſs man am Ende ſelbſt gewöhnt wird, ſie als die gleichgültigſten Dinge zu

betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die sentimentalen Freundschaftsbündnisse zu gemeinschaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuschung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' diese stereotypen Lustspielmotive heißen mögen, ach! so erfasst mich inneres Grauen und bodenloser Jammer, und ich schaue ängstlichen Blickes nach den armen, unschuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiss nicht ohne Erfolg, vordeklamiert wird.

Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutschen Lustspiels, wie sie aus ehrlichen Herzen hervorgeseufzt werden, der kritische Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unsers Theaters ein mühsameres Geschäft haben, als Herkules in Stalle des Augias, da unser Theaterstall gereinigt werden soll, während die Ochsen noch darin sind; die Bestrebungen hochbegabter Männer, die ein romantisches Lustspiel begründen möchten, die trefflichste und treffendste Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel" — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathschläge, Versuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber spricht, ist wahrhaft in den Wind geredet.

Unser Oberhaus, die Tragödie, zeigt sich in höherem Glanze. Ich meine hinsichtlich der Kou-

liſſen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Menſch nicht bringen, und das römiſche Reich ging unter, und bei dieſer Gelegenheit auch das römiſche Theater. Auf unſeren Theatern fehlt es in den Tragödien zwar auch nicht an Tanz und Sprüngen, aber dieſe werden hier von den jungen Tragöden ſelbſt vollbracht, und da es wohl geſchah, daſs Frauenzimmer durch große Sprünge plötzlich zum Manne geworden, ſo handelt ein weibiſches Poetlein wahrhaft pfiffig, wenn es mit ſeinen lahmen Jamben recht große Alexanderſprünge verſucht.

Da ich ſelbſt mich erſt ſpäterhin über dieſes Thema, über deutſche Literaturmiſère, reichlicher verbreiten will, ſo liefere ich einen heiteren Erſatz durch das Einſchalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermann's, meines hohen Mitſtrebenden, gefloſſen ſind, und die mir Derſelbe jüngſthin geſchenkt hat. Die Gleichgeſinnten danken mir gewiſs für die Mittheilung dieſer Verſe, und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich ſie gern als meine eigene Geſinnung vertreten.

Der poetiſche Literator.

Laſs dein Lächeln, laſs dein Flennen, ſag' uns ohne Hinterliſt,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin geſtorben iſt.

„Alle Menſchen müſſen ſterben," ſpricht das Männlein mit Bedeutung.
Alter Junge, Deſſengleichen iſt uns keine große Zeitung.

Mit vergeſsnen, alten Schwarten ſchmiert er ſeine Autorſtiefeln,
Daſs er dazu heiter weine, friſſt er fromm poet'ſche Zwiefeln.

---

*Willſt du kommentieren, Fränzel, mindeſtens verſchon' den Luther,
Dieſer Fiſch behagt uns beſſer ohne die zerlaſsne Butter.

Dramatiker.

1.

* „Nimmer ſchreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!"
Schimpf' uns, wie du willſt, mein Guter, aber halte dein Verſprechen.

2.

Dieſen Reiterlieutenant müſſet, Stachelverſe, ihr verſchonen;
Denn er kommandiert Sentenzen und Gefühl' in Eskadronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,
Rieth' ich ihr: Heirathe Dieſen, der ſo milde und ſo zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte Kotzebue
Um in dieſem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne Schuhe.

Und ſo kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus grauen Jahren,
Daſs die Seelen der Verſtorbnen müſſen in die Beſtien fahren.

Öſtliche Poeten.

Stoß' mèrito iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

Sonſten ſang beim Mondenſcheine Nachtigall seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnſt mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daß ſie den Olympus mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaſelen.

*Glockentöne.

Seht den dicken Paſtor, dorten unter ſeiner Thür im Staate,
Läutet mit den Glocken, daſs man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu ſchauen, flugs die Blinden und die Lahmen,
Engebruſt und Krampf, beſonders hyſteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weder heilet, noch verſchlimmert irgend Schäden,
Weiße Salbe findeſt jetzo du in allen Bücherläden.

Geht's ſo fort, und läſſt ſich jeder Pfaffe ferner adorieren,
Werd' ich in den Schoß der Kirche ehebaldigſt retournieren.

Dort gehorch' ich einem Papſte, und verehr' ein praesens numen,
Aber hier macht ſich zum numen jeglich ordiniertes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,
Einen Hals, ihr hohen Götter: Prieſter, Hiſtrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu schauen,
Abends ins Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbst der liebe Gott verlieret sehr bei mir an dem Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde schnitzen ihn viel' tausend Wichte.

Wenn ich euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,
Aber wenn ich euch verdrieße, seht, Das stärkt mir meine Leber.

„Ganz bewältigt er die Sprache;" ja, es ist, sich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber Eins ist mir zum Ekel,
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Rekel.

---

*Damals mocht'ſt du mir gefallen, als du buhlteſt mit Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebſchaft! mit Marien wollen ſünd'gen.

Erſt in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finſterniſſen,
Überall herumgeſtrichen, deutſchen Rock und Schuh zerriſſen.

Wenn die Damen ſchreiben, kramen ſtets ſie aus von ihren Schmerzen,
Fausses couches touchierter Tugend, — ach, die gar zu offnen Herzen!

Laſſt die Damen mir zufrieden; daſs ſie ſchreiben ſind' ich räthlich,
Führt die Frau die Autorfeder, wird ſie wenigſtens nicht ſchädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgſten Rockenſtuben,
Die Gevatterinnen ſchnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dſchingiſchan, o China, wärſt du längſt von mir vernichtet,
Dein verdammtes Theegeplätſcher hat uns langſam hingerichtet.

Alles ſetzet ſich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was frühre Zeiten blieben waren ſchuldig.

Jene Stadt iſt voller Verſe, Töne, Statuen, Schilderei'n,
Wurſthans ſteht mit der Trompete an dem Thor und ſchreit: „Herein!“

„Dieſe Reime klingen ſchändlich, ohne Metrum und Cäſuren.“
Wollt in Uniform ihr ſtecken literariſche Panduren? —

„Sag', wie kommſt du nur zu Worten, die ſo grob und ungezogen?“
Freund, im wüſten Marktgedränge braucht man ſeine Ellenbogen.

„Aber du haſt auch bereimet, was unleugbar gut und groß."
Miſcht der Beſte ſich zum Plebſe, duldet er des Plebſes Loos.

Wenn die Sommerfliegen ſchwärmen, tödtet ihr ſie mit den Klappen,
Und nach dieſen Reimen werdet ſchlagen ihr mit euren Kappen.

Ideen.

Das Buch Le Grand.

(1826.)

Das Geſchlecht der Örindur,
Unſres Thrones feſte Säule,
Soll beſtehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile.

Müllner.

Evelina

empfange dieſe Blätter

als

ein Zeichen der Freundſchaft und Liebe

des Verfaſſers.

Kapitel I.

Sie war liebenswürdig, und er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.
(Altes Stück.)

Madame, kennen Sie das alte Stück? Es iſt ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu ſehr melancholiſch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin geſpielt, und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte ſie, und Das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Kataſtrophe. —

O dieſe einzige Thräne! ſie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüſtert mir ins Ohr ein Lied von dieſer ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man dieſe Melodie! — — — — — — — — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie ſich wohl vorſtellen, um ſo eher, da Sie verheirathet ſind. Dort amüſiert man ſich ganz ſüperbe, man hat alle mögliche Vergnügungen, man lebt in lauter Luſt und Pläſir, ſo recht wie Gott in Frankreich. Man ſpeiſt von Morgen bis Abend, und die Küche iſt ſo gut wie die Sagor'ſche, die gebratenen Gänſe fliegen herum mit den Sauceſchüſſelchen im Schnabel, und fühlen ſich geſchmeichelt, wenn man ſie verzehrt, butterglänzende Torten wachſen wild wie die Sonnenblumen, überall Bäche mit Bouillon und Champagner, überall Bäume, woran Servietten flattern, und man ſpeiſt und wiſcht ſich den Mund, und ſpeiſt wieder, ohne ſich den Magen zu verderben, man ſingt Pſalmen, oder man tändelt und ſchäkert mit den lieben, zärtlichen Engelein, oder man geht ſpazieren auf der grünen Hallelujah-Wieſe, und die weißwallenden Kleider ſitzen ſehr bequem, und Nichts ſtört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Miſsbehagen, ja ſogar, wenn Einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und excusez! ausruft, ſo lächelt Dieſer wie verklärt und verſichert: Dein Tritt, Bruder, ſchmerzt nicht, ſondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur deſto ſüßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinsten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Kroupier der Hölle, und diese selbst kennen Sie nur aus dem Don Juan, und für diesen Weiberbetrüger, der ein böses Beispiel giebt, dünkt sie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unsere hochlöblichen Theaterdirektionen soviel Flammenspektakel, Feuerregen, Pulver und Kolophonium dabei aufgehen lassen, wie es nur irgend ein guter Christ in der Hölle verlangen kann.

Indessen, in der Hölle sieht es viel schlimmer aus, als unsere Theaterdirektoren wissen — sie würden auch sonst nicht so viele schlechte Stücke aufführen lassen — in der Hölle ist es ganz höllisch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben gar keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorther wenig officielle Nachrichten. Daſs die armen Seelen da drunten den ganzen Tag all' die schlechten Predigten lesen müssen, die hier oben gedruckt werden — Das ist Verleumdung. So schlimm ist es nicht in der Hölle, so raffinierte Qualen wird Satan niemals ersinnen. Hingegen Dante's Schilderung ist etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetisch. Mir erschien die Hölle

wie eine große bürgerliche Küche mit einem unendlich langen Ofen, worauf drei Reihen eiserne Töpfe ſtanden, und in dieſen ſaßen die Verdammten und wurden gebraten. In der einen Reihe ſaßen die chriſtlichen Sünder, und, ſollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel ſchürten unter ihnen das Feuer mit beſonderer Geſchäftigkeit. In der anderen Reihe ſaßen die Juden, die beſtändig ſchrieen und von den Teufeln zuweilen geneckt wurden, wie es ſich denn gar poſſierlich ausnahm, als ein dicker, puſtender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Waſſer über den Kopf goſs, damit er ſähe, daſs die Taufe eine wahre erfriſchende Wohlthat ſei. In der dritten Reihe ſaßen die Heiden, die, eben ſo wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können und ewig brennen müſſen. Ich hörte, wie Einer derſelben, dem ein vierſchrötiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: „Schone meiner, ich war Sokrates, der weiſeſte der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.“ Aber der vierſchrötige, dumme Teufel ließ ſich in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören und brummte: „Ei was! alle Heiden müſſen brennen,

und wegen eines einzigen Menſchen dürfen wir keine Ausnahme machen." — — Ich verſichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Hitze, und ein Schreien, Seufzen, Stöhnen, Quäken, Greinen, Quirilieren — und durch all' dieſe entſetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liedes von der ungeweinten Thräne.

Kapitel II.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte Ihn nicht.
(Altes Stück.)

Madame! das alte Stück ist eine Tragödie, obschon der Held darin weder ermordet wird, noch sich selbst ermordet. Die Augen der Heldin sind schön, sehr schön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — sehr schön, und doch so scharfgeschliffen, dass sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen, und gewiss aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich starb doch nicht an diesen meuchelmörderischen Augen. Die Stimme der Heldin ist auch schön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall schlagen? — eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinst der sonnigsten Töne, und meine Seele ward darin verstrickt und würgte sich und quälte sich. Ich selbst — es ist

der Graf vom Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und ich dachte schon im ersten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitsammt dem Kopfe herunter zu schießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burstah, wo ich ein Paar schöne Pistolen in einem Kasten ausgestellt fand — ich erinnere mich Dessen noch sehr gut, es standen daneben viel' freudige Spielsachen von Perlmutter und Gold, eiserne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantassen mit zärtlichen Devisen, Schnupftabaksdosen mit hübschen Bildern, z. B. die göttliche Geschichte von der Susanne, der Schwanengesang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lukretia, das dicke Tugendmensch, mit dem entblößten Busen, in den sie sich den Dolch nachträglich hineinstößt, die selige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Gesichter — aber ich kaufte doch die Pistolen, ohne viel zu dingen, und dann kauft' ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbescheiden, und ließ mir Austern und ein Glas Rheinwein vorstellen —

Essen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen ins Glas,

und im Glas ſah ich die liebe Heimat, den blauen, heiligen Ganges, den ewig ſtrahlenden Himalaya, die rieſigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, ſeltſam träumeriſche Blumen ſahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten wild flimmernde Sonnenſtrahlen und ſüßnärriſche Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Prieſtergebete, und dazwiſchen klang die ſchmelzend klagende Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte ſie ſtürmiſch auf und nieder, ſie zerriſs ihren ſilbernen Schleier, ſie ſtieß zu Boden die ſchwarze Sklavin mit dem Pfauenwedel, ſie weinte, ſie tobte, ſie ſchrie — Ich konnte ſie aber nicht verſtehen, der Keller des Signor Unbeſcheiden iſt 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die ſchöne Sultanin ſchon todt ſeit 3000 Jahren — und ich trank haſtig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufſtieg, hörte ich das Armeſünderglöckchen läuten, die Menſchenmenge wogte vorüber, ich aber ſtellte mich an die Ecke der Strada San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Märchen giebt es goldne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen, ſchöne Jungfraun tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrt' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all' die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt.
So hab' auch ich mit einem einz'gen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt ſie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber ſchauen gelb und welk,
Weil man vergaß, ſie gleichfalls roth zu ſchminken,
Und Mäuſe ſpringen um die Königsnaſe,
Und ſpotten frech des großen, goldnen Scepters —

Es ist allgemein recipiert, Madame, daſs man einen Monolog hält, ehe man sich todtschießt. Die meisten Menschen benutzen bei solcher Gelegenheit das Hamlet'sche „Sein oder Nichtsein." Es ist eine gute Stelle, und ich hätte sie hier auch gern citiert — aber Jeder ist sich selbst der Nächste, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geschrieben, worin solche Lebensabiturienten-Reden enthalten sind, z. B. den unsterblichen „Almansor," so ist es sehr natürlich, daſs man seinen eignen Worten sogar vor den Shakespear'schen den Vorzug giebt. Auf jeden Fall sind solche Reden ein sehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigstens Zeit. — Und so geschah es, daſs ich an der Ecke der Strada San Giovanni etwas lange stehen blieb — und als ich da stand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blauseidnes Kleid und den rosarothen Hut, und ihr Auge sah mich an so mild, so todbesiegend, so lebenschenkend — Madame, Sie wissen wohl aus der römischen Geschichte, daſs, wenn die Vestalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, so hatten sie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb

am Leben. — Mit einem einzigen Blick hat ſie mich vom Tode gerettet, und ich ſtand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und ſie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Kapitel III.

Und ſie ließ mich am Leben, und ich lebe, und Das iſt die Hauptſache.

Mögen Andre das Glück genießen, daſs die Geliebte ihr Grabmal mit Blumenkränzen ſchmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O, Weiber! haſſt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laſſt mich leben! Das Leben iſt gar zu ſpaßhaft ſüß, und die Welt iſt ſo lieblich verworren, ſie iſt der Traum eines weinberauſchten Gottes, der ſich aus der zechenden Götterverſammlung à la française fortgeſchlichen, auf einem einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt, und ſelbſt nicht weiß, daſs er alles Das auch erſchafft, was er träumt — und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll,

oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bei Marathon, Moſes, die mediceiſche Venus, der Straßburger Münſter, die franzöſiſche Revolution, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt ſich die verſchlafenen Augen, und lächelt — und unſere Welt iſt zerronnen in Nichts, ja, ſie hat nie exiſtiert.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt auch Dieſes beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſein des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes, und das ſchlimmſte Übel iſt der Tod. Mögen berliniſche Gardelieutenants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen, daſs der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch eben ſo viel Kourage wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Kollegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftige Menſchen lieben das Leben. Goethe's Egmont ſcheidet nicht gern „von der freundlichen Gewohnheit des Daſeins und Wirkens.“ Immermann's Edwin hängt am Leben „wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten,“ und obgleich es ihm hart

ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

„Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt.“

Wenn Odyſſeus in der Unterwelt den Achilleus als Führer todter Helden ſieht, und ihn preiſt wegen ſeines Ruhmes bei den Lebendigen und ſeines Anſehens ſogar bei den Todten, antwortet Dieſer:

„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.“

Ja, als der Major Duvent den großen Israel Löwe auf Piſtolen forderte und zu ihm ſagte: Wenn Sie ſich nicht ſtellen, Herr Löwe, ſo ſind Sie ein Hund! da antwortete Dieſer: Ich will lieber ein lebendiger Hund ſein, als ein todter Löwe! Und er hatte Recht. — Ich habe mich oft genug geſchlagen, Madame, um Dieſes ſagen

zu dürfen — Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umſchlinge ich Bäume und Marmorbilder, und ſie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib iſt mir eine geſchenkte Welt, ich ſchwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als Andre mit ihren ſämmtlichen Gliedmaßen Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick iſt mir ja eine Unendlichkeit; ich meſſe nicht die Zeit mit der Brabanter oder mit der kleinen Hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Prieſter ein zweites Leben verſprechen zu laſſen, da ich ſchon in dieſem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit.

Und ich lebe! Der große Pulsſchlag der Natur bebt auch in meiner Bruſt, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tauſendfältiges Echo. Ich höre tauſend Nachtigallen. Der Frühling hat ſie geſendet, die Erde aus ihrem Morgenſchlummer zu wecken, und die Erde ſchauert vor Entzücken, ihre Blumen ſind die Hymnen, die ſie in Begeiſterung der Sonne entgegenſingt — die Sonne

bewegt ſich viel zu langſam, ich möchte ihre Feuerroſſe peitſchen, damit ſie ſchneller dahinjagen — Aber wenn ſie ziſchend ins Meer hinabſinkt, und die große Nacht heraufſteigt mit ihrem großen ſehnſüchtigen Auge, o! dann durchbebt mich erſt recht die rechte Luſt, wie ſchmeichelnde Mädchen legen ſich die Abendlüfte an mein brauſendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und ſchwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menſchen.

Kapitel IV.

Aber einſt wird kommen der Tag, und die Gluth in meinen Adern iſt erloſchen, in meiner Bruſt wohnt der Winter, ſeine weißen Flocken umflattern ſpärlich mein Haupt, und ſeine Nebel verſchleiern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einſamer Halm, den der Schnitter vergeſſen, ein neues Geſchlecht iſt hervorgeblüht mit neuen Wünſchen und neuen Gedanken, voller Verwunderung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen ſind verſchollen, und ich ſelbſt bin verſchollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es ſpringen heran zu mir die roſenwangigen Knaben, und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und ſprechen lachend: Du haſt

ſchon lange geſchwiegen, du fauler Graukopf, ſing' uns wieder Geſänge von den Träumen deiner Jugend!

Dann ergreife ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerrinnen, Thränen blühen wieder aus meinen todten Augen, es frühlingt wieder in meiner Bruſt, ſüße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich ſehe wieder den blauen Fluſs und die marmornen Palläſte und die ſchönen Frauen- und Mädchengeſichter — und ich ſinge ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied ſein, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küſſt wieder meine Wangen, die Geiſterchöre verſtorbener Nachtigallen flöten aus der Ferne, ſchlaftrunken ſchließen ſich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabſtein beſchatten. Ich hätte gern eine Palme, aber dieſe gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde ſein, und Sommerabends werden dort die Liebenden ſitzen und koſen; der Zeiſig, der ſich lauſchend in den Zweigen wiegt, iſt verſchwiegen, und meine Linde rauſcht traulich über den Häuptern der Glücklichen,

die ſo glücklich ſind, daſs ſie nicht einmal Zeit haben zu leſen, was auf dem weißen Leichenſteine geſchrieben ſteht. Wenn aber ſpäterhin der Liebende ſein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde, und ſeufzt und weint, und betrachtet den Leichenſtein, lang und oft, und lieſt darauf die Inſchrift: — Er liebte die Blumen der Brenta.

Kapitel V.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben ſah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die ſich in ſeinen frommen Wellen beſpiegeln. Niemals lag ich träumend unter indiſchen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Jaggernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben ſo wenig jemals in Kalkutta, wie der Kalkutenbraten, den ich geſtern Mittag gegeſſen. Aber ich ſtamme aus Hindoſtan, und daher fühl' ich mich ſo wohl in den breiten Gangeswäldern Valmiki's, die Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidaſa's blühn mir hervor die ſüßeſten Erinnerungen, und als vor einigen Jahren eine gütige Dame in Berlin mir die

hübſchen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, ſchienen mir die zartgemalten, heiligſtillen Geſichter ſo wohlbekannt, und es war mir, als beſchaute ich meine eigene Familiengalerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiſs ſeinen Nalus und ſein Konjugationsſyſtem des Sanskrit geleſen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daſs ich aus dem Haupte Brahma's entſproſſen bin, und nicht aus ſeinen Hühneraugen; ich vermuthe ſogar, daſs der ganze Mahabarata mit ſeinen 200,000 Verſen bloß ein allegoriſcher Liebesbrief iſt, den mein Urahnherr an meine Ureltermutter geſchrieben — O! ſie liebten ſich ſehr, ihre Seelen küſsten ſich, ſie küſsten ſich mit den Augen, ſie waren Beide nur ein einziger Kuſs —

Eine verzauberte Nachtigall ſitzt auf einem rothen Korallenbaum im ſtillen Ocean, und ſingt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muſchelzellen, die wunderbaren Waſſerblumen ſchauern vor Wehmuth, die klugen Meerſchnecken, mit ihren bunten Porzellanthürmchen auf dem Rücken, kommen herangekrochen, die Seerosen erröthen verſchämt, die gelben, ſpitzigen Meerſterne und die tauſendfarbigen

gläſernen Quabben regen und recken ſich, und Alles wimmelt und lauſcht —

Doch, Madame, dieſes Nachtigallenlied iſt viel zu groß, um es hierherzuſetzen, es iſt ſo groß wie die Welt ſelbſt, ſchon die Dedikation an Anangas, den Gott der Liebe, iſt ſo lang wie ſämmtliche Walter Scott'ſche Romane, und darauf bezieht ſich eine Stelle im Ariſtophanes, welche zu Deutſch heißt:

„Tiotio, tiotio, tiotinx,
„Totototo, totototo, tototinx.

(Voſſiſche Überſ.)

Nein, ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes ſchönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit wächſt und im Herbſte gepflückt, gekeltert, in Fäſſer gegoſſen und ins Ausland geſchickt wird. — Wahrhaftig, geſtern hörte ich Jemanden eine Thorheit ſprechen, die Anno 1811 in einer Weintraube geſeſſen, welche ich damals ſelbſt auf dem Johannisberge wachſen ſah. — Viel Thorheit wird aber auch im Lande ſelbſt konſumiert, und die Menſchen ſind dort wie überall: — ſie werden geboren, eſſen, trinken, ſchlafen, lachen, weinen, verleumden, ſind

ängſtlich beſorgt um die Fortpflanzung ihrer Gattung, ſuchen zu ſcheinen, was ſie nicht ſind, und zu thun, was ſie nicht können, laſſen ſich nicht eher raſieren, als bis ſie einen Bart haben, und haben oft einen Bart, ehe ſie verſtändig ſind, und wenn ſie verſtändig ſind, berauſchen ſie ſich wieder mit weißer und rother Thorheit.

Mon Dieu! wenn ich doch ſo viel Glauben in mir hätte, daſs ich Berge verſetzen könnte — der Johannisberg wäre juſt derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen ließe. Aber da mein Glaube nicht ſo ſtark iſt, muſs mir die Phantaſie helfen, und ſie verſetzt mich ſchnell nach dem ſchönen Rhein.

O, da iſt ein ſchönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenſchein. Im blauen Strome ſpiegeln ſich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten. — Dort vor der Hausthür ſitzen die Bürgersleute des Sommerabends, und trinken aus großen Kännen, und ſchwatzen vertraulich, wie der Wein, Gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich ſein müſſen, und wie die Marie Antoinette ſo mir Nichts dir Nichts guillotiniert worden, und wie die Tabaksregie den Tabak vertheuert, und wie alle Menſchen gleich ſind, und wie der Görres ein Hauptkerl iſt.

Ich habe mich nie um dergleichen Gespräche bekümmert, und saß lieber bei den Mädchen am gewölbten Fenster, und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen ins Gesicht schlagen, und stellte mich böse, bis sie mir ihre Geheimnisse oder irgend eine andere wichtige Geschichte erzählten. Die schöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr setzte; es war ein Mädchen wie eine flammende Rose, und als sie mir einst um den Hals fiel, glaubte ich, sie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die schöne Katharine zerfloss in klingender Sanftmuth, wenn sie mit mir sprach, und ihre Augen waren von einem so reinen, innigen Blau, wie ich es noch nie bei Menschen und Thieren und nur selten bei Blumen gefunden; man sah gern hinein und konnte sich so recht viel Süßes dabei denken. Aber die schöne Hedwig liebte mich; denn wenn ich zu ihr trat, beugte sie das Haupt zur Erde, so dass die schwarzen Locken über das erröthende Gesicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelem Himmel hervorleuchteten. Ihre verschämten Lippen sprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr Nichts sagen. Ich hustete und sie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schwester bitten, nicht so rasch die Felsen zu besteigen, und

nicht im Rheine zu baden, wenn ich mich heiß gelaufen oder getrunken. Ich behorchte mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das, mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflittert, in einer Nische der Hausflur stand; ich hörte deutlich, wie sie die Muttergottes bat: Ihm das „Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiss in das schöne Mädchen verliebt, wenn sie gleichgültig gegen mich gewesen wäre; und ich war gleichgültig gegen sie, weil ich wusste, dass sie mich liebte. — Madame, wenn man von mir geliebt sein will, muss man mich en canaille behandeln.

Die schöne Johanna war die Base der drei Schwestern, und ich setzte mich gern zu ihr. Sie wusste die schönsten Sagen, und wenn sie mit der weißen Hand zum Fenster hinauszeigte nach den Bergen, wo Alles passiert war, was sie erzählte, so wurde mir ordentlich verzaubert zu Muthe, die alten Ritter stiegen sichtbar aus den Burgruinen und zerhackten sich die eisernen Kleider, die Lorelei stand wieder auf der Bergesspitze und sang hinab ihr süß verderbliches Lied, und der Rhein rauschte so vernünftig beruhigend und doch zugleich neckend schauerlich — und die schöne Johanna sah mich an so seltsam, so heimlich, so räthselhaft traulich, als

gehörte sie selbst zu den Märchen, wovon sie eben erzählte. Sie war ein schlankes, blasses Mädchen, sie war todtkrank und sinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit selbst, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geschichte, aber es war eine heilige Geschichte — Etwa eine Liebes-Legende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Muth, sie zu fragen. Wenn ich sie lange ansah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als sei stiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienst.

In solchen guten Stunden erzählte ich ihr Geschichten aus meiner Kindheit, und sie hörte immer ernsthaft zu, und seltsam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen besinnen konnte, so erinnerte sie mich daran. Wenn ich sie alsdann mit Verwunderung fragte, woher sie die Namen wisse, so gab sie lächelnd zur Antwort, sie habe sie von den Vögeln erfahren, die an den Fliesen ihres Fensters nisteten — und sie wollte mich gar glauben machen, Dieses seien die nämlichen Vögel, die ich einst als Knabe mit meinem Taschengelde den hartherzigen Bauernjungen abgekauft habe und dann frei fortfliegen lassen. Ich glaube aber, sie wusste Alles, weil sie so blass war und wirklich bald starb. Sie wusste auch, wann sie sterben

würde, und wünschte, daſs ich Andernach den Tag vorher verlaſſen möchte. Beim Abſchied gab ſie mir beide Hände — es waren weiße, ſüße Hände, und rein wie eine Hoſtie — und ſie ſprach: Du biſt ſehr gut, und wenn du böſe wirſt, ſo denke wieder an die kleine, todte Veronika.

Haben ihr die geſchwätzigen Vögel auch dieſen Namen verrathen? Ich hatte mir in erinnerungsſüchtigen Stunden ſo oft den Kopf zerbrochen und konnte mich nicht mehr auf den lieben Namen erinnern.

Jetzt, da ich ihn wieder habe, will mir auch die früheſte Kindheit wieder im Gedächtniſſe hervorblühen, und ich bin wieder ein Kind und ſpiele mit andern Kindern auf dem Schloſsplatze zu Düſſeldorf am Rhein.

Kapitel VI.

Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke Dieſes ausdrücklich für den Fall, daſs etwa nach meinem Tode ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenſtedt — ſich um die Ehre ſtreiten, meine Vaterſtadt zu ſein. Düſſeldorf iſt eine Stadt am Rhein, es leben da ſechzehntauſend Menſchen, und viele hunderttauſend Menſchen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter ſind Manche, von denen meine Mutter ſagt, es wäre beſſer, ſie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die Beide ſo berühmte Doktoren waren, und ſo viele Menſchen vom Tode kuriert, und doch ſelber ſterben muſsten. Und die fromme Urſula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort

begraben, und es wächst ein Rosenstrauch auf ihrem Grab — Rosenduft liebte sie so sehr im Leben, und ihr Herz war lauter Rosenduft und Güte. Auch der alte kluge Kanonikus liegt dort begraben. Gott, wie elend sah er aus, als ich ihn zuletzt sah! Er bestand nur noch aus Geist und Pflastern, und studierte dennoch Tag und Nacht, als wenn er besorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in seinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich schuld. Wir waren Schulkameraden im Franciskanerkloster und spielten auf jener Seite desselben, wo zwischen steinernen Mauern die Düssel fließt, und ich sagte: „Wilhelm, hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen" — und lustig stieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riss das Kätzchen aus dem Wasser, fiel aber selbst hinein, und als man ihn herauszog, war er nass und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müsste ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus

wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daſs ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſo Viel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat Das meiner armen Mutter genug Mühe gekoſtet.

Aber mein Ruhm ſchläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur-Lorber, womit man meine Stirne geſchmückt, hat ſeinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen nach Düſſeldorf kommen, ſo laſſen ſie das berühmte Haus noch unbeſichtigt und gehen direkt nach dem Marktplatze, und betrachten die dort in der Mitte ſtehende ſchwarze, koloſſale Reiterſtatue. Dieſe ſoll den Kurfürſten Jan Wilhelm vorſtellen. Er trägt einen ſchwarzen Harniſch, eine tiefherabhängende Allongeperücke. — Als Knabe hörte ich

die Sage, der Künſtler, der dieſe Statue gegoſſen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daſs ſein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeigelaufen, und hätten ihm ihre ſilbernen Löffel gebracht, um den Guſs zu vollenden — und nun ſtand ich ſtundenlang vor dem Reiterbilde, und zerbrach mir den Kopf, wie viel' ſilberne Löffel wohl darin ſtecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren nämlich damals meine Paſſion — jetzt iſt es Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebsſuppe — und eben unweit des Kurfürſtenbildes, an der Theaterecke, ſtand gewöhnlich der wunderlich gebackene, ſäbelbeinige Kerl mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderſtehlichen Diskantſtimme anzupreiſen wuſste: „Die Apfeltörtchen ſind ganz friſch, eben aus dem Ofen, riechen ſo delikat.“ — Wahrlich, wenn in meinen ſpäteren Jahren der Verſucher mir beikommen wollte, ſo ſprach er mit ſolcher lockenden Diskantſtimme, und bei Signora Giulietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn ſie nicht den ſüßen, duftenden Apfeltörtchenton angeſchlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich ſo ſehr angereizt haben,

hätte der krumme Hermann sie nicht so geheimnisvoll mit seiner weißen Schürze bedeckt — und die Schürzen sind es, welche — doch sie bringen mich aus dem Kontext, ich sprach ja von der Reiterstatue, die so viel' silberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürsten Jan Wilhelm darstellt.

Es soll ein braver Herr gewesen sein, und sehr kunstliebend, und selbst sehr geschickt. Er stiftete die Gemäldegalerie in Düsseldorf, und auf dem dortigen Observatorium zeigt man noch einen überaus künstlichen Einschachtelungsbecher von Holz, den er selbst in seinen Freistunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geschnitzelt hat.

Damals waren die Fürsten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe festgewachsen, und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber, und schliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Völker, und wenn Diese des Morgens erwachten, so sagten sie: „Guten Morgen, Vater!" und Jene antworteten: „Guten Morgen, liebe Kinder!"

Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten, und „Guten Morgen, Vater!" sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war Nichts als stumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Be-

gräbnisstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte, und lasen den langen papiernen Anschlag auf der Thür des Rathhauses. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nankingjacke, die er sonst nur im Hause trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, dass die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hinmurmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter, und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit, und frug ihn, warum wir weinten. Und da antwortete er: „Der Kurfürst lässt sich bedanken.“ Und dann las er wieder, und bei den Worten: „für die bewährte Unterthanstreue“ „und entbinden euch eurer Pflichten“ da weinte er noch stärker. — Es ist wunderlich anzusehen, wenn so ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengesicht, plötzlich so stark weint. Während wir lasen, wurde auch das kurfürstliche Wappen vom Rathhause heruntergenommen, Alles gestaltete sich so beängstigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinsternis erwarte, die Herren Rathsherren gingen so abgedankt und langsam umher, sogar der allgewaltige

Gassenvogt sah aus, als wenn er Nichts mehr zu befehlen hätte, und stand da so friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Aloysius sich wieder auf ein Bein stellte und mit närrischer Grimasse die Namen der französischen Generale herschnatterte, während der besoffene krumme Gumpertz sich in der Gosse herumwälzte und ça ira, ça ira! sang.

Ich aber ging nach Hause, und weinte und klagte: „Der Kurfürst lässt sich bedanken.“ Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wusste, was ich wusste, ich ließ mir Nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir, die Welt habe ein Ende — die schönen Blumengärten und grünen Wiesen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zusammengerollt, der Gassenvogt stieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian stand dabei und sprach zu sich selber: „Ich muss nach Hause gehen und mich hübsch anziehen, denn ich bin todt und soll noch heute begraben werden“ — und es wurde immer dunkler, spärlich schimmerten oben einige Sterne, und auch diese fielen herab wie gelbe Blätter im Herbste, allmählich verschwanden die Menschen, ich armes Kind irrte ängstlich umher, stand endlich vor der Weidenhecke eines wüsten Bauernhofes und sah dort einen Mann, der

mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häßlich hämiſches Weib, das Etwas wie einen abgeſchnittenen Menſchenkopf in der Schürze hielt, und Das war der Mond, und ſie legte ihn ängſtlich ſorgſam in die offene Grube — und hinter mir ſtand der pfälziſche Invalide und ſchluchzte und buchſtabierte: „Der Kürfürſt läſſt ſich bedanken.“

Als ich erwachte, ſchien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenſter, auf der Straße ging die Trommel, und als ich in unſere Wohnſtube trat und meinem Vater, der im weißen Puder-mantel ſaß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friſeur ihm während des Fri-ſierens haarklein erzählte, daſs heute auf dem Rath-hauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daſs Dieſer von der beſten Familie ſei, und die Schweſter des Kaiſers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anſtand beſitze, und ſein ſchönes ſchwarzes Haar in Locken trage, und nächſtens ſeinen Einzug halten und ſicher allen Frauenzimmern gefallen müſſe. Unterdeſſen ging das Getrommel auf der Straße immer fort, und ich trat vor die Hausthür und beſah die einmar-ſchierenden franzöſiſchen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das ſingend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernſten Grenadierge-

ſichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Luſtigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, ſilbergeſtickten Tambourmajor, der ſeinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erſte Etage werfen konnte und ſeine Augen ſogar bis zur zweiten Etage, wo ebenfalls ſchöne Mädchen am Fenſter ſaßen. Ich freute mich, daſs wir Einquartierung bekämen — meine Mutter freute ſich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da ſah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angeſtrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhauſe, das Eiſengeländer an deſſen Balkon war mit geſtickten Sammetdecken überhängt, franzöſiſche Grenadiere ſtanden Schildwache, die alten Herren Rathsherren hatten neue Geſichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und ſahen ſich an auf Franzöſiſch und ſprachen bon jour, aus allen Fenſtern guckten Damen, neugierige Bürgersleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebſt andern Knaben wir kletterten auf das große Kurfürſtenpferd und ſchauten davon herab in das bunte Marktgewimmel.

Nachbars Pitter und der lange Kunz hätten bei dieſer Gelegenheit beinah den Hals gebrochen, und Das wäre gut geweſen; denn der Eine ent-

lief nachher seinen Eltern, ging unter die Soldaten, desertierte, und wurde in Mainz todtgeschossen, der Andere aber machte späterhin geographische Untersuchungen in fremden Taschen, wurde deßhalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinnanstalt, zerriß die eisernen Bande, die ihn an diese und an das Vaterland fesselten, kam glücklich über das Wasser, und starb in London durch eine allzuenge Kravatte, die sich von selbst zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriß.

Der lange Kunz sagte uns, daß heute keine Schule sei, wegen der Huldigung. Wir mußten lange warten, bis diese losgelassen wurde. Endlich füllte sich der Balkon des Rathhauses mit bunten Herren, Fahnen und Trompeten, und der Herr Bürgermeister, in seinem berühmten rothen Rock, hielt eine Rede, die sich etwas in die Länge zog, wie Gummi elasticum, oder wie eine gestrickte Schlafmütze, in die man einen Stein geworfen — nur nicht den Stein der Weisen — und manche Redensarten konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B. daß man uns glücklich machen wolle — und beim letzten Worte wurden die Trompeten geblasen, und die Fahnen geschwenkt, und die Trommel gerührt, und Vivat gerufen — und während ich

ſelber Vivat rief, hielt ich mich feſt an den alten Kurfürſten. Und Das that noth, denn mir wurde ordentlich ſchwindlich, ich glaubte ſchon, die Leute ſtänden auf den Köpfen, weil ſich die Welt, herumgedreht, das Kurfürſtenhaupt mit der Allongeperücke nickte und flüſterte: „Halt feſt an mir!“ — und erſt durch das Kanonieren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und ſtieg vom Kurfürſtenpferd langſam wieder herab.

Als ich nach Hauſe ging, ſah ich wieder, wie der tolle Aloyſius auf einem Beine tanzte, während er die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnarrte, und wie ſich der krumme Gumpertz beſoffen in der Goſſe herumwälzte, und ça ira, ça ira brüllte — und zu meiner Mutter ſagte ich: Man will uns glücklich machen, und deſshalb iſt heute keine Schule.

Kapitel VII.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon — Alles mußte auswendig gelernt werden. Und Manches davon kam mir in der Folge zu Statten. Denn hätte ich nicht die römiſchen Könige auswendig gewuſſt, ſo wäre es mir ja ſpäterhin ganz gleichgültig geweſen, ob Niebuhr bewieſen oder nicht bewieſen hat, daſs ſie niemals wirklich exiſtiert haben. Und wußte ich nicht jene Jahreszahlen, wie hätte ich mich ſpäterhin zurecht finden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem

andern gleicht wie ein Tropfen Waſſer oder wie ein Grenadier dem andern, und wo man ſeine Bekannten nicht zu finden vermag, wenn man ihre Hausnummer nicht im Kopfe hat; ich dachte mir damals bei jedem Bekannten zugleich eine hiſtoriſche Begebenheit, deren Jahreszahl mit ſeiner Hausnummer übereinſtimmte, ſo daſs ich mich dieſer leicht erinnern konnte, wenn ich jener gedachte, und daher kam mir auch immer eine hiſtoriſche Begebenheit in den Sinn, ſobald ich einen Bekannten erblickte. So z. B. wenn mir mein Schneider begegnete, dachte ich gleich an die Schlacht bei Marathon; begegnete mir der wohlgeputzte Bankier Chriſtian Gumpel, ſo dachte ich gleich an die Zerſtörung Jeruſalem's; erblickte ich einen ſtark verſchuldeten portugieſiſchen Freund, ſo dachte ich gleich an die Flucht Mahomed's; ſah ich den Univerſitätsrichter, einen Mann, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit bekannt iſt, ſo dachte ich gleich an den Tod Haman's; ſobald ich Wadzeck ſah, dachte ich gleich an die Kleopatra — Ach, lieber Himmel, das arme Vieh iſt jetzt todt, die Thränenſäckchen ſind vertrocknet, und man kann mit Hamlet ſagen: Nehmt Alles in Allem, es war ein altes Weib, wir werden noch oft ſeines Gleichen haben! Wie geſagt, die Jahreszahlen ſind durchaus nöthig, ich kenne

Menſchen, die gar Nichts als ein paar Jahreszahlen im Kopfe hatten, und damit in Berlin die rechten Häuſer zu finden wuſsten, und jetzt ſchon ordentliche Profeſſoren ſind. Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! Mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch ſchlechter. Am beſten begriff ich das Subtrahieren, und da giebt es eine ſehr praktiſche Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muſs ich Eins borgen" — ich rathe aber Jedem, in ſolchen Fällen immer einige Groſchen mehr zu borgen; denn man kann nicht wiſſen —

Was aber das Lateiniſche betrifft, ſo haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie Das verwickelt iſt. Den Römern würde gewiſs nicht Zeit genug übrig geblieben ſein, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wuſsten ſchon in der Wiege, welche Nomina den Accuſativ auf im haben. Ich hingegen muſste ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen; aber es iſt doch immer gut, daſs ich ſie weiß. Denn hätte ich z. B. den 20ſten Juli 1825, als ich öffentlich in der Aula zu Göttingen lateiniſch disputierte — Madame, es war der Mühe werth zuzuhören — hätte ich da sinapem ſtatt sinapim geſagt, ſo würden es vielleicht die anweſenden Füchſe

gemerkt haben, und Das wäre für mich eine ewige Schande gewesen. Vis, buris, sitis, tussis, cucumis, amussis, cannabis, sinapis — Diese Wörter die so viel Aufsehen in der Welt gemacht haben, bewirkten dieses, indem sie sich zu einer bestimmten Klasse schlugen und dennoch eine Ausnahme blieben; deßhalb achte ich sie sehr, und daß ich sie bei der Hand habe, wenn ich sie etwa plötzlich brauchen sollte, Das giebt mir in manchen trüben Stunden des Lebens viel innere Beruhigung und Trost. Aber, Madame, die verba irregularia — sie unterscheiden sich von den verbis regularibus dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekömmt — sie sind gar entsetzlich schwer. In den dumpfen Bogengängen des Franciskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet, und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich ist, so sieh doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte.

Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn

ſie behaupteten, daſs das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgeſtanden. Mit dem Hebräiſchen ging es beſſer, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich ſie, bis auf dieſe Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräiſchen nicht ſo weit bringen wie meine Taſchenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfandverleihern hatte, und dadurch manche jüdiſche Sitte annahm — z. B. des Sonnabends ging ſie nicht — und die heilige Sprache lernte, und ſie auch ſpäterhin grammatiſch trieb; wie ich denn oft in ſchlafloſen Nächten mit Erſtaunen hörte, daſs ſie beſtändig vor ſich hin pickerte: katal, katalta, katalti — kittel, kittalta, kittalti — — pokat, pokadeti — pikat — pik — pik — —

Indeſſen von der deutſchen Sprache begriff ich Viel mehr, und die iſt doch nicht ſo gar kinderleicht. Denn wir armen Deutſchen, die wir ſchon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfſteuern und tauſenderlei Abgaben genug geplagt ſind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgeſackt und quälen uns einander mit dem Accuſativ und Dativ. Viel deutſche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geiſtlichen Herrn, der ſich meiner von Kind auf annahm. Aber ich

lernte auch Etwas der Art von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften.

Während ich in einem Zuge fortschrieb und Allerlei dabei dachte, habe ich mich unversehens in die alten Schulgeschichten hineingeschwatzt, und ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie so Wenig lernte, dass ich mich späterhin nicht in der Welt zurecht zu finden wusste. Damals hatten nämlich die Franzosen alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die sonst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth, die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht und vermischt, dass kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterherlaufende Landjunker zu sehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venetianer waren nicht schlau genug, unter den Fürsten gab es viel Avan-

cement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andere Art ihr Brot zu verdienen suchen, und einige legten sich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, diese Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in solchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch besser in der Naturgeschichte, da können nicht so viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es bestimmte Kupferstiche von Affen, Känguruhs, Zebras, Nashornen u. s. w. Weil mir solche Bilder im Gedächtnisse blieben, geschah es in der Folge sehr oft, daß mir manche Menschen beim ersten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z. B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat, als ich. Aufrichtig gestanden, da wir doch

einmal die alten Götter auswendig lernen mußten, so hätten wir sie auch behalten sollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bei unserer neurömischen Dreigötterei, oder gar bei unserem jüdischen Eingötzenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht so unmoralisch, wie man sie verschrieen hat, es ist z. B. ein sehr anständiger Gedanke des Homer's, daſs er jener vielbeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé d'Aulnoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Histoire allemande vortrug. — Er war im ganzen Gymnasium der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur, und vor Allem darf man keine Bête allemande sein. Da gab es manches saure Wort. Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daſs ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf Französisch? Und sechsmal

und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt le crédit. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wüthende Examinator: Er heißt la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten. Madame! seit der Zeit kann ich das Wort réligion nicht erwähnen hören, ohne daſs mein Rücken blaſs vor Schrecken und meine Wange roth vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt als la réligion. — In diesem Augenblick fällt mir ein, daſs ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler schuldig bin. Und wahrhaftig, ich mache mich anheischig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra schuldig zu sein, wenn ich nur das unglückselige Wort la réligion in diesem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu, Madame! ich habe es im Französischen weit gebracht! Ich verstehe nicht nur Patois, sondern sogar adliges Bonnenfranzösisch. Noch unlängst in einer noblen Gesellschaft verstand ich fast die Hälfte von dem Diskurs zweier deutschen Komtessen, wovon jede über vier und sechzig Jahr' und eben so viele Ahnen zählte. Ja, im Café-Royal zu Berlin hörte ich einmal den Monsieur Hans Michel Martens Französisch parlieren und verstand jedes Wort, obschon kein Verstand

darin war. Man muß den Geiſt der Sprache kennen, und dieſen lernt man am beſten durch Trommeln. Parbleu! wie Viel verdanke ich nicht dem franzöſiſchen Tambour, der ſo lange bei uns in Quartier lag, und wie ein Teufel ausſah, und doch von Herzen ſo engelgut war, und ſo ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, ſchwarzen Schnurrbarte, worunter ſich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her ſchoſſen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm ſeine Knöpfe ſpiegelblank putzen und ſeine Weſte mit Kreide weißen — denn Monſieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auch auf die Wache, nach dem Appell, nach der Parade — da war Nichts als Waffenglanz und Luſtigkeit — les jours de fête sont passés! Monſieur Le Grand wuſste nur wenig gebrochenes Deutſch, nur die Hauptausdrücke — Brot, Kuſs, Ehre — doch konnte er ſich auf der Trommel ſehr gut verſtändlich machen; z. B. wenn ich nicht wuſste, was das Wort „liberté“ bedeute, ſo trommelte er den Marſeiller Marſch — und ich verſtand ihn. Wuſste ich nicht die Bedeutung des Wortes „égalité“, ſo trommelte

er den Marſch „ça ira, ça ira — — — les aristocrats à la lanterne!“ — und ich verſtand ihn. Wuſste ich nicht, was „bêtise“ ſei, ſo trommelte er den Deſſauer Marſch, den wir Deutſchen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verſtand ihn. Er wollte mir mal das Wort „l'Allemagne“ erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum — Dum — ich ärgerte mich, aber ich verſtand ihn doch.

Auf ähnliche Weiſe lehrte er mich auch die neuere Geſchichte. Ich verſtand zwar nicht die Worte, die er ſprach, aber da er während des Sprechens beſtändig trommelte, ſo wuſste ich doch, was er ſagen wollte. Im Grunde iſt Das die beſte Lehrmethode. Die Geſchichte von der Beſtürmung der Baſtille, der Tuilerien u. ſ. w. begreift man erſt recht, wenn man weiß, wie bei ſolchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unſeren Schulkompendien lieſt man bloß: — „Ihre Excellenzen die Barone und Grafen und hochdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Alteſſen die Herzöge und Prinzen und höchſtdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majeſtät der König und allerhöchſtdero Gemahlin wurden geköpft —“ aber wenn man den rothen Guillotinen-

marſch trommeln hört, ſo begreift man Dieſes erſt recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, Das iſt ein gar wunderlicher Marſch! Er durchſchauerte mir Mark und Bein, als ich ihn zuerſt hörte, und ich war froh, daſs ich ihn vergaß. — Man vergiſſt ſo Etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt ſo viel anderes Wiſſen im Kopf zu behalten — Whiſt, Boſton, genealogiſche Tabellen, Bundestagsbeſchlüſſe, Dramaturgie, Liturgie, Vorſchneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie beſinnen. Aber denken Sie ſich, Madame! unlängſt ſitze ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzeſſinnen, Kammerherren, Hofmarſchallinnen, Hofſchenken, Oberhofmeiſterinnen, Hofſilberbewahrern, Hofjägermeiſterinnen, und wie dieſe vornehmen Domeſtiken noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomeſtiken liefen hinter ihren Stühlen und ſchoben ihnen die gefüllten Teller vors Maul — ich aber, der übergangen und überſehen wurde, ſaß müßig, ohne die mindeſte Kinnbackenbeſchäftigung, und ich knetete Brotkügelchen, und trommelte vor Langeweile mit den Fingern, und zu meinem Entſetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längſtvergeſſenen Guillotinenmarſch.

„Und was geſchah?“ Madame, dieſe Leute laſſen ſich im Eſſen nicht ſtören, und wiſſen nicht, daſs andere Leute, wenn ſie Nichts zu eſſen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar kurioſe Märſche, die man längſt vergeſſen glaubte.

Iſt nun das Trommeln ein angeborenes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert ſich oft unwillkürlich. Zu Berlin ſaß ich einſt im Kollegium des Geheimraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch ſein Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr. — Sie erinnern ſich, Madame, aus dem Pauſanias, daſs einſt durch das Geſchrei eines Eſels ein eben ſo gefährliches Komplott entdeckt wurde, auch wiſſen Sie aus dem Livius oder aus Becker's Weltgeſchichte, daſs die Gänſe das Kapitol gerettet, und aus dem Salluſt wiſſen Sie ganz genau, daſs durch eine geſchwätzige Putaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verſchwörung des Catilina an den Tag kam. — Doch um wieder auf beſagten Hammel zu kommen, im Kollegium des Herrn Geheimraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein langweiliger Sommernachmittag, und ich ſaß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir ein-

geſchlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräuſch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrſcheinlich zugehört hatten, daſs juſt das Gegentheil vom Völkerrecht vorgetragen und auf Konſtitutionsgeſinnung geſchimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Hühneraugen das Treiben der Welt beſſer durchſchauen, als der Geheimrath mit ſeinen großen Juno-Augen, dieſe armen, ſtummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszuſprechen, wollten ſich durch Trommeln verſtändlich machen, und trommelten ſo ſtark, daſs ich dadurch ſchier ins Malheur kam.

Verdammte, unbeſonnene Füße! ſie ſpielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bei Profeſſor Saalfeld hoſpitierte, und Dieſer mit ſeiner ſteifen Beweglichkeit auf dem Katheder hin und her ſprang, und ſich echauffierte, um auf den Kaiſer Napoleon recht ordentlich ſchimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daſs ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer ſtummen Naivetät, euch noch fußtrittdeutlicher ausgeſprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiſer ſchmähen hören? Den Kaiſer! den Kaiſer! den großen Kaiſer!

Denke ich an den großen Kaiser, so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen sitzen singende Nachtigallen, der Wasserfall rauscht, auf runden Beeten stehen Blumen und bewegen traumhaft ihre schönen Häupter — ich stand mit ihnen in wunderlichem Verkehr, die geschminkten Tulpen grüßten mich bettelstolz herablassend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Rosen lachten mir schon von Weitem entgegen, die Nachtviolen seufzten — mit den Myrten und Lorberen hatte ich damals noch keine Bekanntschaft, denn sie lockten nicht durch schimmernde Blüthe, aber mit den Reseden, womit ich jetzt so schlecht stehe, war ich ganz besonders intim. — Ich spreche vom Hofgarten zu Düsseldorf, wo ich oft auf dem Rasen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monsieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaisers erzählte, und dabei die Märsche schlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, so daſs ich Alles lebendig sah und hörte. Ich sah den Zug über den Simplon — der Kaiser voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgescheuchtes Gevögel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern — ich sah den

Kaiſer, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich ſah den Kaiſer im grauen Mantel bei Marengo — ich ſah den Kaiſer zu Roſs in der Schlacht bei den Pyramiden — Nichts als Pulverdampf und Mamelucken — ich ſah den Kaiſer in der Schlacht bei Auſterlitz — hui! wie pfiffen die Kugeln über die glatte Eisbahn! — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Jena — dum, dum, dum — ich ſah, ich hörte die Schlacht bei Eilau, Wagram — — — — nein, kaum konnt' ich es aushalten! Monſieur Le Grand trommelte, daſs faſt mein eignes Trommelfell dadurch zerriſſen wurde.

Kapitel VIII.

Aber, wie ward mir erſt, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monſieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daſs man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die ſchauernden Bäume beugten ſich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenſtrahlen zitterten furchtſam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben ſchwamm ſichtbar

ein goldner Stern. Der Kaiſer trug ſeine ſcheinloſe grüne Uniform und das kleine welthiſtoriſche Hütchen. Er ritt ein weißes Röſslein, und das ging ſo ruhig ſtolz, ſo ſicher, ſo ausgezeichnet, — wär' ich damals Kronprinz von Preußen geweſen, ich hätte dieſes Röſslein beneidet. Nachläſſig, faſt hängend, ſaß der Kaiſer, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine ſonnig marmorne Hand, eine mächtige Hand; eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und ſie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Geſicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge deſſelben waren ebenfalls edelgemeſſen, wie die der Antiken, und auf dieſem Geſichte ſtand geſchrieben: Du ſollſt keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, ſchwebte um die Lippen — und doch wuſste man, dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Kleriſei hatte ausgeklingelt — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römiſche Reich tanzte. Und dieſe Lippen lächelten und auch

das Auge lächelte — Es war ein Auge, klar wie der Himmel, es konnte leſen im Herzen der Menſchen, es ſah raſch auf einmal alle Dinge dieſer Welt, während wir Anderen ſie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten ſehen. Die Stirne war nicht ſo klar, es niſteten darauf die Geiſter zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieſer Stirn, und Das waren die ſchaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenſtiefel-Gedanken, womit der Geiſt des Kaiſers unſichtbar über die Welt hinſchritt — und ich glaube, jeder dieſer Gedanken hätte einem deutſchen Schriftſteller Zeit ſeines Lebens vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm; hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen und belaſtet mit Gold und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte ſich der tolle Aloyſius und ſchnarrte die Namen ſeiner Generale, unferne brüllte der beſoffene Gumpertz, und das Volk rief tauſendſtimmig: Es lebe der Kaiſer!

Kapitel IX.

Der Kaiſer iſt todt. Auf einer öden Inſel des atlantiſchen Meeres iſt ſein einſames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen laſſen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeirieſelt. Es ſteht keine Inſchrift auf ſeinem Leichenſteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, ſchrieb unſichtbare Worte darauf, die wie Geiſtertöne durch die Jahrtauſende klingen werden.

Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Waſſer genug, um von dir abzuwaſchen die Schande, die der große Todte dir ſterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudſon, nein, du ſelbſt warſt der ſicilianiſche Häſcher, den die verſchworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen,

was das Volk einſt öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gaſt und hatte ſich geſetzt an deinen Herd —

Bis in die ſpäteſten Zeiten werden die Knaben Frankreichs ſingen und ſagen von der ſchrecklichen Gaſtfreundſchaft des Bellerophon, und wenn dieſe Spott- und Thränenlieder den Kanal hinüber klingen, ſo erröthen die Wangen aller ehrſamen Britten. Einſt aber wird dieſes Lied hinüber klingen, und es giebt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen iſt das Volk des Stolzes, Weſtminſter's Grabmäler liegen zertrümmert, vergeſſen iſt der königliche Staub, den ſie verſchloſſen — Und Sankt Helena iſt das heilige Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz ſtärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudſon Lowe, wie es geſchrieben ſteht in den Evangelien Las Caſes, O'Meara und Automarchi.

Seltſam! die drei größten Widerſacher des Kaiſers hat ſchon ein ſchreckliches Schickſal getroffen: Londonderry hat ſich die Kehle abgeſchnitten, Ludwig XVIII. iſt auf ſeinem Throne verfault, und Profeſſor Saalfeld iſt noch immer Profeſſor in Göttingen.

Kapitel X.

Es war ein klarer, fröſtelnder Herbſttag, als ein junger Menſch von ſtudentiſchem Anſehen durch die Allee des Düſſeldorfer Hofgartens langſam wanderte, manchmal, wie aus kindiſcher Luſt, das raſchelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinaufblickte nach den dürren Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er ſo hinaufſah, dachte er an die Worte des Glaukos:

„Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann

Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet."

In früheren Tagen hatte der junge Mensch mit ganz andern Gedanken an eben dieselben Bäume hinaufgesehen, und er war damals ein Knabe und suchte Vogelnester oder Sommerkäfer, die ihn gar sehr ergötzten, wenn sie lustig dahinsummten, sich der hübschen Welt erfreuten, und zufrieden waren mit einem saftig grünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenstrahl, und mit dem süßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben so vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war sein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenstrahlen waren darin erloschen, alle Blumen waren darin abgestorben, sogar der schöne Traum der Liebe war darin verblichen, im armen Herzen war Nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichste sage — es war mein Herz.

Denselben Tag war ich zur alten Vaterstadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und sehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzusetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte

die lieben Gräber beſucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden. Fand ich auch ſonſt noch bekannte Geſtalten auf der Straße, ſo kannte mich doch Niemand mehr, und die Stadt ſelbſt ſah mich an mit fremden Augen, viele Häuſer waren unterdeſſen neu angeſtrichen worden, aus den Fenſtern guckten fremde Geſichter, um die alten Schornſteine flatterten abgelebte Spatzen, Alles ſah ſo todt und doch ſo friſch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächſt; wo man ſonſt Franzöſiſch ſprach, ward jetzt Preußiſch geſprochen, ſogar ein kleines preußiſches Höfchen hatte ſich unterdeſſen dort angeſiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friſeurin meiner Mutter war Hoffriſeurin geworden, und es gab jetzt dort Hofſchneider, Hofſchuſter, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofſchnapsläden, die ganze Stadt ſchien ein Hoflazareth für Hofgeiſteskranke. Nur der alte Kurfürſt erkannte mich, er ſtand noch auf dem alten Platz, aber er ſchien magerer geworden zu ſein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte ſtand, hatte er alle Miſère der Zeit mit angeſehen, und von ſolchem Anblick wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Märchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thore

hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermiſste ich manchen Baum, und mancher war verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir ſonſt wie grüne Rieſen erſchienen, waren klein geworden. Einige hübſche Mädchen gingen ſpazieren, buntgeputzt, wie wandelnde Tulpen. Und dieſe Tulpen hatte ich gekannt, als ſie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarskinder, womit ich einſt „Prinzeſſin im Thurme“ geſpielt hatte. Aber die ſchönen Jungfrauen, die ich ſonſt als blühende Roſen gekannt, ſah ich jetzt als verwelkte Roſen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einſt das Herz entzückte, hatte Saturn mit ſeiner Senſe tiefe Runzeln eingeſchnitten. Jetzt erſt, aber ach! viel zu ſpät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten ſollte, den ſie einſt dem ſchon jünglinghaften Knaben zugeworfen; ich hatte unterdeſſen in der Fremde manche Parallelſtellen in ſchönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Hutabnehmen eines Mannes, den ich einſt reich und vornehm geſehen, und der ſeitdem zum Bettler herabgeſunken war; wie man denn überall ſieht, daſs die Menſchen, wenn ſie einmal im Sinken ſind, wie nach dem Newton'ſchen Geſetze, immer entſetzlich ſchneller und ſchneller ins Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht ver-

ändert ſchien, das war der kleine Baron, der luſtig wie ſonſt durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockſchoß in der Höhe haltend, mit der andern Hand ſein dünnes Rohrſtöckchen hin und her ſchwingend; es war noch immer daſſelbe freundliche Geſichtchen, deſſen Roſenröthe ſich nach der Naſe hin koncentriert, es war noch immer das alte Kegelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daſs aus dieſem jetzt einige weiße Härchen, ſtatt der ehemaligen ſchwarzen Härchen, hervorkamen. Aber ſo vergnügt er auch ausſah, ſo wuſste ich dennoch, daſs der arme Baron unterdeſſen viel Kummer ausgeſtanden hatte, ſein Geſichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen ſeines Zöpfchens haben es mir hinter ſeinem Rücken verrathen. Und das Zöpfchen ſelber hätte es gerne wieder abgeleugnet und wackelte gar wehmüthig luſtig.

Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Luſt, mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu ſetzen, in die ich einſt den Namen meines Mädchens eingeſchnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren ſo viele neue Namen darüber hingeſchnitzelt. Ach! einſt war ich auf dieſer Bank eingeſchlafen und träumte von Glück und Liebe. „Träume ſind Schäume.“ Auch die alten Kinderſpiele kamen mir

wieder in den Sinn, auch die alten, hübſchen Märchen! aber ein neues falſches Spiel, und ein neues häſsliches Märchen klang immer hindurch, und es war die Geſchichte von zwei armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Treuloſigkeit ſo weit brachten, daſs ſie ſogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es iſt eine böſe Geſchichte, und wenn man juſt nichts Beſſeres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einſt war die Welt ſo hübſch, und die Vögel ſangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika ſah mich an mit ſtillen Augen, und wir ſaßen vor der marmornen Statue auf dem Schloſsplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüſtete Schloſs, worin es ſpuſt und Nachts eine ſchwarzſeidene Dame ohne Kopf mit langer, rauſchender Schleppe herumwandelt; auf der andern Seite iſt ein hohes weißes Gebäude, in deſſen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldnen Rahmen wunderbar glänzten, und in deſſen Untergeſchoſſe ſo viele tauſend mächtige Bücher ſtanden, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Urſula an die großen Fenſter hinanhob — Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchſten Leiterſproſſen, und holte die höchſten Bücher herab

und las darin ſo lange, bis ich mich vor Nichts mehr, am wenigſten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde ſo geſcheit, daſs ich alle alten Spiele und Märchen und Bilder und die kleine Veronika und ſogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens ſitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menſchenſtimmen, welche das Schickſal der armen Franzoſen beklagten, die, im ruſſiſchen Kriege als Gefangene nach Sibirien geſchleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich ſchon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erſt heimkehrten. Als ich aufſah, erblickte ich wirklich dieſe Waiſenkinder des Ruhmes; durch die Riſſe ihrer zerlumpten Uniformen lauſchte das nackte Elend, in ihren verwitterten Geſichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verſtümmelt, ermattet und meiſtens hinkend, blieben ſie doch noch immer in einer Art militäriſchen Schrittes, und, ſeltſam genug! ein Tambour mit einer Trommel ſchwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufſtehen und mit dem Tambour an der Spitze

nach ihrer Vaterſtadt marſchieren, und wovon das alte Volkslied ſingt:

„Er ſchlug die Trommel auf und nieder,
Sie ſind vorm Nachtquartier ſchon wieder,
Ins Gäſslein hell hinaus,
Tralleri, trallerei, trallera,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da ſtehen Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied wie Leichenſteine,
Die Trommel geht voran,
Tralleri, trallerei, trallera,
Daſs ſie ihn ſehen kann."

Wahrlich, der arme franzöſiſche Tambour ſchien halb verweſt aus dem Grabe geſtiegen zu ſein, es war nur ein kleiner Schatten in einer ſchmutzig zerfetzten grauen Kapotte, ein verſtorben gelbes Geſicht mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieſer Fünkchen erkannte ich Monſieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Rasen, und da saßen wir wieder wie sonst, als er mir auf der Trommel die französische Sprache und die neuere Geschichte docierte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er sie vor russischer Habsucht geschützt hatte. Er trommelte jetzt wieder, wie sonst, jedoch ohne dabei zu sprechen. Waren aber die Lippen unheimlich zusammengekniffen, so sprachen desto mehr seine Augen, die sieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märsche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarsch erdröhnen ließ. Auch die alten Freiheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaisers trommelte er wie sonst, und es schien, als sei die Trommel selber ein lebendiges Wesen, das sich freute, seine innere Lust aussprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich sah wieder den Todesmuth der Garde, ich sah wieder die flatternden Fahnen, ich sah wieder den Kaiser zu Roß — aber allmählig schlich sich ein trüber Ton in jene freudigsten Wirbel, aus der Trommel drangen Laute, worin das wildeste Jauchzen und das entsetzlichste Trauern unheimlich gemischt waren, es schien ein

Siegesmarsch und zugleich ein Todtenmarsch, die Augen Le Grand's öffneten sich geisterhaft weit, und ich sah darin Nichts als ein weites, weißes Eisfeld, bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bei der Moskwa.

Ich hätte nie gedacht, daſs die alte, harte Trommel so schmerzliche Laute von sich geben könnte, wie jetzt Monsieur Le Grand daraus hervorzulocken wuſste. Es waren getrommelte Thränen, und sie tönten immer leiser, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Brust Le Grand's. Und Dieser wurde immer matter und gespenstischer, seine dürren Hände zitterten vor Frost, er saß wie im Traume, und bewegte mit seinen Trommelstöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich schaute er mich an mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verstand ihn — und dann sank sein Haupt herab auf die Trommel.

Monsieur Le Grand hat in diesem Leben nie mehr getrommelt. Auch seine Trommel hat nie mehr einen Ton von sich gegeben, sie sollte keinem Feinde der Freiheit zu einem servilen Zapfenstreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grand's sehr gut verstanden, und zog sogleich den Degen aus meinem Stock und zerstach die Trommel.

Kapitel XI.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben iſt im Grunde ſo fatal ernſthaft, daſs es nicht zu ertragen wäre ohne ſolche Verbindung des Pathetiſchen mit dem Komiſchen. Das wiſſen unſere Poeten. Die grauenhafteſten Bilder des menſchlichen Wahnſinns zeigt uns Ariſtophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerſchmerz, der ſeine eigene Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur mit den Knittelverſen eines Puppenſpiels auszuſprechen, und die tödlichſte Klage über den Jammer der Welt legt Shakeſpeare in den Mund eines Narren, während er deſſen Schellenkappe ängſtlich ſchüttelt.

Sie haben's Alle dem großen Urpoeten abgeſehen, der in ſeiner tauſendaktigen Welttragödie

den Humor aufs Höchste zu treiben weiß, wie wir es täglich sehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsscenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßchen und zart-legitimen Bonmots, und graziöse hüpft herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — sogar in das höchste Pathos der Welttragödie pflegen sich komische Züge einzuschleichen, der verzweifelnde Republikaner, der sich wie ein Brutus das Messer ins Herz stieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Hering damit geschnitten worden, und auf dieser großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz wie auf unsern Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es besoffene Helden, Könige, die ihre Rolle vergessen, Koulissen, die hängen geblieben, hervorschallende Soufleurstimmen, Tänzerinnen, die mit ihrer Lendenpoesie Effekt machen, Kostüme, die als Hauptsache glänzen — Und im Himmel oben, im ersten Range, sitzen unterdessen die lieben Engelein, und lorgnieren uns Komödianten hier unten, und der liebe Gott sitzt ernsthaft in seiner großen

Loge und langweilt ſich vielleicht, oder rechnet nach, daſs dieſes Theater ſich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andere zu wenig bekommt, und Alle viel zu ſchlecht ſpielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen Kapitels ſchrieb, und Ihnen erzählte, wie Monſieur Le Grand ſtarb, und wie ich das testamentum militare, das in ſeinem letzten Blicke lag, gewiſſenhaft exekutierte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich freundlich frug, ob ich ein Doktor ſei. Und als ich Dies bejahte, bat ſie mich recht freundlich, mit ihr nach Hauſe zu gehen, um dort ihrem Manne die Hühneraugen zu ſchneiden.

Kapitel XII.

Die deutſchen Cenſoren — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — Dummköpfe — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Kapitel XIII.

Madame! unter Leda's brütenden Hemiſphären lag ſchon der ganze trojaniſche Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verſtehen, wenn ich Ihnen nicht erſt von den alten Schwaneneiern erzähle. Deſshalb beklagen Sie ſich nicht über meine Abſchweifungen. In allen vorhergehenden Kapiteln iſt keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich ſchreibe gedrängt, ich vermeide alles Überflüſſige, ich übergehe ſogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citiert — ich meine nicht Geiſter, ſondern, im Gegentheil, ich meine Schriftſteller — und doch iſt das Citieren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors, und ſo ein paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menſchen.

Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntſchaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunſtgriff großer Geiſter, die es verſtehen, die Korinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Kollegienheften herauszupicken; ich weiß auch, woher Barthel den Moſt holt. Im Nothfall könnte ich bei meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin iſt ſo zu ſagen ein kleiner Rothſchild an Citaten, und leiht mir gern einige Millionen, und hat er ſie ſelbſt nicht vorräthig, ſo kann er ſie leicht bei einigen andern kosmopolitiſchen Geiſtesbankiers zuſammenbringen — Apropos, Madame, die dreiprocentigen Böckhs ſind flau, aber die fünfprocentigen Hegels ſind geſtiegen — Doch ich brauche jetzt noch keine Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der ſich gut ſteht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe ſogar die Erfindung gemacht, wie man falſche Citate für echte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieſes Geheimnis abkaufen wollen, ſo will ich es gerne für 19,000 Thaler Kourant abſtehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verſchweigen und will ſie gratis mittheilen:

Ich halte es nämlich für rathſam, alle obſkuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citieren.

Dieſe „guten Leute und ſchlechten Muſikanten“ — ſo wird im Ponce de Leon das Orcheſter angeredet — dieſe obſkuren Autoren beſitzen doch immer ſelbſt noch ein Exemplärchen ihres längſtverſchollenen Büchleins, und um dieſes aufzutreiben muſs man alſo ihre Hausnummer wiſſen. Wollte ich z. B. „Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburſchen“ citieren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieſes finden? Citiere ich aber:

„vid. Sangbüchlein für Handwerksburſchen, von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lünerſtraße Nr. 2, rechts um die Ecke“ —

ſo können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es iſt aber nicht der Mühe werth.

Übrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citieren kann. Überall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Eſſen, ſo bemerke ich in einer Note, daſs die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegeſſen haben, ich citiere all' die köſtlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir, daſs ich anderthalb Jahrtauſend zu ſpät geboren bin! — ich

bemerke auch, daſs die gemeinſchaftlichen Mahle bei den Griechen ſo und ſo hießen, und daſs die Spartaner ſchlechte ſchwarze Suppen gegeſſen — Es iſt doch gut, daſs ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts Entſetzlicheres denken, als wenn ich armer Menſch ein Spartaner geworden wäre, Suppe iſt mein Lieblingsgericht — Madame, ich denke nächſtens nach London zu reiſen; wenn es aber wirklich wahr iſt, daſs man dort keine Suppe bekömmt, ſo treibt mich die Sehnſucht bald wieder zurück nach den Suppenfleiſchtöpfen des Vaterlandes. Über das Eſſen der alten Hebräer könnt' ich weitläufig mich ausſprechen und bis auf die jüdiſche Küche der neueſten Zeit herabgehen — Ich citiere bei dieſer Gelegenheit den ganzen Steinweg — Ich könnte auch anführen, wie human ſich viele Berliner Gelehrte über das Eſſen der Juden geäußert, ich käme dann auf die andern Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindungen, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechſel, das Chriſtenthum — aber halt! Letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden ſelbſt haben dabei weniger ihre Rechnung gefunden als bei der Erfindung der Wechſel. Bei Gelegenheit der Juden könnte ich

auch Tacitus citieren — er ſagt, ſie verehrten Eſel in ihren Tempeln — und bei Gelegenheit der Eſel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet ſich mir! Wie viel Merkwürdiges läſſt ſich anführen über antike Eſel, im Gegenſatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene, und ach! wie ſtupide ſind dieſe. Wie verſtändig ſpricht z. B. Bileam's Eſel

vid. Pentat. Lib. — — — —

Madame, ich habe juſt das Buch nicht bei der Hand und will dieſe Stelle zum Ausfüllen offen laſſen. Dagegen in Hinſicht der Abgeſchmacktheit neuerer Eſel citiere ich:

vid. — — — —
— — — —

Nein, ich will auch dieſe Stelle offen laſſen, ſonſt werde ich ebenfalls citiert, nämlich injuriarum. Die neueren Eſel ſind große Eſel. Die alten Eſel, die ſo hoch in der Kultur ſtanden,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.
(In comment. Götting. T. II. p. 32.)

ſie würden ſich im Grabe umdrehen, wenn ſie hörten, wie man von ihren Nachkommen ſpricht. Einſt war „Eſel" ein Ehrennahme — bedeutete ſo Viel wie jetzt „Hofrath", „Baron", „Doktor Philoſophiae" — Jakob vergleicht damit ſeinen Sohn Iſaſchar, Homer vergleicht damit ſeinen Helden

Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herrn v. .....! Madame, bei Gelegenheit ſolcher Eſel könnte ich mich tief in die Literaturgeſchichte verſenken, ich könnte alle große Männer citieren, die verliebt geweſen ſind, z. B. den Abelardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curteſium, Angelum Politianum, Raymundum Lullum und Henricum Heinsium. Bei Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citieren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Juſtinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig ſind wir alle fünf auch ſo halb und halb Juriſten. Mabillon konnte nicht einmal den Rauch einer fremden Pfeife vertragen, in ſeinem Itinere germanico klagt er in Hinſicht der deutſchen Wirthshäuſer, „quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor.“ Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeſchrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gedichtet. — Madame, Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daſs ihn Iſaak Elſevirius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat — und Ludovicus Kinſchot hat eine Vorrede in Verſen dazu geſchrieben. Gravius hat ſogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Boxhornius liebte den Tabak. Bayle, in ſeinem Dict. hist. et critiq. meldet von ihm,

er habe sich sagen lassen, daſs der große Boxhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife gesteckt, damit sie ihn in seinen Studien nicht hindere — Apropos, bei Erwähnung des großen Boxhornius könnte ich auch all' die großen Gelehrten citieren, die sich in's Bockshorn jagen ließen und davon liefen. Ich verweise aber bloß auf Joh. Georg Martius: De fuga literatorum etc etc. etc. Wenn wir die Geschichte durchgehen, Madame, so haben alle großen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müssen: — Loth, Tarquinius, Moses, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomed, die ganze preußische Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchak Abarbanel, Rousseau — ich könnte noch sehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börse auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.

Sie sehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Systematie will es noch nicht so recht gehen. Als ein echter Deutscher hätte ich dieses Buch mit einer Erklärung seines Titels eröffnen müssen, wie es im heiligen römischen Reiche Brauch und Herkommen ist. Phidias hat zwar zu seinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben so wenig, wie auf der mediceischen

Venus — ich habe ſie von allen Seiten betrachtet — irgend ein Citat gefunden wird; — aber die alten Griechen waren Griechen, Unſereiner iſt ein ehrlicher Deutſcher, kann die deutſche Natur nicht ganz verleugnen, und ich muſs mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches ausſprechen.

Madame, ich ſpreche demnach:

I. Von den Ideen.

A. Von den Ideen im Allgemeinen.

a. Von den vernünftigen Ideen.

b. Von den unvernünftigen Ideen.

α. Von den gewöhnlichen Ideen.

β. Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen ſind.

Dieſe werden wieder eingetheilt in — doch Das wird ſich Alles ſchon finden.

Kapitel XIV.

Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was iſt eine Idee? „Es liegen einige gute Ideen in dieſem Rock,“ ſagte mein Schneider, indem er mit ernſter Anerkennung den Oberrock betrachtete, der ſich noch aus meinen berliniſch eleganten Tagen herſchreibt, und woraus jetzt ein ehrſamer Schlafrock gemacht werden ſollte. Meine Wäſcherin klagt, „der Paſtor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf geſetzt, und ſie ſei dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.“ Der Kutſcher Pattenſen brummt bei jeder Gelegenheit: „Das iſt eine Idee! Das iſt eine Idee!“ Geſtern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug, was er ſich unter einer Idee vorſtelle. Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee iſt eine Idee! eine Idee iſt

alles dumme Zeug, das man ſich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieſes Wort als Buchtitel von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Kutſcher Pattenſen iſt ein Mann, der auf der weiten Lüneburger Heide in Nacht und Nebel den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren iſt ein Mann, der ebenfalls mit klugem Inſtinkt die alten Karavanenwege des Morgenlandes auffindet, und dort ſchon ſeit Jahr und Tag ſo ſicher und geduldig einherwandelt, wie jemals ein Kamel des Alterthums; auf ſolche Leute kann man ſich verlaſſen, ſolchen Leuten darf man getroſt nachfolgen, und darum habe ich dieſes Buch „Ideen“ betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben ſo wenig als der Titel des Verfaſſers, er ward von Demſelben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für Nichts weniger als Eitelkeit ausgedeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigſte Verſicherung, Madame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieſer Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüchſe ein Wald von Lorberen auf meinem Haupte und ergöſſe ſich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitge-

noſſen haben treulich dafür geſorgt — Sie wiſſen Madame, daſs alte Weiber ihre Pflegekinder ein bischen anſpucken, wenn man die Schönheit derſelben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht ſchade — Sie wiſſen, Madame, wenn zu Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeſchmückt, auf ſeinem goldnen Wagen mit weißen Roſſen vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feierlichen Zuge der Liktoren, Muſikanten, Tänzer, Prieſter, Sklaven, Elephanten, Trophäenträger, Conſuln, Senatoren, Soldaten: dann ſang der Pöbel hintendrein allerlei Spottlieder — Und ſie wiſſen, Madame, daſs es im lieben Deutſchland viele alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie geſagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede iſt, ſind von den platoniſchen eben ſo weit entfernt wie Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche ſelbſt eben ſo wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Wahrlich, wie Dieſer überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, iſt mir, eben ſo unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und verſichert, wenn der beſagte Verfaſſer zuweilen etwas wirklich Geiſtreiches und Neugedachtes ausſpreche, ſo ſei Dies bloß Verſtellung von ihm, und im Grunde ſei er

eben ſo dumm wie die Übrigen. Das iſt falſch, ich verſtelle mich gar nicht, ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen, ich ſchreibe in aller Unſchuld und Einfalt, was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn Das etwas Geſcheites iſt. Aber ich habe nun mal im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Herztreffer, manche Gedankenquaterne, und Das thut Gott; — denn ER, der den frömmſten Elohaſängern und Erbauungspoeten alle ſchönen Gedanken und allen Ruhm in der Literatur verſagt, damit ſie nicht von ihren irdiſchen Mitkreaturen zu ſehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergeſſen, wo ihnen ſchon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andere, profane, ſündhafte, ketzeriſche Schriftſteller, für die der Himmel doch ſo gut wie vernagelt iſt, deſto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menſchenruhm zu ſegnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmal erſchaffen iſt, nicht ganz leer ausgehe und wenigſtens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben verſagt iſt.

vid. Goethe und die Traktätchenverfaſſer.

Sie ſehen alſo, Madame, Sie dürfen meine Schriften leſen, dieſe zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich ſchreibe im blinden Vertrauen auf deſſen Allmacht, ich bin in dieſer Hinſicht ein echt chriſtlicher Schriftſteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben dieſe gegenwärtige Periode anfange, weiß ich noch nicht, wie ich ſie ſchließe und was ich eigentlich ſagen ſoll, und ich verlaſſe mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch ſchreiben ohne dieſe fromme Zuverſicht, in meinem Zimmer ſteht jetzt der Burſche aus der Langhoff'ſchen Druckerei und wartet auf Manuſkript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naſs in die Preſſe, und was ich in dieſem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag ſchon Makulatur ſein.

Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horaziſche nonum prematur in annum erinnern. Dieſe Regel mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt ſie Nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pult liegen zu laſſen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der

Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Fasanenpudding in Wildpretsauce, Lerchenrippchen mit Teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianische Vogelnester, und Gott weiß! was noch mehr, und Alles umsonst. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit, unsere Mäcenaten haben ganz andere Principien, sie glauben, Autoren und Mispeln gedeihen am besten, wenn sie einige Zeit auf dem Stroh liegen, sie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn sie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn sie ja mal einen armen Hund füttern, so ist es der unrechte, der die Brocken am wenigsten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneser, der sich in den duftigen Schoß der Hausdame zu schmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brotwissenschaft gelernt und apportieren, tanzen und trommeln kann. — Während ich Dieses schreibe, steht hinter mir mein kleiner Mops und bellt — Schweig nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebst mich und begleitest deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdest sterben auf seinem Grabe, eben so treu wie mancher andere deutsche Hund, der, in die Fremde verstoßen, vor den Thoren Deutschlands liegt und hungert und wim-

mert — Entſchuldigen Sie, Madame, daſs ich eben abſchweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die Horaziſche Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenſtipendium der Muſe nicht entbehren können — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger 9 Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unſterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unſterblich und ganz ſatt werden, und wenn Voltaire dreihundert Jahre ſeines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Eſſens hingeben möchte, ſo biete ich das Doppelte für das Eſſen ſelbſt. Ach! und was für ſchönes, blühendes Eſſen giebt es auf dieſer Welt! Der Philoſoph Pangloſs hat Recht: es iſt die beſte Welt! Aber man muſs Geld in dieſer beſten Welt haben, Geld in der Taſche, und nicht Manuſkripte im Pult. Der Wirth im König von England, Herr Marr, iſt ſelbſt Schriftſteller und kennt auch die Horaziſche Regel, aber ich glaube nicht, daſs er mir, wenn ich ſie ausüben wollte, neun Jahr' zu eſſen gäbe.

Im Grunde, warum ſollte ich ſie auch ausüben? Ich habe des Guten ſo Viel zu ſchreiben, daſs ich nicht lange Federleſens zu machen brauche.

So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenſchen voll Narrheit iſt, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, ſo lange es Frauen giebt; erkaltet es für die Eine, ſo erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie ſtirbt, ſo ſtirbt auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: La reine est morte, vive la reine! Auf gleiche Weiſe wird auch die Narrheit meiner Nebenmenſchen nie ausſterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit, und dieſe hat ihre beſtimmten Grenzen; aber es giebt tauſend unermeſsliche Narrheiten. Der gelehrte Kaſuiſt und Seelſorger Schupp ſagt ſogar: „In der Welt ſind mehr Narren als Menſchen —“

vid. Schuppii lehrreiche Schriften, S. 1121.

Bedenkt man, daſs der große Schuppius in Hamburg gewohnt hat, ſo findet man dieſe ſtatiſtiſche Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demſelben Orte, und kann ſagen, daſs mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all' dieſe Narren, die ich hier ſehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, ſie ſind bares Honorar, bares Geld. Ich befinde mich jetzt ſo recht in der Wolle. Der Herr hat mich geſegnet, die Narren ſind dieſes Jahr ganz beſonders gut gerathen, und als guter

Wirth konsumiere ich nur wenige, suche mir die ergiebigsten heraus und bewahre sie für die Zukunft. Man sieht mich oft auf der Promenade und sieht mich lustig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibend-vergnügt zwischen den Kisten, Fässern und Ballen seines Waarenlagers umherwandelt, so wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr seid Alle die Meinigen! Ihr seid mir Alle gleich theuer, und ich liebe euch, wie ihr selbst euer Geld liebt, und Das will Viel sagen. Ich musste herzlich lachen, als ich jüngst hörte, einer meiner Leute habe sich besorglich geäußert, er wisse nicht, wovon ich einst leben würde — und dennoch ist er selbst ein so kapitaler Narr, dass ich von ihm allein schon leben könnte, wie von einem Kapitale. Mancher Narr ist mir aber nicht bloß bares Geld, sondern ich habe das bare Geld, das ich aus ihm erschreiben kann, schon zu irgend einem Zwecke bestimmt. So z. B. für einen gewissen, wohlgepolsterten dicken Milionarrn werde ich mir einen gewissen, wohlgepolsterten Stuhl anschaffen, den die Französinnen chaise percée nennen. Für seine dicke Millionärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kamel kommt eher ins Himmelreich, als dass dieser Mann durch ein Nadelöhr geht — sehe ich nun Diesen auf der

Promenade heranwatſcheln, ſo wird mir wunderlich zu Muthe; obſchon ich ihm ganz unbekannt bin, ſo grüße ich ihn unwillkürlich, und er grüßt wieder ſo herzlich, ſo einladend, daſs ich auf der Stelle von ſeiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen geputzten Menſchen, die juſt vorbeigehn. Seine Frau Gemahlin iſt gar keine üble Frau — ſie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es iſt dafür deſto grüner, ihre Naſe iſt wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut, ihr Buſen iſt groß wie das Meer, und es flattern darauf allerlei Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in dieſen Meerbuſen eingelaufen — man wird ſeekrank ſchon durch den bloßen Anblick — ihr Nacken iſt gar hübſch und fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet ſich etwas tiefer unten — und an der veilchenblauen Gardine, die dieſes vergleichende Bild bedeckt, haben gewiſs tauſend und abermals tauſend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben verſponnen. Sie ſehen, Madame, welch ein Roſs ich mir anſchaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, ſo geht mir ordentlich das Herz auf, es iſt mir, als könnt' ich mich ſchon aufſchwingen, ich ſchwippe mit der Gerte, ich ſchnappe mit den Fingern, ich ſchnalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerlei

Reiterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr! — und die liebe Frau ſieht mich an ſo ſeelenvoll, ſo verſtändnisinnig, ſie wiehert mit dem Auge, ſie ſperrt die Nüſtern, ſie kokettiert mit der Kroupe, ſie kourbettiert, ſetzt ſich plötzlich in einen kurzen Hundetrab — Und ich ſtehe dann mit gekreuzten Armen, und ſchaue ihr wohlgefällig nach, und überlege, ob ich ſie auf der Stange reiten ſoll oder auf der Trenſe, ob ich ihr einen engliſchen oder einen polniſchen Sattel geben ſoll — u. ſ. w. — Leute, die mich alsdann ſtehen ſehen, begreifen nicht, was mich bei der Frau ſo ſehr anzieht. Zwiſchentragende Zungen wollten ſchon ihren Herrn Gemahl in Unruhe ſetzen und gaben Winke, als ob ich ſeine Ehehälfte mit den Augen eines Roué betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne chaise percée ſoll geantwortet haben, er halte mich für einen unſchuldigen, ſogar etwas ſchüchternen jungen Menſchen, der ihn mit einer gewiſſen Genauigkeit anſähe, wie Einer, der das Bedürfnis fühlt, ſich näher anzuſchließen, und doch von einer erröthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein edles Roſs meinte hingegen, ich hätte ein freies, unbefangenes, chevalereskes Weſen, und meine zuvorgrüßende Höflichkeit bedeute bloß den Wunſch, ein-

mal von ihnen zu einem Mittagseſſen eingeladen zu werden. —

Sie ſehen, Madame, ich kann alle Menſchen gebrauchen, und der Adreſskalender iſt eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie bankerott werden, denn meine Gläubiger ſelbſt würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie geſagt, lebe ich wirklich ſehr ökonomiſch, verdammt ökonomiſch. Z. B. während ich Dieſes ſchreibe, ſitze ich in einer dunklen, betrübten Stube auf der Düſternſtraße — aber ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im ſchönſten Garten ſitzen, eben ſo gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realiſieren. Dieſe Letzteren, Madame, beſtehen aus verdorbenen Friſeuren, heruntergekommenen Kupplern, Speiſewirthen, die ſelbſt Nichts mehr zu eſſen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wiſſen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique ſcandaleuſe ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern ſich, daſs ich ſolches Volk nicht ein für allemal zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Dieſe Leute ſind meine Blumen. Ich beſchreibe ſie einſt in einem ſchönen Buche, für deſſen Honorar ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen,

gelben, blauen und buntgeſprenkelten Geſichtern erſcheinen ſie mir jetzt ſchon wie Blumen dieſes Gartens. Was kümmert es mich, daſs fremde Naſen behaupten, dieſe Blumen röchen nur nach Kümmel, Tabak, Käſe und Laſter! Meine eigne Naſe, der Schornſtein meines Kopfes, worin die Phantaſie als Kaminfeger auf und ab ſteigt, behauptet das Gegentheil, ſie riecht an jenen Leuten Nichts als den Duft von Roſen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violen — O, wie behaglich werde ich einſt des Morgens in meinem Garten ſitzen, und den Geſang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den friſchen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand ſitze ich aber noch auf der dunklen Düſternſtraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich, in der Mitte deſſelben den größten Obſkuranten des Landes aufzuhängen — „Mais, y verrez-vous plus clair alors?“ Augenſcheinlichement, Madame, — doch miſsverſtehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann ſelbſt, ſondern nur die kryſtallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erſchreibe, mir anſchaffen werde. Indeſſen, ich glaube, es wäre noch beſſer

und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obſkuranten in natura aufhinge. Kann man aber die Leute nicht hängen, ſo muſs man ſie brandmarken. Ich ſpreche wieder figürlich, ich brandmarke in effigie. Freilich, Herr v. Weiß — er iſt weiß und unbeſcholten wie eine Lilie — hat ſich weißmachen laſſen, ich hätte in Berlin erzählt, er ſei wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ ſich deſshalb von der Obrigkeit beſehen und ſchriftlich geben, daſs ſeinem Rücken kein Wappen aufgedruckt ſei, dieſes negative Wappenzeugnis betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaſs in die beſte Geſellſchaft verſchaffen müſſe, und wunderte ſich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreiſcht jetzt Mord und Zeter über mich armen Menſchen, und will mich mit einer geladenen Piſtole, wo er mich findet, todtſchießen — Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für dieſen Narren, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm herausſchreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faſs Rüdesheimer Rheinwein. Ich erwähne Dieſes, damit ſie nicht glauben, es ſei Schadenfreude, daſs ich ſo luſtig ausſehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, Madame, ich ſehe in ihm nur meinen lieben Rüdesheimer; ſobald ich ihn erblicke, wird

mir wonnig und angenehm zu Muthe, und ich trällere unwillkürlich: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben —“ „Dies Bildnis iſt bezaubernd ſchön —“ „O weiße Dame — —“ Mein Rüdesheimer ſchaut alsdann ſehr ſauer, und man ſollte glauben, er beſtände nur aus Gift und Galle — aber ich verſichere Sie, Madame, es iſt ein echtes Gewächs; findet ſich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebrannt, ſo weiß doch der Kenner es zu würdigen, ich werde dieſes Fäſschen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Art zerſpringen will, ſo ſoll es von Amtswegen mit einigen eiſernen Reifen geſichert werden.

Sie ſehen alſo, Madame, für mich brauchen Sie Nichts zu beſorgen. Ich kann Alles ruhig anſehen in dieſer Welt. Der Herr hat mich geſegnet mit irdiſchen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, ſo erlaubt er mir doch in ſeinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu leſen, zu keltern, zu preſſen, zu büttten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten ins Maul fliegen, ſondern mir gewöhnlich roh und abgeſchmackt entgegenlaufen, ſo weiß ich ſie doch ſo lange am

Spieße herumzudrehen, zu ſchmoren, zu pfeffern, bis ſie mürbe und genießbar werden. Sie ſollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal eine große Fête gebe. Madame, Sie ſollen meine Küche loben. Sie ſollen geſtehen, daſs ich meine Satrapen eben ſo pompöſe bewirthen kann, wie einſt der große Ahasveros, der da König war von Indien bis zu den Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hekatomben von Narren werde ich einſchlachten. Jener große Philoſchnaps, der, wie einſt Jupiter, in der Geſtalt eines Ochſen um den Beifall Europa's buhlt, liefert den Ochſenbraten; ein trauriger Trauerſpieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig perſiſches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, an deſſen Bildung kein Ariſtoteles Antheil hatte, Dieſer liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich ſauerſüß lächelnd, mit einer Citronenſcheibe im Maul, und von der kunſtverſtändigen Köchin mit Lorberblättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälſe, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Wädchen, Mimilichen, Küſschen und Affeſſorchen, nämlich H. Clauren, oder wie ihn auf der Friedrichſtraße die frommen Bernhardinerinnen nennen: „Vater Clauren! unſer Clauren!“ dieſer

Echte liefert mir all' jene Gerichte, die er in ſeinen jährlichen Taſchenbordellchen mit der Phantaſie einer näſcheriſchen Küchenjungfer ſo jettlich zu beſchreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz beſonderes Extra-Schüſſelchen mit einem Sellerie-Gemüschen, „wonach Einem das Herzchen vor Liebe puppert!“ — eine kluge, dürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar iſt, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel ſein an göttinger Wurſt, hamburger Rauchfleiſch, pommerſchen Gänſebrüſten, Ochſenzungen, gedämpftem Kalbshirn, Rindsmaul, Stockfiſch, und allerlei Sorten Gelée, Berliner Pfannkuchen, Wiener Torte, Konfitüren —

Madame, ich habe mir ſchon in Gedanken den Magen überladen! Der Henker hole ſolche Schlemmerei! Ich kann nicht Viel vertragen. Meine Verdauung iſt ſchlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutſche Publikum — ich muſs einen Willibald-Alexis-Salat darauf eſſen, der reinigt — O! der unſelige Schweinskopf mit der noch unſeligeren Sauce, die weder griechiſch noch perſiſch, ſondern wie Thee mit grüner Seife ſchmeckt — Ruft mir meinen dicken Millionarrn!

Kapitel XV.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer ſchönen Stirne und Sie ſcheinen zu fragen, ob es nicht Unrecht ſei, daſs ich die Narren ſolchermaßen zurichte, an den Spieß ſtecke, zerhacke, ſpicke, und viele ſogar hinſchlachte, die ich unverzehrt liegen laſſen muſs, und die nun den ſcharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waiſen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthſel löſen: Ich ſelbſt bin zwar keiner von den Vernünftigen, aber ich habe mich zu dieſer Partei geſchlagen, und ſeit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben ſich von uns beeinträchtigt, indem ſie behaupten, es gäbe in der Welt nur eine beſtimmte

Doſis Vernunft, dieſe ganze Doſis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! uſurpiert, und es ſei himmelſchreiend, wie oft ein einziger Menſch ſo viel Vernunft an ſich geriſſen habe, daſs ſeine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obſkur geworden. Dies iſt die geheime Urſache des Krieges, und es iſt ein wahrer Vertilgungskrieg. Die Vernünftigen zeigen ſich, wie gewöhnlich, als die Ruhigſten, Mäßigſten und Vernünftigſten, ſie ſitzen feſtverſchanzt in ihren altariſtoteliſchen Werken, haben viel Geſchütz, haben auch Munition genug, denn ſie haben ja ſelbſt das Pulver erfunden, und dann und wann werfen ſie wohlbewieſene Bombon unter ihre Feinde. Aber leider ſind dieſe Letzteren allzu zahlreich, und ihr Geſchrei iſt groß, und täglich verüben ſie Greuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Greuel iſt. Ihre Kriegsliſten ſind oft von ſehr ſchlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten ſich wohl, die geheime Urſache des Krieges einzugeſtehen. Sie haben gehört, ein bekannter falſcher Mann, der es in der Falſchheit ſo weit gebracht hatte, daſs er am Ende ſogar falſche Memoiren ſchrieb, nämlich Fouché, habe mal geäußert: Les paroles sont faites pour cacher nos pensées; und nun machen ſie viele Worte, um zu verbergen, daſs ſie überhaupt

keine Gedanken haben, und halten lange Reden und schreiben dicke Bücher, und wenn man sie hört, so preisen sie die alleinseligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man sie sieht, so treiben sie Mathematik, Logik, Statistik, Maschinen-Verbesserung, Bürgersinn, Stallfütterung u. s. w. — und wie der Affe um so lächerlicher wird, je mehr er sich mit dem Menschen ähnlich zeigt, so werden auch jene Narren desto lächerlicher, je vernünftiger sie sich gebärden. Andere Häuptlinge der großen Armee sind offenherziger, und gestehen, daſs ihr Vernunfttheil sehr gering ausgefallen, daſs sie vielleicht gar Nichts von der Vernunft abbekommen, indessen können sie nicht umhin, zu versichern, die Vernunft sei sehr sauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr sein, aber unglücklichermaßen haben sie nicht mal so viel Vernunft, als dazu gehört, es zu beweisen. Sie greifen daher zu allerlei Aushülfe, sie entdecken neue Kräfte in sich, erklären, daſs solche eben so wirksam seien wie die Vernunft, ja in gewissen Nothfällen noch wirksamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inspiration u. s. w., und mit diesem Vernunftsurrogat, mit dieser Runkelrübenvernunft trösten sie sich. Mich Armen hassen sie aber ganz besonders, indem

ſie behaupten, ich ſei von Haus aus einer der Ihrigen, ich ſei ein Abtrünniger, ein Überläufer, der die heiligſten Bande zerriſſen, ich ſei jetzt ſogar ein Spion, der heimlich auskundſchafte, was ſie, die Narren, zuſammen treiben, um ſie nachher dem Gelächter ſeiner neuen Genoſſen preiszugeben, und ich ſei ſo dumm, nicht einmal einzuſehen, daſs Dieſe zu gleicher Zeit über mich ſelbſt lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es iſt wahr, Jene halten mich nicht für ihres Gleichen, und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es ſehr gut, aber ich laſſ' mir Nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es ſehr gut, meine Stellung iſt unnatürlich; Alles, was ich thue, iſt den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Greuel. Sie haſſen mich, und ich fühle die Wahrheit des Spruches: „Stein iſt ſchwer und Sand iſt Laſt, aber der Narren Zorn iſt ſchwerer denn die beide.“ Und ſie haſſen mich nicht mit Unrecht. Es iſt vollkommen wahr, ich habe die heiligſten Bande zerriſſen, von Gott- und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und ſterben müſſen. Und ach! ich

hätte es unter dieſen Leuten ſo gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offenen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen abſehen, was ſie mir nur irgend Liebes erweiſen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tiſche laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegeſellſchaften und Klubs, und ich könnte mit ihnen Whiſt ſpielen, Tabak rauchen, politiſieren, und wenn ich dabei gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: Welch' ſchönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!" — erlauben Sie mir, Madame, daſs ich eine Thräne der Rührung weihe — ach! und ich würde Punſch mit ihnen trinken, bis die rechte Inſpiration käme, und dann brächten ſie mich in einer Portechaiſe wieder nach Hauſe, ängſtlich beſorgt, daſs ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir ſchnell die Pantoffeln, der Andre den ſeidnen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmütze, und ſie machten mich dann zum Profeſſor extraordinarius, oder zum Präſidenten einer Bekehrungsgeſellſchaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römiſchen Ausgrabungen; — denn ich wäre ſo recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, ſintemal ich die lateiniſchen Deklinationen ſehr gut von den Konjugationen unterſcheiden kann, und nicht ſo

leicht wie andere Leute einen preußiſchen Poſtillonsſtiefel für eine etruskiſche Vaſe anſehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inſpiration könnten noch außerdem in den Betſtunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetiſches Talent würde mir gute Dienſte leiſten bei hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich in einem großen Nationalepos all' jene Helden beſänge, wovon wir ganz beſtimmt wiſſen, daſs aus ihren verweſten Leichnamen Würmer gekrochen ſind, die ſich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einſt mit Vernunft begabt geweſen, ſind ſolcher Vortheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bei ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Überwindung gekoſtet, ſind ihnen jetzt ſchon zur zweiten Natur geworden, ja ſie ſind nicht mehr als Heuchler, ſondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derſelben, in deſſen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinſternis eingetreten, liebt mich ſehr, und jüngſthin, als ich bei ihm allein war, verſchloſs er die Thüre und ſprach zu mir mit ernſter Stimme: „O Thor, der du den Weiſen ſpielſt, und dennoch nicht ſo viel Verſtand haſt wie

ein Rekrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daſs die Großen des Landes nur Denjenigen erhöhen, der ſich ſelbſt erniedrigt und ihr Blut für beſſer rühmt als das ſeinige. Und nun gar verdirbſt du es mit den Frommen des Landes! Iſt es denn ſo überaus ſchwer, die gnadenſeligen Augen zu verdrehen, die gläubigverſchränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu laſſen und auswendiggelernte Bibelſprüche zu wispern! Glaub mir, keine Hocherlauchte wird dich für deine Gottloſigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich haſſen, verleumden und verfolgen, und du machſt keine Karrière, weder im Himmel noch auf Erden!“

Ach! Das iſt Alles wahr! Aber ich hab' nun mal dieſe unglückliche Paſſion für die Vernunft! Ich liebe ſie, obgleich ſie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles, und ſie gewährt mir Nichts. Ich kann nicht von ihr laſſen. Und wie einſt der jüdiſche König Salomon im Hohenliede die chriſtliche Kirche beſungen, und zwar unter dem Bilde eines ſchwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit ſeine Juden Nichts merkten: ſo habe ich in unzähligen Liedern juſt das Gegentheil, nämlich die Vernunft, beſungen, und zwar unter dem Bilde

einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abstößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieses Geheimnis meiner unglücklichen Liebe, das ich Niemanden offenbare, giebt Ihnen, Madame, einen Maßstab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie sehen daraus, daſs solche von außerordentlicher Art ist, und großartig hervorragt über das gewöhnliche närrische Treiben der Menschen. Lesen Sie meinen Ratcliff, meinen Almansor, mein lyrisches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! Nichts als Vernunft! — und Sie erschrecken ob der Höhe meiner Narrheit. Mit den Worten Agur's, des Sohnes Jake, kann ich sagen: „Ich bin der Allernärrischste, und Menschenverstand ist nicht bei mir.“ Hoch in die Lüfte hebt sich der Eichwald, hoch über den Eichwald schwingt sich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen Das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen schweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr schwindelt vor ihrer eigenen Erhabenheit. Sie macht mich zum Riesen mit Siebenmeilenstiefeln. Mir ist des Mittags zu Muthe, als könnte ich alle Elephanten Hindostans auffessen

und mir mit dem Straßburger Münſter die Zähne ſtochern; des Abends werde ich ſo ſentimental, daſs ich die Milchſtraße des Himmels ausſaufen möchte, ohne zu bedenken, daſs Einem die kleinen Fixſterne ſehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erſt recht los, in meinem Kopf giebt's dann einen Kongreſs von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Aſſyrer, Ägypter, Meder, Perſer, Hebräer, Philiſter, Frankfurter, Babylonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken — Madame, es wäre zu weitläufig, wenn ich Ihnen all' dieſe Völker beſchreiben wollte, leſen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude- und Spenerſche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Geſellſchafter. — Ich will unterdeſſen frühſtücken, es will heute Morgen mit dem Schreiben nicht mehr ſo luſtig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läſſt mich im Stich — Madame, ich fürchte ſogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülfe iſt heute noch gar nicht da geweſen. — Madame, ich will ein neues Kapitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Tode Le Grand's in Godesberg ankam.

Kapitel XVI.

Als ich zu Godesberg ankam, ſetzte ich mich wieder zu den Füßen meiner ſchönen Freundin, — und neben mir legte ſich ihr brauner Dachshund — und wir Beide ſahen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in dieſem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich ſterben können, während ich in jenes Auge blickte, und ſtarb ich in ſolchem Augenblicke, ſo flog meine Seele direkt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beſchreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt geworden iſt, aus dem Tollhauſe kommen laſſen, damit er aus dem Abgrund des Wahnſinns ein Bild heraufhole, womit ich jenes Auge vergleiche — Unter uns geſagt, ich wäre wohl ſelbſt verrückt genug, daſs ich zu einem ſolchen Geſchäfte keines

Gehülfen bedürfte. God d—n! ſagte mal ein Engländer, wenn ſie Einen ſo recht ruhig von oben bis unten betrachtet, ſo ſchmelzen Einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—e! ſagte ein Franzoſe, ſie hat Augen von größtem Kaliber, und wenn ſo ein dreißigpfünder Blick herausſchießt, krach! ſo iſt man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, Der ſagte: Ihre Augen ſehen aus wie zwei Taſſen ſchwarzer Kaffe — Er wollte etwas ſehr Süßes ſagen, denn er warf immer unmenſchlich viel Zucker in ſeinen Kaffe — Schlechte Vergleiche!

Ich und der braune Dachshund lagen ſtill zu den Füßen der ſchönen Frau, und ſchauten und horchten. Sie ſaß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Geſtalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne. Sie ſprachen Beide von den ſieben Bergen, die das ſchöne Abendroth beſtrahlte, und von dem blauen Rhein, der unfern groß und ruhig vorbeifluthete. — Was kümmerte uns das Siebengebirge und das Abendroth und der blaue Rhein und die ſegelweißen Kähne, die darauf ſchwammen, und die Muſik, die aus einem Kahne erſcholl, und der Schafskopf von Student, der darin ſo ſchmelzend und lieblich ſang — ich und der braune Dachs, wir ſchauten in das Auge

der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den ſchwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus dunkeln Wolken, roſigbleich hervorglänzte — Es waren hohe griechiſche Geſichtszüge, kühngewölbte Lippen, umſpielt von Wehmuth, Seligkeit und kindiſcher Laune, und wenn ſie ſprach, ſo wurden die Worte etwas tief, faſt ſeufzend angehaucht und dennoch ungeduldig raſch hervorgeſtoßen — und wenn ſie ſprach, und die Rede wie ein warmer, heiterer Blumenregen aus dem ſchönen Munde herniederflockte — o! dann legte ſich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor Allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die ſchöne Hand der Freundin, und drückte ſie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann ſprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals furchte ſich ernſter, und ich ſetzte mich wieder und ergriff wieder die ſchöne Hand und küßte ſie und erzählte und ſprach von der kleinen Veronika.

Kapitel XVII.

Madame, Sie wünſchen, daſs ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgeſehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu leſen, als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daſs ich nur Dasjenige zu ſchreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die ſchöne Hand ausſah, die ich im vorigen Kapitel geküſſt habe.

Zuvörderſt muſs ich eingeſtehen: — ich war nicht werth dieſe Hand zu küſſen. Es war eine ſchöne Hand, ſo zart, durchſichtig, glänzend, ſüß, duftig, ſanft, lieblich — wahrhaftig, ich muſs nach der Apotheke ſchicken, und mir für zwölf Groſchen Beiwörter kommen laſſen.

Auf dem Mittelfinger ſaß ein Ring mit einer Perle — ich ſah nie eine Perle, die eine kläglichere

Rolle ſpielte — auf dem Goldfinger trug ſie einen Ring mit einer blauen Antike — ich habe Stunden lang Archäologie daran ſtudiert — auf dem Zeigefinger trug ſie einen Diamant — es war ein Talisman; ſo lange ich ihn ſah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebſt ſeinen vier Kollegen — und mit allen fünf Fingern ſchlug ſie mir oft auf den Mund. Seitdem ich ſolchermaßen manipuliert worden, glaube ich ſteif und feſt an den Magnetismus. Aber ſie ſchlug nicht hart, und wenn ſie ſchlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottloſe Redensart, und wenn ſie mich geſchlagen hatte, ſo bereuete ſie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwei, und gab mir die eine und dem braunen Dachſe die andere Hälfte, und lächelte dann und ſprach: „Ihr Beide habt keine Religion und werdet nicht ſelig, und man muſs euch auf dieſer Welt mit Kuchen füttern, da für euch im Himmel kein Tiſch gedeckt wird.“ So halb und halb hatte ſie Recht, ich war damals ſehr irreligiös und las den Thomas Paine, das Système de la nature, den weſtphäliſchen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verſtand wachſen, und wollte unter die Rationaliſten gehen. Aber wenn mir die ſchöne Hand über die Stirne fuhr, blieb

mir der Verſtand ſtehen, und ſüßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliedchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können ſich kaum vorſtellen, wie hübſch die kleine Veronika ausſah, als ſie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher ſtanden, warfen ihren Schimmer auf das bleiche lächelnde Geſichtchen und auf die rothſeidenen Röschen und rauſchenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Urſula hatte mich Abends in das ſtille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tiſche ausgeſtellt ſah, glaubte ich Anfangs, es ſei ein hübſches Heiligenbildchen von Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend, warum die kleine Veronika ſo ſtill ſei, und die Urſula ſagte: Das thut der Tod.

Und als ſie ſagte: Das thut der Tod — Doch ich will heute dieſe Geſchichte nicht erzählen, ſie würde ſich zu ſehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elſter ſprechen, die auf dem Schloßplatz herumhinkte und dreihundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich

melancholiſch werden. — Ich bekomme plötzlich Luſt, eine andere Geſchichte zu erzählen, und die iſt luſtig, und paſſt auch an dieſen Ort, denn es iſt die eigentliche Geſchichte, die in dieſem Buche vorgetragen werden ſollte.

Kapitel XVIII.

In der Bruſt des Ritters war Nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchſtiche der Verleumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging über den Sankt Markusplatz, war ihm zu Muthe, als wollte ſein Herz brechen und verbluten. Seine Füße ſchwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehetzt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf ſeiner Stirne, und als er in die Gondel ſtieg, ſeufzte er tief. Er ſaß gedankenlos in dem ſchwarzen Gondelzimmer, gedankenlos ſchaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Pallaſte ausſtieg, hörte er Signora Laura ſei im Garten.

Sie ſtand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem rothen Roſenbaum am Ende der Terraſſe, unfern von den Trauerweiden, die ſich wehmüthig herabbeugen über den vorbeiziehenden Fluſs. Da ſtand ſie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Roſen. Er aber erwachte wie aus einem ſchwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnſucht. „Signora Laura!“ — ſprach er — „ich bin elend und bedrängt von Haſs und Noth und Lüge“ — und dann ſtockte er, und ſtammelte: — „aber ich liebe Euch“ — und dann ſchoſs eine freudige Thräne in ſein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: — „Sei mein, Mädchen, und liebe mich!“

Es liegt ein geheimnisdunkler Schleier über dieſer Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, ſo verhüllt er ſich und ſeufzt und ſchweigt.

Einſam ſtand der Ritter noch lange bei der Statue des Laokoon, ſein Antlitz war eben ſo verzerrt und weiß, bewuſſtlos entblätterte er alle Roſen des Roſenbaums, er zerknickte ſogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine

wahnſinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüſterten ängſtlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta, die Nacht kam heraufgeſtiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein ſchöner Stern, der ſchönſte von allen, fiel vom Himmel herab.

Kapitel XIX.

Vous pleurez, Madame?

O, mögen die Augen, die jetzt ſo ſchöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge ſie einſt zudrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbekiſſen, Madame, iſt auch eine gute Sache in der Stunde des Todes und möge Ihnen alsdann nicht fehlen; und wenn das ſchöne, müde Haupt darauf niederſinkt und die ſchwarzen Locken herabwallen über das verbleichende Antlitz: o, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich gefloſſen ſind — denn ich bin ſelber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin ſelber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenen Stern.

Vous pleurez, Madame?

O, ich kenne dieſe Thränen! Wozu ſoll die längere Verſtellung? Sie, Madame, ſind ja ſelbſt die ſchöne Frau, die ſchon in Godesberg ſo lieblich geweint hat, als ich das trübe Märchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Roſen, rollten die ſchönen Thränen über die ſchönen Wangen — der Dachs ſchwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiſer, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem ſchwarzen Mantel, und ich ſaß zu Ihren Füßen, Madame, und ſah in die Höhe in den geſtirnten Himmel — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwei Sterne — Aber wie kann man ſolche ſchöne Augen mit Sternen verwechſeln? Dieſe kalten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menſchen, der ſo elend iſt, daſs er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch beſondere Gründe, dieſe Augen nicht zu verkennen — in dieſen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie ſind geboren juſt an dem Tage, als die kleine Veronika ſtarb. Die Johanna in Andernach hatte mir vorausgeſagt, daſs ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — und ich habe Sie gleich

wieder erkannt. — Das war ein ſchlechter Einfall, Madame, daſs Sie damals ſtarben, als die hübſchen Spiele erſt recht losgehen ſollten. Seit die fromme Urſula mir geſagt: „Das thut der Tod“, ging ich allein und ernſthaft in der großen Gemäldegalerie umher, die Bilder wollten mir nicht mehr ſo gut gefallen wie ſonſt, ſie ſchienen mir plötzlich verblichen zu ſein, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten — Sie wiſſen, Madame, welches Stück ich meine: —

Es iſt der Sultan und die Sultanin von Delhi.

Erinnern ſie ſich, Madame, wie wir oft ſtundenlang davor ſtanden, und die fromme Urſula ſo wunderlich ſchmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daſs die Geſichter auf jenem Bilde mit den unſrigen ſo viele Ähnlichkeit hatten? Madame, ich finde, daſs Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es iſt unbegreiflich, wie der Maler Sie ſogar bis auf die Kleidung darſtellte, die Sie damals getragen. Man ſagt, er ſei wahnſinnig geweſen und habe Ihr Bild geträumt. Oder ſaß ſeine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Jokey, aufwartete? — in dieſem Falle muſste er ſich wohl des ſilbergrauen Schleiers erinnern, den er einſt mit rothem Wein

überſchüttet und verdorben hat — Ich war froh daſs ſie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht ſonderlich, wie denn überhaupt die europäiſche Tracht für Frauenzimmer viel kleidſamer iſt als die indiſche. Freilich, ſchöne Frauen ſind ſchön in jeder Tracht. Erinnern Sie ſich, Madame, daſs ein galanter Brahmine — er ſah aus wie Ganeſa, der Gott mit dem Elephantenrüſſel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einſt das Kompliment gemacht hat, die göttliche Maneka, als ſie aus Indra's goldner Burg zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgeſtiegen, ſei gewiß nicht ſchöner geweſen als Sie, Madame!

Sie erinnern ſich Deſſen nicht mehr? Es ſind ja kaum 3000 Jahre, ſeitdem Ihnen Dieſes geſagt worden, und ſchöne Frauen pflegen ſonſt eine zarte Schmeichelei nicht ſo ſchnell zu vergeſſen.

Indeſſen für Männer iſt die indiſche Tracht weit kleidſamer als die europäiſche. O, meine roſarothen, lotosgeblümten Pantalons von Delhi! hätte ich euch getragen, als ich vor Signora Laura ſtand und um Liebe flehte — das vorige Kapitel hätte anders gelautet! Aber ach! ich trug damals ſtrohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chineſe in Nanking gewebt — mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft ſitzt ein junger Menſch in einem kleinen deutſchen Kaffeſtübchen und trinkt ruhig ſeine Taſſe Kaffe, und unterdeſſen im weiten, fernen China wächſt und blüht ſein Verderben, und wird dort geſponnen und verwebt, und trotz der hohen chineſiſchen Mauer weiß es ſeinen Weg zu finden zu dem jungen Menſchen, der es für ein Paar Nankinghoſen hält und dieſe arglos anzieht und elend wird — Und, Madame, in der kleinen Bruſt eines Menſchen kann ſich gar viel Elend verſtecken und ſo gut verſteckt halten, daſs der arme Menſch ſelbſt es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge iſt, und luſtig tanzt und pfeift und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

Kapitel XX.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.
(Altes Stück.)

Und wegen dieſer dummen Geſchichte haben Sie ſich todtſchießen wollen?

Madame, wenn ein Menſch ſich todtſchießen will, ſo hat er dazu immer hinlängliche Gründe, darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber ob er ſelbſt dieſe Gründe kennt, Das iſt die Frage. Bis auf den letzten Augenblick ſpielen wir Komödie mit uns ſelber. Wir maskieren ſogar unſer Elend, und während wir an einer Bruſtwunde ſterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wiſſen gewiſs ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das iſt ein ſchlimmes Übel, und da hilft ſehr gut das

Füllen mit Blei und das Zahnpulver, das Berthold Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — der arme Chineſe trägt keine Schuld, ich habe dieſes Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag ſchon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, ſo wiegte ſie es mit, und wenn ſie mich in den Schlaf ſang, ſo ſchlief es mit mir ein, und es erwachte, ſobald ich wieder die Augen aufſchlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend, und wurde endlich ganz groß, und zerſprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen ſprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Luſt und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

ſämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Zweiter Band.
Reisebilder. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Reiſebilder

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Italien.

Seite

I. Reiſe von München nach Genua 3
II. Die Bäder von Lucca 161
III. Die Stadt Lucca 313
Spätere Nachſchrift 417
Schlußwort 422

Reiſebilder.

Italien.

(1828—1829.)

Hasts auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Wider braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Christen.

Goethe.

I.

Reiſe von München nach Genua.

Ein edles Gemüth kommt nie in eure Rechnung; und daran ſcheitert heute eure Weisheit. (Er öffnet ſeinen Schreibtiſch, nimmt zwei Piſtolen heraus, wovon er das eine auf den Tiſch legt und das andre ladet.

Robert's „Macht der Verhältniſſe."

Kapitel I.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu Gute, niemals grob geweſen zu ſein auf dieſer Erde, wo es ſo viele unerträgliche Schlingel giebt, die ſich zu Einem hinſetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verſe deklamieren; mit wahrhaft chriſtlicher Geduld habe ich immer ſolche Miſère ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie ſehr ſich meine Seele ennuyierte. Gleich einem büßenden Brahminen, der ſeinen Leib dem Ungeziefer preisgiebt, damit auch dieſe Gottesgeſchöpfe ſich ſättigen, habe ich dem fatalſten Menſchengeſchmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet uns, höflich zu sein, und nicht verdrießlich zu schweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein schwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käsekrämer sich zu uns setzt, und ein allgemein europäisches Gespräch anfängt mit den Worten: „Es ist heute eine schöne Witterung.“ Man kann nicht wissen, wie man mit einem solchen Philister wieder zusammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, dass wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung ist sehr schön.“ Es kann sich sogar fügen, lieber Leser, dass du zu Kassel an der Table d'Hôte neben besagtem Philister zu sitzen kömmst, und zwar an seine linke Seite, und er ist just der Mann, der die Schüssel mit braunen Karpfen vor sich stehen hat und lustig austheilt; — hat er nun eine alte Pike auf dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, so dass auch nicht das kleinste Schwanzstückchen für dich übrig bleibt. Denn ach! du bist just der Dreizehnte bei Tisch, welches immer bedenklich ist, wenn man links neben dem Trancheur sitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen ist ein großes Übel; nächst dem Verlust der Nationalkokarde vielleicht das größte. Der Philister, der dir dieses Übel bereitet, verhöhnt

dich noch obendrein, und offeriert dir die Lorberen, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach. was helfen Einem alle Lorberen, wenn keine Karpfen dabei sind! — und der Philister blinzelt dann mit den Äuglein, und kichert und lispelt: Es ist heute eine schöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann sich sogar fügen, daſs du auf irgend einem Kirchhofe neben diesem selben Philister zu liegen kömmst, und hörst du dann am jüngsten Tage die Posaune erschallen und sagst zu deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligst die Hand, damit ich aufstehen kann, das linke Bein ist mir eingeschlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkst du plötzlich das wohlbekannte Philisterlächeln, und hörst die höhnische Stimme: Es ist heute eine schöne Witterung.

Kapitel II.

„Es iſt heute eine ſcheene Witterung —“

Hätteſt du, lieber Leſer, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fiſtelbaſs, womit dieſe Worte geſprochen wurden, und ſaheſt du gar den Sprecher ſelbſt, das erzproſaiſche Wittwenkaſſengeſicht, die ſtockgeſcheiten Äuglein, die aufgeſtülpt pfiffige Forſchungsnaſe: ſo erkannteſt du gleich, dieſe Blume iſt keinem gewöhnlichen Sande entſproſſen, und dieſe Töne ſind die Sprache Charlottenburg's, wo man das Berliniſche noch beſſer ſpricht als in Berlin ſelbſt.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt, und eſſe gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferſtehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung iſt ſehr ſcheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erſt recht derb auf mich ein, und ich

konnte mich nimmermehr losreißen von ſeinen Fragen und Selbſtbeantwortungen, und abſonderlich von ſeinen Parallelen zwiſchen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen ſehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daſs Solches diesmal auf Koſten Berlin's geſchah, Das wirſt du mir gern verzeihen, lieber Leſer, wenn ich dir unter der Hand geſtehe, Dergleichen geſchieht zumeiſt aus purer Politik; denn ich weiß, ſobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, ſo hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und ſie zucken die Achſel und flüſtern einander zu: Der Menſch wird ſehr ſeicht, uns ſogar lobt er. Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tauſend miſerable Schriftſteller haben Berlin ſchon in Proſa und Verſen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn iſt ihnen dafür gekocht worden, und man hat ſie unter den Linden immer noch für miſerable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben ſo wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein After-Poet etwa in Parabaſen auf Berlin losſchalt. Wage es aber mal Jemand gegen Polkwitz, Insbruck,

Schilda, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas Anzügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon ist: Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen Etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu errathen, wenn sie die langen Häuserreihen betrachten, die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll. Nur einmal in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Lutter und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Wehmuth aufgelöst hatte, wie die Häuser, die einander so feindlich gegenüber gestanden, sich gerührt baufällig christlich anblickten, und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten; so daß ich armer Mensch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetscht zu werden

fürchtete. Manche werden dieſe Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks den andern Morgen durch eben jene Straße wanderte, und ſich die Häuſer wieder ſo proſaiſch entgegen gähnten. Es ſind wahrlich mehrere Flaſchen Poeſie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas Anderes ſehen will als todte Häuſer und Berliner. Hier iſt es ſchwer, Geiſter zu ſehen. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthümlichkeit, und iſt ſo neu; und doch iſt dieſes Neue ſchon ſo alt, ſo welk und abgeſtorben. Denn ſie iſt größtentheils, wie geſagt, nicht aus der Geſinnung der Maſſe, ſondern Einzelner entſtanden. Der große Fritz iſt wohl unter dieſen Wenigen der Vorzüglichſte; was er vorfand, war nur feſte Unterlage, erſt von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre ſeit ſeinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ſie ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinierte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört

zu deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinerne Makulatur iſt und des Lächerlichen genug enthält, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe, und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daſs der alte Fritz und ſein ſpaniſches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn ſonſt würde aus den alten, aufgeklärten Fenſtern der geſunden Vernunftſtadt nicht ſo manch krankes Obſkurantengeſicht herausglotzen, und ſo manch dummes, abergläubiſches Gebäude würde ſich nicht unter die alten ſkeptiſch philoſophiſchen Häuſer eingeſiedelt haben. Ich will nicht miſsverſtanden ſein, und bemerke ausdrücklich, ich ſtichele hier keineswegs auf die neue Werderſche Kirche, jenen gothiſchen Dom in verjüngtem Maßſtabe, der uns aus Ironie zwiſchen die modernen Gebäude hingeſtellt iſt, um allegoriſch zu zeigen, wie läppiſch und albern es erſcheinen würde, wenn man alte, längſt untergegangene Inſtitutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlin's äußerlicher Erſcheinung, und wollte man in dieſer Beziehung München damit vergleichen, ſo könnte man mit Recht behaupten, Letzteres bilde ganz den Gegenſatz von Berlin. München nämlich iſt eine Stadt, gebaut von dem Volke ſelbſt, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geiſt noch immer in ihren Bauwerken ſichtbar, ſo daſs man dort, wie in der Hexenſcene des Macbeth, eine chronologiſche Geiſterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiſte des Mittelalters, der geharniſcht aus gothiſchen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geiſt unſerer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende; das Barbariſche empört uns nicht mehr, und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer in ſtiefelknechtlicher Geſtalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schoße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der

ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit ſchreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Korſett, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heiteren Kunſttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters.

Kapitel III.

Daſs man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, iſt, unter uns geſagt, etwas ridikül, und es koſtet mich viele Mühe, wenn ich ſie in ſolcher Qualität vertreten ſoll. Dieſes empfand ich aufs tiefſte in dem Zweigeſpräch mit dem Berliner Philiſter, der, obgleich er ſchon eine Weile mit mir geſprochen hatte, unhöflich genug war, alles attiſche Salz im neuen Athen zu vermiſſen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur iſt Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die ſchlanke Kellnerin, die in dieſem Augenblick vorbeiſprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daſs Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beſte Stettiner, war mir ſehr leid, und damit ſie ſich in der Folge wenigſtens keine ſolche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu docieren: Schönes Nannerl, die Ironie is ka Bier, ſondern eine Erfindung der Berliner, der klügſten Leute von der Welt, die ſich ſehr ärgerten, daſs ſie zu ſpät auf die Welt gekommen ſind, um das Pulver erfinden zu können, und die deſshalb eine Erfindung zu machen ſuchten, die eben ſo wichtig und eben Denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, ſehr nützlich iſt. Ehemals, liebes Kind, wenn Jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? Das Geſchehene konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, und die Leute ſagten: Der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügſten iſt und die meiſten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefſten dieſe Unannehmlichkeit. Das Miniſterium ſuchte dagegen ernſthafte Maßregeln zu ergreifen; bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Geſprächen, ſolche Erlaubnis erſtreckte ſich nur auf Profeſſoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden laſſen; — aber alle dieſe Vorkehrungen

halfen Nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anlässen desto gewaltiger hervor, sie wurden sogar heimlich von oben herab protegiert, sie stiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht darin, dass man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder gesprochen. So, liebes Kind, avanciert Alles in dieser Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satire, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persifflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz, und du wirst am Ende noch die Aspasia des neuen Athen's.

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das schöne Nannerl, das ich unterdessen am Schürzenzipfel festhielt, riss sich gewaltsam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier" gar zu stürmisch forderte. Der Berliner aber sah aus wie die Ironie selbst, als er bemerkte, mit welchem Enthusiasmus die hohen schäumenden Gläser in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die sich den Hopfennektar von

Herzen ſchmecken ließen, und über deſſen Vortrefflichkeit disputierten, ſprach er lächelnd: Das wollen Athenienſer ſind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieſer Gelegenheit nachſchob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unſer neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich beſtrebte mich daher, dem raſchen Tadler zu bedeuten, daſs wir erſt ſeit Kurzem auf den Gedanken gekommen ſind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daſs wir erſt junge Anfänger ſind, und unſere großen Geiſter, ja unſer ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet iſt, ſich in der Nähe ſehen zu laſſen. Es iſt Alles noch im Entſtehen, und wir ſind noch nicht komplet. Nur die unterſten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, ſind erſt beſetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daſs wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Perſonal, und Mancher muſs mehrere Rollen zu gleicher Zeit ſpielen. Z. B. unſer Dichter, der die zarte griechiſche Knabenliebe beſingt, hat auch die ariſtophaniſche Grobheit übernehmen müſſen; aber er kann Alles machen, er hat Alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantaſie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns

aber an Quantität fehlt. Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daſs Demosthenes über den Malzaufschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachtexemplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwätzer, Maulaufsperrer, Poltrons und sonstigen Lumpengesindels aufwiegt — und hier sehen Sie ihn selbst.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur, die sich uns jetzt präsentierte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daſs ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, Das lasse ich dahin gestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Kourtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm

des Mambrin, und steifschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, daſs die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deſshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unseren griechischen After-Dichter zu den zartesten Gaselen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modificiert nach den dringendsten Anforderungen der neueuropäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft eben so geheimnisvoll traditionell erhalten hat, wie einst die gothische Baukunst unter einer mystischen Maurergilde. Ein weißgewaschener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutschen Halse tiefbedeutsam kontrastierte, bedeckte den Kragen dieses famosen Rockes, aus seinen langen Ärmeln hingen lange schmutzige Hände, zwischen diesen zeigte sich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzwei-

lige Beine ſchlotterten — die ganze Geſtalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und Des iſt der Demagog des neuen Athen's? frug ſpottlächelnd der Berliner. Du juter Jott, Des iſt ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — Des iſt ja Derjenige, welcher — Ne, Des iſt die Möglichkeit!

Ja, ihr verblendeten Berliner — ſprach ich, nicht ohne Feuer — ihr verkennt eure heimiſchen Genies, und ſteinigt eure Propheten. Wir aber können Alles gebrauchen!

Und wozu braucht ihr denn dieſe unglückliche Fliege?

Er iſt zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Freſſen, Frömmigkeit, viel Altdeutſch, wenig Latein und gar kein Griechiſch nöthig iſt. Er ſpringt wirklich ſehr gut übern Stock; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichniſſe von allen möglichen Lesarten altdeutſcher Gedichte. Dazu repräſentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindeſten gefährlich zu ſein. Denn man weiß ſehr gut, daſs er ſich von den altdeutſchen Demagogen, unter welchen er ſich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen,

als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den christlichen Gefühlen seines weichen Herzens nicht mehr übereinstimmte. Seitdem aber die Gefahr verschwunden, die Märtyrer für ihre Gesinnung gelitten, fast alle sie von selbst aufgegeben, und sogar unsere feurigsten Barbiere ihre deutschen Röcke ausgezogen haben, seitdem hat die Blüthezeit unseres vorsichtigen Vaterlandsretters erst recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkostüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten; er preist noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda, als sei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer seinen germanisch patriotischen Hass gegen welsches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thiersch's heidnisch griechische Grammatik, gegen Quintilius Varus, gegen Handschuh und gegen alle Menschen, die eine anständige Nase haben; — und so steht er da als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan ist auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie sehen also, dass wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, diesen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, dass er jeden

Speichelnapf beleckt, und aus der Hand frisst, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz Alles frisst, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in seiner Art, so haben wir noch den besonderen Vortheil, dass wir späterhin, wenn er krepiert ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, sagen Sie Das nicht dem Professor Lichtenstein in Berlin, Der ließe ihn sonst für das zoologische Museum reklamieren, welches Anlass zu einem Kriege zwischen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und zweitausend siebenhundert sieben und siebenzig Guineen für ihn geboten, schon haben die Östreicher ihn gegen die Giraffe eintauschen wollen; aber unser Ministerium soll geäußert haben: Der letzte Demagog ist uns für keinen Preis feil, er wird einst der Stolz unseres Naturalienkabinetts und die Zierde unserer Stadt.

Der Berliner schien etwas zerstreut zuzuhören, schönere Gegenstände hatten seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorsamst, dass ich Sie unterbreche, aber sagen Sie

mir doch, was iſt denn Das für ein Hund, der dort läuft?

Das iſt ein anderer Hund.

Ach, Sie verſtehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, Das iſt der Hund des neuen Alkibiades.

Aber bemerkte der Berliner, ſagen Sie mir doch, wo iſt denn der neue Alkibiades ſelbſt?

Aufrichtig geſtanden, antwortete ich, dieſe Stelle iſt noch nicht beſetzt, und wir haben erſt den Hund.

Kapitel IV.

Der Ort, wo dieſes Geſpräch ſtattfand, heißt Bogenhauſen, oder Neuburghauſen, oder Villa Hompeſch, oder Montgelasgarten, oder das Schlöſſel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutſcher verſteht uns ſchon an einem gewiſſen durſtigen Augenblinzeln, an einem gewiſſen vorſeligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimaſſen. Tauſend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzoſe für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutſche für das Trinken, und der neuere Athener ſogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier iſt an beſagtem Orte wirklich ſehr gut, ſelbſt im Prytaneum, vulgo Bockkeller, iſt es nicht beſſer, es ſchmeckt ganz vortrefflich, beſonders auf jener Treppenterraſſe, wo man die Tiroler Alpen

vor Augen hat. Ich ſaß dort oft vorigen Winter und betrachtete die ſchneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegoſſen zu ſein ſchienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeſchneit, es war mir ſo verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes geſtorbenes Kind, und ein alter Nachärger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich verſicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beſte attiſche Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England ſchon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo Alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge ſchauerten vor Luſt und ihre Schneethränen floſſen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde ſchlug die blauen Augen auf, aus ihrem Buſen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Palläſte der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieſes Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen ſproſsten aus dem Herzen,

Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwischen freilich manch' unnütze Nessel. Über die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodieen der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das Alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen aufs Neue geweckt, und all' die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeküsst und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangendüften,

die von den Bergen herüberwogten, ſchmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einſt ſogar, in der goldenen Abenddämmerung, ſah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorberen umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!

Kapitel V.

Mein Blick mochte daher wohl etwas sehnsüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabsehbare Philistergespräch, nach den schönen Tyroler Bergen hinaussah und tief seufzte. Mein Berliner Philister nahm aber eben diesen Blick und Seufzer als neue Gesprächsfäden auf, und seufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konstantinopel sein! Ach! Konstantinopel zu sehen, war immer der eenzige Wunsch meines Lebens, und jetzt sind die Russen gewiss schon eingezogen, ach, in Konstantinopel! Haben Sie Petersburg gesehen?“ Ich verneinte Dieses und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er selbst, sondern sein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da gewesen, und es soll eine ganz eenzige Stadt sein. — „Haben Sie Kopenhagen gesehen?“

Da ich dieſe Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieſer Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und verſicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorſtellung davon machen, wenn ich nicht ſelbſt dort geweſen ſei. „Dieſes,“ erwiederte ich, „wird vor der Hand noch nicht ſtattfinden, ich will jetzt eine andere Reiſe antreten, die ich ſchon dieſen Frühling projektiert, ich reiſe nämlich nach Italien.“

Als der Mann dieſes Wort hörte, ſprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte ſich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirili! Tirili! Tirili!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reiſe ich, beſchloſs ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will ſo bald als möglich das Land ſehen, das den trockenſten Philiſter ſo ſehr in Extaſe bringen kann, daſs er bei deſſen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel ſchlägt. Während ich zu Hauſe meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirili's noch immer in die Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Weg kein vernünftiges Wort ſprach und beſtändig tirilirte.

Kapitel VI.

Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den ſüßen Schmerz der Exiſtenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzer. Menſchengeſchlechts, ich büße deſſen Sünden, aber ich genieße ſie auch.

Und nicht bloß mit den Menſchen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tauſend grünen Zungen erzählen mir allerliebſte Geſchichten, ſie wiſſen, daſs ich nicht menſchenſtolz bin, und mit den niedrigſten Wieſenblümchen eben ſo gern ſpreche, wie mit den höchſten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit ſolchen Tannen beſchaffen iſt! Aus der Tiefe des Thals ſchießen ſie himmelhoch empor, überragen faſt die kühnſten Felſenberge — Aber wie lange dauert dieſe Herrlichkeit? Höchſtens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen ſie alters-

müd zuſammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämiſchen Käuzlein aus ihren Felſenſpalten hervorgehuſcht, und verhöhnen ſie noch obendrein: Seht, ihr ſtarken Tannen, ihr glaubtet euch mit den Bergen meſſen zu können, jetzt liegt ihr gebrochen da unten, und die Berge ſtehen noch immer unerſchüttert.

Einem Adler, der auf ſeinem einſamen Lieblingsfelſen ſitzt, und ſolcher Verhöhnung zuhört, muſs recht mitleidig zu Muthe werden. Er denkt dann an das eigene Schickſal. Auch er weiß nicht, wie tief er einſt gebettet wird. Aber die Sterne funkeln ſo beruhigend, die Waldwaſſer rauſchen ſo troſtvoll, und die eigene Seele überbrauſt ſo ſtolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daſs er ſie bald wieder vergiſſt. Steigt gar die Sonne hervor, ſo fühlt er ſich wieder wie ſonſt, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug iſt, ſingt er ihr entgegen ſeine Luſt und Qual. Seine Mitthiere, beſonders die Menſchen, glauben, der Adler könne nicht ſingen, und ſie wiſſen nicht, daſs er dann nur ſingt, wenn er aus ihrem Bereiche iſt, und daſs er aus Stolz nur von der Sonne gehört ſein will. Und er hat Recht; es könnte irgend Einem von der gefiederten Sippſchaft da unten einfallen, ſeinen Geſang zu recenſieren. Ich habe

ſelbſt erfahren, wie ſolche Kritiken lauten: das Huhn ſtellt ſich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernſt; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans ſchnattert, er ſei nicht wiſſenſchaftlich; der Kapaun kikert, er ſei nicht moraliſch; der Dompfaff zwitſchert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepſt, er ſei nicht produktiv genug; Wiedehöpfchen, Elſterchen, Schuhuchen, Alles krächzt und ächzt und ſchnarrt — Nur die Nachtigall ſtimmt nicht ein in dieſe Kritiken; unbekümmert um die ganze Mitwelt, iſt nur die rothe Roſe ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, ſehnſüchtig umflattert ſie die rothe Roſe, und ſtürzt ſich begeiſtert in die geliebten Dornen, und blutet und ſingt.

Kapitel VII.

Es giebt einen Adler im deutſchen Vaterlande, deſſen Sonnenlied ſo gewaltig erklingt, daſs es auch hier unten gehört wird, und ſogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodiſchen Schmerzen. Das biſt du, Karl Immermann, und deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon du ſo ſchön geſungen. Wie konnte ich durch Tyrol reiſen, ohne an das „Trauerſpiel" zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung geſehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths Dasjenige, was er nie geſehen hat, der Wirklichkeit ſo ähnlich ſchafft. Am meiſten ergötzte mich, daſs das „Trauerſpiel in Tyrol" in Tyrol verboten iſt. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moſer ſchrieb als er mir meldete, daſs der

zweite Band der Reisebilder verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Zu Insbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch Viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, dass jetzt die Geschichte auch ganz gedruckt heraus sei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutzig blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerspiel in Tyrol“ erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun so Viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm, es sei ein gedienter Mann, von fester Statur, sehr ehrlich, und sehr geschickt in Schreibsachen, so dass er nur wenige seines Gleichen finde. Dass er aber ein Preuße sei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht

glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ ſich nicht ausreden, daſs der Immermann ein Tyroler ſei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er ſonſt Alles wiſſen?“

Seltſame Grille des Volkes! Es verlangt ſeine Geſchichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Hiſtorikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatſachen, ſondern jene Thatſachen wieder aufgelöſt in die urſprüngliche Poeſie, woraus ſie hervorgegangen. Das wiſſen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenluſt modeln ſie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung ſtolztrockner Hiſtoriographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergötzte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geſchichte des Beliſar's in grell kolorierten Bildern ausgehängt ſah, und zwar nicht nach dem Prokop, ſondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geſchichte verfälſcht“ — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „ſie weiß Nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!“ Iſt denn Dies aber wirklich ein Fehler? ſoll man den

Dichtern wegen dieſer Fälſchung gleich den Proceß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geſchichte wird nicht von den Dichtern verfälſcht. Sie geben den Sinn derſelben ganz treu, und ſei es auch durch ſelbſterfundene Geſtalten und Umſtände. Es giebt Völker, denen nur auf dieſe Dichterart ihre Geſchichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Geſänge wie der Mahabarata den Sinn indiſcher Geſchichte viel richtiger als irgend ein Kompendienſchreiber mit all' ſeinen Jahrzahlen. In gleicher Hinſicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geiſt der engliſchen Geſchichte weit treuer als Hume; wenigſtens hat Sartorius ſehr Recht, wenn er in ſeinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der engliſchen Geſchichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirklich äußere Urſachen empfindet, gleichſam maskieren, indem ſie an die Stelle dieſer letzteren ganz andere äußere Urſachen erträumen, die aber in ſo fern ganz adäquat ſind, als ſie dasſelbe Gefühl hervorbringen. So ſind auch in Immermann's „Trauerſpiel" manche Außendinge ganz willkürlich geſchaffen, aber der Held ſelbſt, der Gefühlsmittelpunkt, iſt identiſch geträumt,

und wenn dieſe Traumgeſtalt ſelbſt träumeriſch erſcheint, ſo iſt auch Dieſes der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteſte Richter ſein kann, hat mich, als ich jüngſt das Vergnügen hatte ihn zu ſprechen, auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht. Das myſtiſche Gemüthsleben, die abergläubiſche Religioſität, das Epiſche des Mannes hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegeriſche Liebe, über den Bergen Tyrol's ſo heldenmüthig umherſchwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meiſten zur Ehre gereicht, iſt die eben ſo treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Geſsler gemacht, um ſeinen Hofer deſto mehr zu heben; wie Dieſer eine Taube mit dem Schwerte, ſo iſt Jener ein Adler mit dem Ölzweig.

Kapitel VIII.

In der Wirthshausſtube des Herrn Niederkirchner zu Insbruk hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hofer, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Baiern.

Insbruck ſelbſt iſt eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag ſie im Winter etwas geiſtiger und behaglicher ausſehen, wenn die hohen Berge, wovon ſie eingeſchloſſen, mit Schnee bedeckt ſind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis kracht und blitzt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man ſieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichſten Kaiſerſage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die oft besprochen
Standbilder der Fürsten und Fürstinnen aus de
Hause Östreich und ihrer Ahnen, worunter Manch
gerechnet worden, der gewiss bis auf den heutig
Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekomm
Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eis
gegossen, um das Grabmal des Maximilian. S
aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist,
kommt's Einem vor, als sähe man schwarze Wach
figuren in einer Marktbude. Am Fußgestell
meisten liest man auch den Namen derjenigen hol
Personen, die sie vorstellen. Als ich jene Statu
betrachtete, traten Engländer in die Kirche;
hagerer Mann mit aufgesperrtem Gesichte,
Daumen eingehakt in die Armöffnungen der n
ßen Weste, und im Maul einen ledernen Gu
des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebe
gefährtin, eine nicht mehr ganz junge, schon etw
abgeliebte, aber noch immer hinlänglich sch
Dame; hinter dieser ein rothes Portergesicht
puderweißen Aufschlägen, steif einhertretend in ei
dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf
frachtet mit Mylady's Handschuhen, Alpenblu
und Mops.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach
obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albi

seiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: Die erste Statue ist der König Chlodewig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolf von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing, statt von unten, wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergötzlichsten Verwechselungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so dass er nicht begriff, warum man Rudolf von Habsburg in Weibskleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig, Dergleichen habe wahrscheinlich das damalige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen sein, so, und bei Leibe nicht anders, gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser einfallen, sich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritisch, der Lakai glotzte, sein Herr putzte sich die Nase, und Mylady sagte: A fine exhibition, very fine indeed! —

Kapitel IX.

Brixen war die zweite größere Stadt Tyrol's, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war ſie mit Dampf und Abendſchatten übergoſſen. Dämmernde Stille, melancholiſches Glockengebimmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menſchen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jeſuiten ſind in Brixen," hatte ich kurz vorher im Hesperus geleſen. Ich ſah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden geſehen, der einem Jeſuiten glich, es ſei denn jener dicke Mann mit geiſtlich dreieckigem Hut und pfäffiſch geſchnittenem ſchwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen ſchwarzen Hoſen gar auffallend kontraſtierte.

Das kann auch kein Jesuit sein, sprach ich endlich zu mir selber; denn ich habe mir immer die Jesuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jesuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spuke nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existieren nur so lange als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daſs die bonne société aufhören wird die bonne société zu sein, sobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, sie für die bonne société zu halten. Aber die Jesuiten? Wenigstens haben sie doch nicht mehr die alten Hosen an! Die alten Jesuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hosen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Distinktionen, Reservationen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hosen durch die Welt schleichen sehen, ist nicht sowohl ihr Geist,

als vielmehr ihr Gespenst, ein albernes blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es furchtbar sei, und wahrlich, es mahnt uns an die Geschichte von einem ähnlichen Gespenste im Thüringer Walde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es vor Aller Augen seinen Schädel von den Schultern herabnahm, und Jedem zeigte, dass er inwendig ganz hohl und leer sei.

Ich kann nicht umhin, nachträglich zu erzählen, dass ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hosen genauer zu beobachten, um mich zu überzeugen, dass er kein Jesuit war, sondern ein ganz gewöhnliches Vieh Gottes. Ich traf ihn nämlich in der Gaststube meines Wirthshauses, wo er zu Nacht speiste, in Gesellschaft eines langen, magern, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hagestolzlichen Landjunker, den Shakespeare geschildert, so ähnlich war, dass es schien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem sie die Aufwärterin mit Karessen bedrängten, die das liebe, bildschöne Mädchen nicht wenig anzuekeln schienen, so dass sie sich mit Gewalt losriss, wenn der Eine sie hinten klätschelte, oder der Andere sie gar zu

embrassieren suchte. Dabei rissen sie ihre rohesten Zoten, die das Mädchen, wie sie wussten, nicht umhin konnte anzuhören, da sie zur Aufwartung der Gäste, und auch um mir den Tisch zu decken, im Zimmer bleiben musste. Als jedoch die Ungebühr ganz unleidlich wurde, ließ die junge Person plötzlich Alles stehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erst nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das sie die ganze Zeit auf dem Arme behielt, während sie im Gastzimmer ihre Geschäfte besorgte, obgleich ihr diese dadurch um so beschwerlicher wurden. Die beiden Kumpane aber, der geistliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Belästigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit seltsamem Ernst, sie bediente; das Gespräch nahm eine andere Wendung, Beide schwatzten jetzt das gewöhnliche Geschwätz von der großen Verschwörung gegen Thron und Altar, sie verständigten sich über die Nothwendigkeit strenger Maßregeln, und reichten sich mehrmals die heiligen Allianzhände.

Kapitel X.

Für die Geſchichte von Tyrol ſind die Werke des Joſeph von Hormayr unentbehrlich; für die neueſte Geſchichte iſt er ſelbſt die beſte, oft die einzige Quelle. Er iſt für Tyrol, was Johannes von Müller für die Schweiz iſt; eine Parallele dieſer beiden Hiſtoriker drängt ſich uns von ſelbſt auf. Sie ſind gleichſam Wandnachbaren, Beide in ihrer Jugend gleich begeiſtert für ihre Geburtsalpen, Beide fleißig, forſchſam, von hiſtoriſcher Denkweiſe und Gefühlsrichtung; Johannes von Müller epiſcher geſtimmt, den Geiſt wiegend in den Geſchichten der Vergangenheit, Joſeph von Hormayr haſtiger fühlend, mehr in die Gegenwar hineingeriſſen, uneigennützig das Leben wagend für Das, was ihm lieb war.

Bartholdy's „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809" ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch, und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben, und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf.

Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen Etwas versprochen worden. Passiert es doch oft auf großen Sklavenschiffen, daſs man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln

Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer diese Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explicierte, hatte er allerlei politische Betrachtungen zu machen, die er bald einstellte, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die ganze Klasse auseinanderging.

Mein alter Lehrer hat Alles voraus gewusst. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich, was dieses Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war, wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, sie konnten Gott danken — sagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Sallust explicierte — der Kaiser Napoleon hat sie so oft geklopft, dass sie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda, hurrah! und der Frauenverein, und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuktra endlich einmal jene unbesiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlten, so dass Antisthenes von ihnen sagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausge-

prügelt haben. Liebe Jungens, es wäre beſſer geweſen, wir hätten ſelbſt die Prügel bekommen.

Bald darauf iſt der alte Mann geſtorben. Auf ſeinem Grabe wächſt preußiſches Gras, und es weiden dort die adeligen Roſſe unſerer renovierten Ritter.

Kapitel XI.

Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit. Sie ſind eine geſunde Menſchenrace, vielleicht weil ſie zu dumm ſind, um krank ſein zu können. Auch eine edle Race möchte ich ſie nennen, weil ſie ſich in ihren Nahrungsmitteln ſehr wählig und in ihren Gewöhnungen ſehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Perſönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoriſtiſchen Servilismus, der faſt eine ironiſche Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint iſt. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich ſo zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir ſo derb die Hand, und gebärden ſich dabei ſo putzig herzlich, daſs du faſt glauben ſollteſt, ſie behandelten dich wie einen nahen Ver-

wandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, dass sie nur gemeine Leute sind, und dass du ein vornehmer Herr bist, der es gewiss gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm heraufflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn dadurch eben fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind. Zu Hause üben die Tyroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu lukrieren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Deckenverkäufer, diese munteren Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gern ein Späßchen mit sich treiben, aber du musst ihnen auch Etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geist der englischen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäischen Aristokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Koncertsälen der Londoner fashionablen Welt diese Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das

Schaugerüſt betreten ſah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen ſo naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch ins norddeutſche Herz ſo lieblich hinabklingen — da verzerrte ſich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen ſtach mich wie Schlangen, es war mir, als ſähe ich die Keuſchheit des deutſchen Wortes aufs roheſte beleidigt, und die ſüßeſten Myſterien des deutſchen Gemüthslebens vor fremdem Pöbel profaniert. Ich habe nicht mitklatſchen können bei dieſer ſchamloſen Verſchacherung des Verſchämteſten, und ein Schweizer, der gleichfühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: Wir Schwyzer geben auch Viel fürs Geld, unſere beſten Käſe und unſer beſtes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blaſen hören, vielweniger es ſelbſt blaſen für Geld.

Kapitel XII.

Tyrol iſt ſehr ſchön, aber die ſchönſten Landſchaften können uns nicht entzücken bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsſtimmung. Dieſe iſt bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, ſo war auch in mir ſchlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausſtrecken, dann ſchaute ich himmelhohe Berge, die mich ernſthaft anſahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reiſe zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das ſich auf die Fußzehen zu ſtellen ſchien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrſcheinlich um mich zu ſehen. Dabei kreiſchten überall die Waldbäche, die ſich wie toll von den Höhen herabſtürzten und in den

dunkeln Thalstrudeln versammelten. Die Menschen steckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halde an den schroffsten Abhängen und bis auf die Bergspitzen zerstreut liegen; niedliche, nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Galerie, und diese wieder mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengesichtern ausgeschmückt. Auch hübsch bemalt sind diese Häuschen, meistens weiß und grün, als trügen sie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hosenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich solch' Häuschen im einsamen Regen liegen sah, wollte mein Herz oft aussteigen und zu den Menschen gehen, die gewiss trocken und vergnügt da drinnen saßen. Da drinnen, dacht' ich, muss sich's recht lieb und innig leben lassen, und die alte Großmutter erzählt gewiss die heimlichsten Geschichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, schaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchsäulen aus den kleinen Schornsteinen steigen zu sehen, und es regnete dann immer stärker, außer mir und in mir, dass mir fast die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob sich auch mein Herz, und trotz dem schlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht

kaum einmal im Leben herabkommen, und Wenig erfahren von Dem, was hier unten geschieht. Sie sind deßhalb um Nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wissen sie Nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt; Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Insbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtsam vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küßten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todtschlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen.

Im Grunde ist es auch Dasselbe, für was man stirbt, wenn nur für etwas Liebes gestorben wird, und so ein warmer, treuer Tod ist besser, als ein kaltes, treuloses Leben. Schon allein die Lieder von einem solchen Tode, die süßen Reime und lichten Worte erwärmen unser Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel' solcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrol's dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauschten mir so manch'

vergeſſenes Liebeswort ins Gedächtnis zurück. Beſonders wenn mich die großen blauen Bergſeen ſo unergründlich ſehnſüchtig anſchauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die ſich ſo lieb gehabt und zuſammen geſtorben ſind. Es iſt eine veraltete Geſchichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich ſelbſt nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief —“

Dieſe Worte fingen von ſelbſt wieder an in mir zu klingen, als ich bei einem von jenen blauen Seen am jenſeitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesſeitigen ein kleines Mädchen ſtehen ſah, die Beide in der bunten Volkstracht, mit bebänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopfe, gar wunderlieblich gekleidet waren, und ſich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Kapitel XIII.

Im südlichen Tyrol klärte sich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich sah schon Weinreben, die sich daran hinaufrankten, und ich konnte mich schon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber hinauslehne, so lehnt sich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all seine Liebe, seine Wehmuth und seine Thorheit. Es ist mir oft geschehen, daſs das arme Herz dadurch von den Dornen zerrissen wurde, wenn es sich nach den Rosenbüschen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Rosen Tyrol's sind nicht häſslich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt besah, worauf Immermann den Sandwirth Hofer mit seinen Gesellen auftreten läſst, da fand ich, daſs der Markt für eine Insurgenten-

Verſammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug iſt, um ſich darauf zu verlieben. Es ſind da nur ein paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenſter guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und ſchoſs aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht ſchnell vorübergerollt, und hätte ſie Zeit gehabt noch einmal zu laden, ſo wäre ich gewiſs geſchoſſen. Ich rief: Kutſcher, fahr zu, mit einer ſolchen Schön-Elſy iſt nicht zu ſpaßen; die ſteckt Einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reiſender muſs ich auch anführen, daſs die Frau Wirthin in Sterzing zwar ſelbſt eine alte Frau iſt, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die Einem das Herz, wenn es ausgeſtiegen iſt, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber dich darf ich nicht vergeſſen, du ſchönſte von Allen, du ſchöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hätteſt du mir, wie Ariadne dem Theſeus, den Faden deines Geſpinnſtes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieſes Lebens, jetzt wäre der Minotauros ſchon beſiegt, und ich würde dich lieben und küſſen und niemals verlaſſen!

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, ſagt ein chineſiſcher Schriftſteller, und ein deutſcher Schriftſteller war eben dieſer Meinung,

als er in Südtyrol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an dessen Fuße auf einem nicht sehr hohen Steindamm eines von jenen Häuschen stand, die mit ihrer traulichen Galerie und ihren naiven Malereien uns so lieblich ansehen. Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Krucifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so daß es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens stand ein runder Taubenkofen, dessen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hübschen Spitzdächlein, das wie die fromme Steinkrone einer Heiligennische über dem Haupte der schönen Spinnerin hervorragte. Diese saß auf der kleinen Galerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königstöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle Italiänerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hause selbst ragten hinten

die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beſchien, daſs ſie ausſahen wie eine ernſte Schutzwache von Rieſen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie ſpann und lächelte, und ich glaube, ſie hat mein Herz feſtgeſponnen, während der Wagen etwas langſamer vorbeifuhr wegen des breiten Stromes der Eiſach, die auf der anderen Seite des Wegs dahinſchoſs. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtnis, überall ſah ich jenes holde Antlitz, das ein griechiſcher Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Roſe geformt zu haben ſchien, ganz ſo hingehaucht zart, ſo überſelig edel, wie er es vielleicht einſt als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber ſah ſie und begriff ſie, dieſe romantiſchen Sterne, die ſo zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag ſah ich dieſe Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da ſaß ſie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte myſtiſch die Flügel, hinter ihr hoben ſich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer ſtürmiſcher und

wilder, die Weinreben umrankten mit ängſtlicher Haſt das gekreuzigte Holzbild, das ſich ſchmerzlich regte und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — ſie aber ſpann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Kapitel XIV.

Während die Sonne immer ſchöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldſchleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Bruſt voll Blumen, und dieſe ſproßten hervor und wuchſen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmliſch die ſchöne Spinnerin. Befangen in ſolchen Träumen, ſelbſt ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reiſe ſchon ziemlich vergeſſen hatte, daſs ich dorthin reiſte, ſo erſchrak ich faſt, als mich all' die großen italiäniſchen Augen anſahen, und das buntverwirrte italiäniſche Leben mir leibhaftig, heiß und ſummend, entgegenſtrömte.

Es geſchah Dieſes aber in der Stadt Trient, wo ich an einem ſchönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze ſich legt und die Italiäner aufſtehen und in den Straßen auf- und abſpazieren. Dieſe Stadt liegt alt und gebrochen, in einem weiten Kreiſe von blühend grünen Bergen, die wie ewig junge Götter auf das morſche Menſchenwerk herabſehen. Gebrochen und morſch liegt daneben auch die hohe Burg, die einſt die Stadt beherrſchte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorſprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und öſtreichiſche Invaliden hauſen. Auch die Stadt ſelbſt iſt abenteuerlich gebaut, und wunderſam wird Einem zu Sinn beim erſten Anblick dieſer uralterthümlichen Häuſer mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfenſterchen und jenen hervorſtehenden Giebeln, die eſtradenartig auf grauen, alterſchwachen Pfeilern ruhen, welche ſelbſt einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur dieſe abgeſtorbenen Steine mit neuem Leben erfriſchte, wenn nicht ſüße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch ſüßere Mädchengeſichter aus

jenen trüben Bogenfenstern hervorguckten, und über den deutschen Fremdling lächelten, der wie ein schlafwandelnder Träumer durch die blühenden Ruinen einherschwankt.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man sich auf irgend Etwas besinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechselnd die Häuser und die Menschen, und ich meinte fast, diese Häuser hätte ich einst in ihren besseren Tagen gesehen, als ihre hübschen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zieraten an den Fensterfriesen noch nicht so geschwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderschönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderstürmende Zeit so pöbelhaft abgebrochen. Auch die Gesichter der alten Frauen schienen mir so bekannt, es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten aus jenen altitaliänischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der Düsseldorfer Galerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer schienen mir so längst-vergessen wohlbekannt, und sie schauten mich an mit ernsten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Verstorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, dass mich fast

ein Grauen anwandelte, ein süßes Grauen, wie ich es einst gefühlt, als ich in der einsamen Mitternacht meine Lippen preßte auf die Lippen Maria's, einer wunderschönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer daß sie todt war. Dann aber mußt' ich wieder über mich selbst lächeln, und es wollte mich bedünken, als sei die ganze Stadt nichts Anderes als eine hübsche Novelle, die ich einst einmal gelesen, ja, die ich selbst gedichtet, und ich sei jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erschräke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, ist das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, bloß um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder schlief.

Wenig fehlte, und ich hätte dieser Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obstfrau hinstolperte. Sie begnügte sich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Überzeugung, daß ich mich in der wirklichsten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus dessen kupfernen Tritonen und Delphinen die silberklaren Wasser gar lieblich ermunternd empor-

ſprangen. Links ſtand ein alter Pallazzo, deſſen Wände mit bunt allegoriſchen Figuren bemalt waren, und auf deſſen Terraſſe einige grau öſtreichiſche Soldaten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts ſtand ein gothiſch-lombardiſch kapriciöſes Häuslein, in deſſen Innerm eine ſüße, flatterhafte Mädchenſtimme ſo keck und luſtig trillerte, daſs die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Baufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenſter eine ſchwarze, labyrinthiſch gekräuſelte, komödiantenhafte Friſur herausguckte, worunter ein ſcharfgezeichnetes, dünnes Geſicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geſchminkt war, und daher ausſah wie ein Pfannkuchen, der erſt auf einer Seite gebacken iſt. Vor mir aber, in der Mitte, ſtand der uralte Dom, nicht groß, nicht düſter, ſondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Kapitel XV.

Als ich den grünseidenen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückschob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfrischt von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem besänftigend magischen Lichte, das durch die buntbemalten Fenster auf die betende Versammlung herabfloss. Es waren meistens Frauenzimmer, in langen Reihen hingestreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiser Lippenbewegung, und fächerten sich dabei beständig mit großen grünen Fächern, so dass man Nichts hörte, als ein unaufhörlich heimliches Wispern, und Nichts sah als Fächerschlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln störte manche schöne Andacht, und große

katholiſche Augen ſahen mich an, halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzuſtrecken und Seelenſieſta zu halten.

Wahrlich, ein ſolcher Dom mit ſeinem gedämpften Lichte und ſeiner wehenden Kühle iſt ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenſchein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unſerem proteſtantiſchen Norddeutſchland, wo die Kirchen nicht ſo komfortabel gebaut ſind, und das Licht ſo frech durch die unbemalten Vernunftſcheiben hineinſchieſst, und ſelbſt die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug ſchützen. Man mag ſagen, was man will, der Katholicismus iſt eine gute Sommerreligion. Es läſſt ſich gut liegen auf den Bänken dieſer alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und ſündigt in Gedanken, die Madonnen nicken ſo verzeihend aus ihren Niſchen, weiblich geſinnt verzeihen ſie ſogar, wenn man ihre eignen holden Züge in die ſündigen Gedanken verflochten hat, und zum Überfluſs ſteht noch in jeder Ecke ein brauner Nothſtuhl des Gewiſſens, wo man ſich ſeiner Sünden entledigen kann.

In einem ſolchem Stuhle ſaß ein junger Mönch mit ernſter Miene; das Geſicht der Dame,

die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtſtuhls verborgen. Doch kam außerhalb deſſelben eine Hand zum Vorſchein, die mich gleichſam feſthielt. Ich konnte nicht aufhören dieſe Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir ſo befremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Geſicht zu bilden, das zu dieſer Hand gehören konnte. Es war eine ſchöne Hand, und nicht wie man ſie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Roſe, nur gedankenloſe, vegetabil-animaliſche Hände haben, ſie hatte vielmehr ſo etwas Geiſtiges, ſo etwas geſchichtlich Reizendes, wie die Hände von ſchönen Menſchen, die ſehr gebildet ſind oder viel gelitten haben. Dieſe Hand hatte dabei auch ſo etwas rührend Unſchuldiges, daſs es ſchien, als ob ſie nicht mitzubeichten brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichſam draußen warte, bis Dieſe fertig ſei. Das dauerte aber lange; die Dame muſste viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unſichtbaren Abſchiedskuſs auf die ſchöne Hand, dieſe zuckte in demſelben Momente, und

zwar ſo eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich ſie berührte. Um Gotteswillen, dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Kapitel XVI.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obstfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntschaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein paar an die Ohren geworfene Feigen sind zwar nicht immer die beste Introduktion; aber ich und die Obstfrau sahen uns jetzt doch so freundlich an, als hätten wir uns wechselseitig die besten Empfehlungsschreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Aussehn. Sie war freilich schon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unsere Dienstjahre mit fatalen Chevets auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war sie auch desto korpulenter, und was sie an Jugend eingebüßt, Das hatte sie an

Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Geſicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen ſtand darauf geſchrieben: „Lieben und geliebt zu werden iſt das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köſtlichſten Reiz verlieh, Das war die Friſur, die gekräuſelten Locken, kreideweiß gepudert, mit Pomade reichlich gedüngt, und idylliſch mit weißen Glockenblumen durchſchlungen. Ich betrachtete dieſe Frau mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie irgend ein Antiquar ſeine ausgegrabenen Marmortorſos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menſchenruine noch Viel mehr ſtudieren, ich konnte die Spuren aller Civiliſationen Italiens an ihr nachweiſen, der etruskiſchen, römiſchen, gothiſchen, lombardiſchen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht intereſſant war mir das civiliſierte Weſen dieſer Frau im Kontraſt mit Gewerb und leidenſchaftlicher Gewöhnung. Nicht minder intereſſant waren mir die Gegenſtände ihres Gewerbes, die friſchen Mandeln, die ich noch nie in ihrer urſprünglich grünen Schale geſehen, und die duftig friſchen Feigen, die hochaufgeſchüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit friſchen Citronen und Orangen ergötzten mich; und, wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildſchöner Knabe, der ein

kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwischen jedem Schlag derselben mit seinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei so weltvergessen selig in den blauen Himmel hineinlächelte, daſs mir selbst wieder die drolligste Kinderlaune im Gemüthe aufstieg, und ich mich wie ein Kind vor die lachenden Körbe hinstellte und naschte und mit der Obstfrau diskurierte.

Wegen meines gebrochenen Italiänischsprechens hielt sie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich gestand ihr, daſs ich nur ein Deutscher sei. Sie machte sogleich viele geographische, ökonomische, hortologische, klimatische Fragen über Deutschland, und wunderte sich, als ich ihr ebenfalls gestand, daſs bei uns keine Citronen wachsen, daſs wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, sehr pressen müssen, wenn wir Punsch machen, und daſs wir dann aus Verzweiflung desto mehr Rum zugießen. Ach, liebe Frau! sagte ich ihr, in unserem Lande ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muſs bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem gelben Flanellsonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie

ſehen verdrießlich und grün aus und, unter uns geſagt, das einzige reife Obſt, das wir haben, ſind gebratene Äpfel. Was die Feigen betrifft, ſo müſſen wir ſie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reiſen werden ſie dumm und mehlig; nur die ſchlechteſte Sorte können wir friſch aus der erſten Hand bekommen, und dieſe iſt ſo bitter, daſs, wer ſie umſonſt bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anſtellt. Von den Mandeln haben wir blos die geſchwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obſt, und wir haben Nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haſelnüſſe, Zwetſchen und dergleichen Pöbel.

Kapitel XVII.

Ich freute mich wirklich, ſchon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntſchaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden hingezogen, ſo wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obſtfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner und, ſoll ich die Wahrheit ſagen, bei den ſchönen Mädchen, die rudelweiſe vorbeiſtrömten. Ich weiß nicht, ob andere Reiſende hier das Beiwort „ſchön“ billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war juſt die Sorte, die ich liebe — und ich liebe dieſe blaſſen, elegiſchen Geſichter, wo die großen, ſchwarzen Augen ſo liebeskrank herausſtrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener ſtolzen Hälſe, die ſchon Phöbus geliebt und braun

geküſſt hat; ich liebe ſogar jene überreifen Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüſterne Vögel daran gepickt; vor Allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene ſtumme Muſik des Leibes, jene Glieder, die ſich in den ſüßeſten Rhythmen bewegen, üppig, ſchmiegſam, göttlich liederlich, ſterbefaul, dann wieder ätheriſch erhaben, und immer hochpoetiſch. Ich liebe Dergleichen, wie ich die Poeſie ſelbſt liebe, und dieſe melodiſch bewegten Geſtalten, dieſes wunderbare Menſchenkoncert, das an mir vorüberrauſchte, fand ſein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der erſten Überraſchung, die Märchenhaftigkeit der wildfremden Erſcheinung, es war ſchon der ruhige Geiſt, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht lieſt, jene Frauenbilder mit entzückt beſonnenem Auge betrachtete. Und bei ſolcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trient's ſich noch ſchmücken wie zu den Zeiten des Konciliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Koncilium hat Wenig ausgerichtet, der Sammt iſt abgeſchabt, die Seide

zerfetzt, und den armen Kindern blieb Nichts als kümmerlicher Flitterſtaat, den ſie in der Woche ängſtlich ſchonen, und womit ſie ſich nur des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieſer Reſte eines verſchollenen Luxus, und müſſen ſich mit allerlei ordinären und wohlfeilen Fabrikaten unſers Zeitalters behelfen. Da' giebt es nun gar rührende Kontraſte zwiſchen Leib und Kleid; der feingeſchnittene Mund ſcheint fürſtlich gebieten zu dürfen, und wird höhniſch überſchattet von einem armſeligen Baſthut mit zerknitterten Papierblumen, der ſtolzeſte Buſen wogt in einer Krauſe von plump falſchen Garnſpitzen, und die geiſtreichſten Hüften umſchließt der dümmſte Kattun. Wehmuth, dein Name iſt Kattun, und zwar braungeſtreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger geſtimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Geſtalt und Geſichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf dieſem antik edlen Leib ein Kleid von braungeſtreiftem Kattun trug, ſo daſs es ausſah, als ſei die ſteinerne Niobe plötzlich luſtig geworden, und habe ſich maskiert in unſere moderne Kleintracht, und ſchreite bettelſtolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trient's.

Kapitel XVIII.

Als ich nach der Locanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo bestellt hatte, war mir wirklich so wehmüthig zu Sinn, dass ich nicht essen konnte, und Das will Viel sagen. Ich setzte mich vor die Thüre der nachbarlichen Botega, erfrischte mich mit Sorbet, und sprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt bist du ja in Italien — warum tirilirst du nicht? Sind vielleicht die alten deutschen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die sich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und sie freuen sich jetzt, und eben ihr gemeinschaftlicher Jubel erregt nun in der Brust jenes pittoreske Weh, das darin so seltsam sticht und hüpft und pfeift? Und warum sollten sich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen?

Hier in Italien iſt es ja ſo ſchön, das Leiden ſelbſt iſt hier ſo ſchön, in dieſen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantiſcher als in unſeren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorberbäumen läſſt ſich viel wollüſtiger weinen als unter unſeren mürriſch zackigen Tannen, und nach den idealiſchen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läſſt ſich viel ſüßer hinaufſchmachten als nach dem aſchgrau deutſchen Werkeltagshimmel, wo ſogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen ſchneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Bruſt, ihr Schmerzen! ihr findet nirgends ein beſſeres Unterkommen. Ihr ſeid mir lieb und werth, und Keiner weiß euch beſſer zu hegen und zu pflegen als ich, und ich geſtehe euch, ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was iſt denn Vergnügen? Vergnügen iſt Nichts als ein höchſt angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Muſik, die, ohne daſs ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuſchauern ſchon um ſich gezogen, hatte melodramatiſch dieſen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, beſtehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe ſpielte. Der Eine von jenen Beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein ſtämmiger

Mann mit einem dickrothen Banditengesicht, das aus den schwarzen Haupt- und Barthaaren wie ein drohender Komet hervorbrannte, und zwischen den Beinen hielt er eine ungeheure Baßgeige, die er so wüthend strich, als habe er in den Abruzzen einen armen Reisenden niedergeworfen und wolle ihm geschwinde die Gurgel abfiedeln; der Andere war ein langer, hagerer Greis, dessen morsche Gebeine in einem abgelebt schwarzen Anzuge schlotterten, und dessen schneeweiße Haare mit seinem Buffogesang und seinen närrischen Kapriolen gar kläglich kontrastierten. Ist es schon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man seinen Jahren schuldig ist, aus Noth verkaufen und sich zur Possenreißerei hergeben muss: wie viel trübseliger ist es noch, wenn er Solches in Gegenwart oder gar in Gesellschaft seines Kindes thut! Und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und sie accompagnierte mit der Harfe die unwürdigsten Späße des greisen Vaters, oder stellte auch die Harfe bei Seite und sang mit ihm ein komisches Duett, wo er einen verliebten alten Gecken und sie seine junge neckische Amante vorstellte. Obendrein schien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu sein, ja es schien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfrau-

lichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichsüchtige Welken und der zuckende Mißmuth des schönen Gesichtes, dessen stolzgeschwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichsam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren schwarzen Triumphbogen so herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzenston, der so unheimlich kontrastierte mit den lachend schönen Lippen, denen er entschlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängstlich violettes Seidenkleidchen so tief als möglich umflutterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährten Strohhut, und die Brust zierte gar sinnbildlich eine offne Rosenknospe, die mehr gewaltsam aufgerissen als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu sein schien. Indessen, über dem unglücklichen Mädchen, diesem Frühling, den der Tod schon verderblich angehaucht, lag eine unbeschreibliche Anmuth, eine Grazie, die sich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kundgab, und selbst dann nicht ganz verleugnete, wenn sie mit vorgeworfenem Leibchen und ironischer Lüsternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben so unsittsam mit vorgestrecktem Bauchgerippe

zu ihr heranwackelte. Je frecher sie sich gebärdete, desto tieferes Mitleiden flößte sie mir ein, und wenn ihr Gesang dann weich und wunderbar aus ihrer Brust hervorstieg und gleichsam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Brust die kleinen Schlangen, und bissen sich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Rose schien mich dann wie bittend anzusehen, einmal sah ich sie sogar erzittern, erbleichen — aber in demselben Augenblicke schlugen die Triller des Mädchens um so lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Kometgesicht marterte seine Bratsche so grimmig, dass sie die entsetzlich drolligsten Töne von sich gab, und die Zuhörer noch toller jubelten.

Kapitel XIX.

Es war ein echt italiäniſches Muſikſtück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wunderſamen Gattung, die dem Humor den freieſten Spielraum gewährt, und worin er ſich all ſeiner ſpringenden Luſt, ſeiner tollen Empfindelei, ſeiner lachenden Wehmuth und ſeiner lebensſüchtigen Todesbegeiſterung überlaſſen kann. Es war ganz Roſſini'ſche Weiſe, wie ſie ſich im Barbier von Sevilla am lieblichſten offenbart.

Die Verächter italiäniſcher Muſik, die auch dieſer Gattung den Stab brechen, werden einſt in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und ſind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören, als Fugen von Sebaſtian Bach. Leid iſt es mir um ſo manchen meiner Kollegen, z. B. um Rellſtab,

der ebenfalls dieſer Verdammnis nicht entgehen wird, wenn er ſich nicht vor ſeinem Tode zu Roſſini bekehrt. Roſſini, divino maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreiteſt! verzeih meinen Landsleuten, die dich läſtern auf Schreibpapier und auf Löſchpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodiſchen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich ſo lieblich umgaukeln und mir das Herz küſſen wie mit Lippen der Grazien! Divino maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht ſehen, weil du ſie mit Roſen bedeckſt, und denen du nicht gedankenſchwer und gründlich genug biſt, weil du ſo leicht flatterſt, ſo gottbeflügelt! — Freilich, um die heutige italiäniſche Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muſs man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kundgeben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für

die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Lechzen nach Hülfe, alles Dieses verkappt sich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von schmeichelnden Karessen zu drohendem Ingrimm überschnappen.

Das ist der esoterische Sinn der Opera Buffa. Die exoterische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner seine tödlichsten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die exoterische Schildwache, und es ist gut, dass sie Nichts merkt. Denn sonst würde der Impressario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärrische Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen

verbrecherischer Umtriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Kolumbine müsste sich über dieses Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, dass solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiänischen Demagogen pfiffiger sind als die armen Deutschen, die, Ähnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber so auffallend trübselig aussahen und bei ihren gründlichen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, dass die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mussten.

Kapitel XX.

Die kleine Harfeniſtin muſste wohl bemerkt haben, daſs ich, während ſie ſang und ſpielte, oft nach ihrer Buſenroſe hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit ſie ihr Honorar einſammelte, ein Geldſtück hinwarf, das nicht allzuklein war, da lächelte ſie ſchlau, und frug heimlich, ob ich ihre Roſe haben wolle.

Nun bin ich aber der höflichſte Menſch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Roſe beleidigen, und ſei es auch eine Roſe, die ſich ſchon ein bischen verduftet hat. Und wenn ſie auch nicht mehr, ſo dacht' ich, ganz friſch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend iſt, wie etwa die Roſe von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockſchnupfen habe! Und nur die Menſchen nehmen's ſo genau. Der Schmetter-

ling fragt nicht erſt die Blume: Hat ſchon ein Anderer dich geküſſt? Und Dieſe fragt nicht: Haſt du ſchon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daſs die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, ſind alle Blumen grau, die ſündigſte Roſe eben ſo gut wie die tugendhafteſte Peterſilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern ſagte ich zu der kleinen Harfeniſtin: Sì, signora — — —

Denk nur nichts Böſes, lieber Leſer. Es war dunkel geworden, und die Sterne ſahen ſo klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette ſtand, worauf der ſchöne blaſſe Leib lag, mit ſanften, ſtillen Lippen — Ich dachte wieder an den ſonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen ſollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glaſe auf dem Tiſche ſtand und ſo ſeltſam duftete — Auch durchſchauerte mich wieder der Zweifel, ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erloſch. Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Kapitel XXI.

Ich ging bald zu Bette, ſchlief bald ein und verwickelte mich in närriſche Träume. Ich träumte mich nämlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich ſtaunte wieder wie vorher, und jetzt um ſo mehr, da lauter Blumen ſtatt Menſchen in den Straßen ſpazieren gingen. Da wandelten glühende Nelken, die ſich wollüſtig fächerten, kokettierende Balſaminen, Hyacinthen mit hübſchen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troſs von ſchnurrbärtigen Narciſſen und tölpelhaften Ritterſporen. An der Ecke zankten ſich zwei Maßliebchen. Aus dem Fenſter eines alten Hauſes von krankhaftem Ausſehen guckte eine geſprenkelte Levkoje, gar närriſch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenſtimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze

Adel verſammelt, die hohe Nobleſſe, nämlich jene Liljen, die nicht arbeiten und nicht ſpinnen und ſich doch eben ſo prächtig dünken wie König Salomon in all ſeiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obſtfrau glaubte ich dort zu ſehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie ſaure Gurke? Sie ordinäre Blume mit man eenen Stoobfaden? Ich will Ihnen ſchon begießen!“ Vor Angſt eilte ich in den Dom, und überrannte faſt ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das ſich von einem Gänſeblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen ſaßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtſtuhl ſaß ein ſchwarzer Rettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Geſicht nicht zum Vorſchein kam. Doch ſie duftete ſo wohlbekannt ſchauerlich, daſs ich ſeltſamerweiſe wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer ſtand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Roſen mit ſchwarzen Flören und weißen Taſchentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerriſſene Roſe, die ich am Buſen der kleinen Harfeniſtin kennen gelernt. Sie

ſah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaſs, eine weiße Roſenleiche. Bei einer kleinen Kapelle wurde der Sarg niedergeſetzt; da gab es Nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatſchroſe hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin ſie viel ſchwatzte von den Tugenden der Hingeſchiedenen, von einem irdiſchen Katzenjammerthal, von einem beſſeren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näſelnd ſingenden Tone, eine breitgewäſſerte Rede, und ſo lang und langweilig, daſs ich davon erwachte.

Kapitel XXII.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios ſeine Gäule angeſchirrt, und ſchon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Vetturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechſeln.

Ala iſt ſchon ein echt italiäniſches Neſt. Die Lage iſt pittoresk, an einem Berghang, ein Fluſs rauſcht vorbei, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander ſtolpernden, zuſammengeflickten Bettlerpaläſte. An der Ecke des windſchiefen Marktes, der ſo klein iſt wie ein Hühnerhof, ſteht mit großmächtigen, gigantiſchen Buchſtaben: Piazza di San Marco. Auf dem ſteinernen Bruchſtück eines großen altadeligen Wappenſchilds ſaß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beſchien ſeine naive Rückſeite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild,

das er vorher inbrünstig küsste. Ein kleines bildschönes Mädchen stand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen accompagnierend in eine hölzerne Kindertrompete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag speiste, war ebenfalls schon echt italiänischer Art. Oben auf dem ersten Stockwerk eine freie Estrade mit der Aussicht nach dem Hofe, wo zerschlagene Wagen und sehnsüchtige Misthaufen lagen, Truthähne mit närrisch rothen Schnabellappen und bettelstolze Pfauen einherspazierten, und ein halb Dutzend zerlumpter, sonnverbrannter Buben sich nach der Bell- und Lancasterschen Methode lausten. Auf jener Estrade, längs dem gebrochenen Eisengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth sprang hin und her, um meine Wünsche zu vernehmen. Er trug einen hastig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Gesicht, worin eine lange höckerige Nase mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf saß, wie ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kamels. Er sprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Äffchen auf seiner Nase ebenfalls hin und her spränge. Es

dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeſte brachte, und wenn ich deſshalb ſchalt, ſo betheuerte er, daſs ich ſchon ſehr gut Italiäniſch ſpreche.

Ich muſste mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürloſen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander ſaßen und ſangen und Hühner rupften. Erſtere war remarkabel korpulent; Brüſte, die ſich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem koloſſalen Hintergeſtell, ſo daſs jene erſt die Inſtitutionen zu ſein ſchienen, dieſes aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht ſehr große, aber ſtark geformte Perſon, ſchien ſich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Geſichtszüge waren nicht ſanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch ſchön gemeſſen, edel, antik; die Locken und Augen brennend ſchwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, ſtumpfe Geſichtszüge, eine roſenrothe Naſe, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und liljenweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il signor padre, herangeſprungen, und fragte nach irgend einem Geſchirr oder Geräthe, und im Recitativ bekam er

die ruhige Weisung, es selbst zu suchen. Dann schnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken, kostete aus den kochenden Töpfen, verbrannte sich das Maul, und sprang wieder fort, und mit ihm sein Nasenkamel und das rothe Äffchen. Hinter ihnen drein schlugen dann die lustigsten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerei.

Aber diese gemüthliche, fast idyllische Wirthschaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierschrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgesicht stürzte herein, und schrie Etwas, das ich nicht verstand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe schüttelten, gerieth er in die tollste Wuth und spie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Vesuv, der sich ärgert. Die Wirthin schien in Angst zu gerathen, und flüsterte begütigende Worte, die aber eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrächten, so dass der rasende Mensch eine eiserne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaschen zerschlug, und auch die arme Frau geschlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmesser erfasst und ihn niederzustechen gedroht, im Fall er nicht sogleich abzöge.

Es war ein schöner Anblick, das Mädchen stand da blassgelb und vor Zorn erstarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die

Augen tief und tödlich, eine blaugeſchwollene Ader quer über der Stirn, die ſchwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Meſſer — ich ſchauerte vor Luſt, denn leibhaftig ſah ich vor mir das Bild der Medea, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entſchlummert war an dem lieben Herzen Melpomene's, der finſter ſchönen Göttin.

Während dieſer Scene kam der signor padre nicht im mindeſten aus dem Geleiſe, mit geſchäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, ſuchte die Teller zuſammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmeſankäſe, einen Braten derb und feſt wie deutſche Treue, Krebſe roth wie Liebe, grünen Spinat wie Hoffnung mit Eiern, und zum Deſſert geſtovte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat Nichts zu bedeuten, Das iſt nun mal Pietro's Methode, ſprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks ſich entfernt hatte, ſchien es, als ob dort gar Nichts vorgefallen ſei, Mutter und Tochter ſaßen wieder ruhig nach wie vor, und ſangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daſs auch der signor padre ſich aufs Rupfen verſtand, und als

ich ihm dennoch außer der Zahlung Etwas für die gute Hand gab, da nieſte er ſo vergnügt ſtark, daſs das Äffchen beinah von ſeinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald ſaß ich in dem eingetauſchten Wagen, fuhr raſch hinab in die lombardiſche Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Kapitel XXIII.

Die bunte Gewalt der neuen Erſcheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Märchenſchauer; in Verona aber erfaßte ſie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, ſcharfbeſtimmter Formen, geſpenſtiſcher Trompetenklänge und fernen Waffengeräuſches. Da war manch verwitterter Pallaſt, der mich ſo ſtier anſah, als wollte er mir ein altes Geheimnis anvertrauen, und er ſcheuete ſich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenſchen, und bäte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoſs, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüſter zerbrochener Bildſäulen, und als ich gar

über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geschichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala Ammazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etsch, war immer gleichsam die erste Station für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im güldenen Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen. Einige zogen weiter hinab, Anderen gefiel es schon gut genug am Orte selbst, und sie machten es sich heimatlich bequem, und zogen seidne Hausgewänder an, und ergingen sich friedlich unter Blumen und Cypressen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre frischen Eisenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und sie verdrängten, — eine Geschichte, die sich oft wiederholte, und von den Historikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, so findet man überall die abenteuerlichen Spuren jener Tage, so wie auch die Spuren der älteren und der späteren Zeiten. An die Römer mahnt besonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorich's, des Dietrich's von Bern, von dem die Deutschen noch

ſingen und ſagen, erinnern die fabelhaften Reſte ſo mancher byzantiniſch vorgothiſchen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und ſeine wüthenden Longobarden; ſagenreiche Denkmale mahnen an Karolum Magnum, deſſen Paladine an der Pforte des Doms eben ſo fränkiſch roh gemeißelt ſind, wie ſie gewiſs im Leben geweſen — es will uns bedünken, als ſei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäuſern ſeinen Namen auf Wand und Fenſter zu ſchreiben pflegt, ſo habe dort jedes Volk die Spuren ſeiner Anweſenheit zurückgelaſſen, freilich oft nicht in der leſerlichſten Schrift, da mancher deutſche Stamm noch nicht ſchreiben konnte, und ſich damit behelfen muſste, zum Andenken Etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da dieſe Trümmer noch deutlicher ſprechen als zierliche Buchſtaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben ſolche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlaſſen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um ſich durch mildere Mittel im Andenken der Menſchen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beſtändiger Verwunderung ob des nie Geſehenen, anſtarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann

die Menſchen, die in geheimnisvoller Haſt dazwiſchen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das ſeltſame Ganze wie ein koſtbarer Rahmen umſchloſs und dadurch gleichſam zu einem Gemälde erhob. Es iſt aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, ſelbſt ſteckt, und hie und da von den Figuren deſſelben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe ſo lieblich geſchah. Das iſt nämlich der Gemüſemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Geſtalten, Frauen und Mädchen, ſchmachtend großäugige Geſichter, ſüße wöhnliche Leiber, reizend gelb, naiv ſchmutzig, geſchaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder ſchwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war ſo liſtig um den Buſen geſchlagen, daſs er die ſchönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchſtochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberſtäbchen. Die Bäuerinnen hatten meiſt kleine tellerartige Strohhütchen mit kokettierenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unſrigen, und nur die ungeheuern ſchwarzen Backenbärte, die aus der Kravatte hervorbuſchten, waren

mir hier, wo ich dieſe Mode zuerſt bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer dieſe Menſchen, die Männer wie die Frauen, ſo entdeckte man in ihren Geſichtern und in ihrem ganzen Weſen die Spuren einer Civiliſation, die ſich von der unſrigen in ſofern unterſcheidet, daſs ſie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, ſondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden iſt, und ſich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrſcher modificiert hat. Die Civiliſation hat bei dieſen Menſchen keine ſo auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenſtämme erſt geſtern gehobelt worden ſind, und Alles noch nach Firnis riecht. Es ſcheint uns, als habe dieſes Menſchengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechſelt, und der Geiſt der Geſittung habe ſich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die dieſen Platz umgeben, mögen nicht ſo leicht im Stande geweſen ſein mit der Zeit fortzuſchreiten; doch ſchauen ſie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unſre Seele. Da ſtehen hohe Paläſte im venetianiſch-lombardiſchen Stil, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt ſich eine einzelne

Denksäule, ein Springbrunnen und eine steinerne Heilige; hier schaut man den launig roth- und weißgestreiften Podesta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen Kirchthurm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so dass es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Arioſto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bei diesem Platze steht ein Haus, das man wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt ist, für den Pallast der Capulets hält. Es ist jetzt eine schmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutscher, und als Herbergeschild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern in einer Kirche zeigt man auch die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter besucht gern solche Orte, wenn er auch selbst lächelt über die Leichtgläubigkeit seines Herzens. Ich fand in dieser Kapelle ein einsames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Wesen, das nach langem Knieen und Beten seufzend aufstand, aus kranken, stillen

Augen mich befremdet anſah, und endlich wie mit gebrochenen Gliedern fortſchwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger ſind unfern der Piazza delle Erbe. Sie ſind ſo wunderſam prächtig wie dieſes ſtolze Geſchlecht ſelbſt, und es iſt Schade, daſs ſie in einem engen Winkel ſtehen, wo ſie ſich gleichſam zuſammendrängen müſſen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beſchauer nicht viel Platz bleibt, um ſie ordentlich zu betrachten. Es iſt, als ſähen wir hier die geſchichtliche Erſcheinung dieſes Geſchlechtes vergleichniſſt; dieſe füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italiäniſchen Geſchichte, aber dieſer Winkel iſt gedrängt voll von Thatenglanz, Geſinnungspracht und Übermuthsherrlichkeit. Wie in der Geſchichte, ſo ſieht man ſie auch auf ihren Monumenten, ſtolze, eiſerne Ritter auf eiſernen Roſſen, vor Allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Maſtino, der Neffe.

Kapitel XXIV.

Über das Amphitheater von Verona haben Viele geſprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die ſich nicht in den Kreis dieſes berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es iſt ganz in jenem ernſten thatſächlichen Stil gebaut, deſſen Schönheit in der vollendeten Solidität beſteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geiſt ausſpricht, der nichts Anderes iſt, als der Geiſt von Rom ſelbſt. Und Rom? Wer iſt ſo geſund unwiſſend, daſs nicht heimlich bei dieſem Namen ſein Herz erbebte, und nicht wenigſtens eine traditionelle Furcht ſeine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daſs mein Gefühl mehr Angſt als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma.

Die alte Roma ist ja jetzt todt, beschwichtigte ich die zagende Seele, und du hast die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann stieg wieder das Falstaff'sche Bedenken in mir auf: Wenn sie aber noch nicht ganz todt wäre und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf — es wäre entsetzlich!

Als ich das Amphitheater besuchte, wurde just Komödie darin gespielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italiänische Posse aufgeführt, und die Zuschauer saßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da saß ich nun und sah Brighella's und Tartaglia's Spiegelfechtereien auf derselben Stelle, wo der Römer einst saß und seinen Gladiatoren und Thierhetzen zusah. Der Himmel über mir, die blaue Krystallschale, war noch derselbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne schimmerten hervor. Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatschte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekostet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, diese Männer konnten sich

nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und, ernsthaft wie sie waren, zeigte sich auch in ihren Spielen der barste, blutigste Ernst. Sie waren keine große Menschen, aber durch ihre Stellung waren sie größer als andre Erdenkinder, denn sie standen auf Rom. So wie sie von den sieben Hügeln herabstiegen, waren sie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben sich ausspricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reisenden das römische Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche so auffallend kontrastieren gegen jene kolossalen Bauwerke, die das öffentliche Leben aussprachen, jene Theater, Wasserleitungen, Brunnen, Landstraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unser Staunen erregen. Aber Das ist es ja eben; wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo sie in der Begeisterung dieser Idee gefochten, geschrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte sich diese Idee, der Einzelne verlor sich darin, die Großen, die noch hervorragen, sind nur

getragen von dieſer Idee, und ſie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer ſind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satiriker geweſen, Helden wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satiriker wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab der Idee Rom, mußte ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheim fallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satire, eben weil er die Größe Rom's und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal, wenn er berichten kann, was die malitiöſen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnierten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtil tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten

Rom's, und mir war dabei, als sähe ich sie selber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als sähe ich die Gracchen, mit ihren begeisterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir stimmen für das agrarische Gesetz! Auch Cäsar sah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seid ihr wieder versöhnt? rief ich. Wir glaubten Beide Recht zu haben — lachte Cäsar zu mir hinauf — ich wuſste nicht, daſs es noch einen Römer gab, und hielt mich deſshalb für berechtigt, Rom in die Tasche zu stecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieser Römer war, so glaubte er sich berechtigt, mich deſshalb umzubringen. Hinter diesen Beiden schlich Tiberius Nero mit Nebelbeinen und unbestimmten Mienen. Auch Weiber sah ich dort wandeln, darunter Agrippina mit ihrem schönen herrschsüchtigen Gesichte, das wundersam rührend anzusehen war, wie ein altes Marmorbild, in dessen Zügen der Schmerz wie versteinert erscheint. Wen suchst du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich sie klagen — da erscholl plötzlich das dumpfsinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenstreichs. Die stolzen römischen Geister verschwanden, und ich war wieder ganz in der christlich östreichischen Gegenwart.

Kapitel XXV.

Auf dem Platze La Bra ſpaziert, ſobald es dunkel wird, die ſchöne Welt von Verona, oder ſitzt dort, auf kleinen Stühlchen vor den Kaffebuden, und ſchlürft Sorbet und Abendkühle und Muſik. Da läſſt ſich gut ſitzen, das träumende Herz wiegt ſich auf ſüßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie ſchlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erſchallen, und es ſtimmt ein mit vollem Orcheſter. Dann iſt der Geiſt wieder ſonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen ſchwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, ſtolz und langſam und ewig.

Ich wandelte noch bis ſpät nach Mitternacht durch die Straßen Verona's, die allmählich menſchenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im

halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und schmerzhaft sah mich an manch marmornes Gesicht. Ich eilte schnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir schien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von seinem Rosse herabsteigen und mich als Wegweiser begleiten. Bleib du nur sitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz ist der beste Cicerone und erzählt mir überall die Geschichten, die in den Häusern passiert sind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es sie treu genug.

Als ich an den römischen Triumphbogen kam, huschte eben ein schwarzer Mönch hindurch, und fernher erscholl ein deutsch brummendes: Wer da? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Ammazzati stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todzärtlich, und wie hülferufend an den steinernen Häusern wiederhallend. Auf dieser Stelle hat Antonio della Scala seinen Bruder Bartolomeo umgebracht, als Dieser eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz sagte mir, sie säße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und sänge

nur, um ihre ahnende Angst zu überstimmen. Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohl bekannt, ich hatte diese seidnen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche, flehende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, sprach ich zu mir selber, kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Waschfrau entfernte sich wieder mit räthselhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob sich langsam, um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöscht hat!

Kapitel XXVI.

„Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn?“

Kennſt du das Lied? Ganz Italien iſt darin geſchildert, aber mit den ſeufzenden Farben der Sehnſucht. In der italiäniſchen Reiſe hat es Goethe etwas ausführlicher beſungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen, und man kann ſich auf die Treue der Umriſſe und der Farbengebung ganz verlaſſen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethe's italiäniſche Reiſe hinzudeuten, um ſo mehr, da er bis Verona dieſelbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe ſchon früherhin *) über jenes Buch

*) Im erſten Band der „Reiſebilder“ — Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 142.

Anm. des Herausgebers.

gesprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf bestätigt. Wir schauen nämlich darin überall thatsächliche Auffassung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intentionen der Natur vermag er uns wiederzuspiegeln, und es ist einem hitzigen Goetheaner, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten selbst so sehr erstaunt, daſs er dem Spiegel sogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objekte zu erschaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mal ein Buch über Goethe geschrieben, worin er ganz ernsthaft versichert: Hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: „Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt Alles erschaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und du thätest mir eine Liebe, wenn du statt meiner diese Bagatellen noch erschaffen wolltest“ — so würde Goethe, eben so gut wie der liebe Gott, diese Thiere und Gewächse ganz im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün, erschaffen haben.

Es liegt Wahrheit in dieſen Worten, und ich bin ſogar der Meinung, daſs Goethe manchmal ſeine Sache noch beſſer gemacht hätte, als der liebe Gott ſelbſt, und daſs er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün, erſchaffen hätte. Es iſt wirklich ein Schöpfungsfehler, daſs auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grüne Federn wachſen, und Goethe hat dieſem Mangel wenigſtens dadurch abzuhelfen geſucht, daſs er ihm einen Doktorhut aus Jena verſchrieben und eigenhändig aufgeſetzt hat.

Nächſt Goethe's italiäniſcher Reiſe, iſt Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was dieſen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erſcheinen, Das erſetzen ſie durch männliche Geſinnungen, die Jenem mangeln. Denn Frau von Morgan hat wie ein Mann geſprochen, ſie ſprach Skorpionen in die Herzen frecher Söldner, und muthig und ſüß waren die Triller dieſer flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben ſo, wie männiglich bekannt iſt, war Frau von Staël eine liebenswürdige Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthuſiasmusfäſschen, und

ſtärkte die Müden, und focht ſelber mit, beſſer als die Beſten.

Was überhaupt italiäniſche Reiſebeſchreibungen betrifft, ſo hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hermes eine Überſicht derſelben gegeben. Ihre Zahl iſt Legion. Unter den ältern deutſchen Schriftſtellern in dieſem Fache ſind durch Geiſt oder Eigenthümlichkeit am ausgezeichnetſten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arndt, Meyer, Benkowitz und Rehfues. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter Dieſen nenne ich des allzufrüh verſtorbenen W. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen" — ach, er war ein deutſcher Dichter! — dann die Reiſe von Kephalides, die ein bischen trocken iſt, ferner Leßmann's „Cisalpiniſche Blätter" die etwas zu flüſſig ſind, und endlich die „Reiſen in Italien ſeit 1822, von Friedrich Thierſch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo von Klenze"; von dieſem Werke iſt erſt ein Theil erſchienen, und er enthält meiſtens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thierſch, deſſen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

Kapitel XXVII.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorber ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

— Aber reiſe nur nicht im Anfang Auguſt, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leſer, von Verona nach Mailand nicht mit dem Poſtwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Geſellſchaft von ſechs Banditen, in einer ſchwerfälligen Carrozza, die wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten ſo ſorg-

fältig verſchloſſen wurde, daſs ich von der Schönheit der Gegend Wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, lüftete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu ſpucken. Das eine Mal ſah ich Nichts als einige ſchwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der ſchwülen Sonnenhitze ſehr zu leiden ſchienen; das andere Mal ſah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier ſich ſpiegelten. Letzterer, ein öſtreichiſcher Narciſs, bewunderte mit kindiſcher Freude, wie ſein Spiegelbild ihm Alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präſentierte oder ſchulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia ſelbſt weiß ich ebenfalls Wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reiſenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher ſtillt als den des Geiſtes. Doch war ich gewiſſenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen ſtieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen, und da erfuhr ich unter Anderm, die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffehäuſer, 20 katholiſche Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zucht-

haus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler stehlen.

Um Mitternacht arrivierte ich in Mailand und kehrte ein bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, der sein Hotel ganz nach deutscher Weise eingerichtet. Es sei das beste Wirthshaus in ganz Italien, sagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italiänische Gastwirthe und Flöhe sehr schlecht zu sprechen waren. Da hörte ich Nichts als ärgerliche Histörchen von italiänischen Prellereien, und besonders Sir William fluchte und versicherte, wenn Europa der Kopf der Welt sei, so sei Italien das Diebsorgan dieses Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühstück bezahlen müssen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handschuh aufhob, den er beim Einsteigen in den Wagen fallen lassen. Sein Vetter Tom sagte, alle Italiäner seien Spitzbuben bis auf den einzigen Umstand, dass sie nicht stehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgesehen, so würde er auch die Bemerkung gemacht haben, dass alle Italiänerinnen Spitzbübinnen sind. Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver, den ich in Brigh-

ton als ein junges Kalb verlassen hatte, und jetzt in Mailand als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der es besser verstanden hätte, mit seiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja sein Maul war sogar viereckig aufgesperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten schmal, oben spitz, mit kurzer Stirn und sehr langem Kinn. Unter den englischen Bekannten, die ich in Mailand wiedersah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettlawine war sie von den Alpen herabgekommen, in Gesellschaft zweier schneeweißen, schneekalten Schneegänschen, Miss Polly und Miss Molly.

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italiänischen Citronenbaum mehr denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schock Engländer, die mit ihrem Guide in

der Hand darin umherrennen, und nachsehen, ob noch Alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Lakaien, wiehernden Rennpferden, grünverschleierten Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren neugierig und geputzt über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu sehen. Und in der That, der Sohn Albion's, obgleich er weiße Wäsche trägt und Alles baar bezahlt, ist doch ein civilisierter Barbar in Vergleichung mit dem Italiäner, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Roheit, Dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italiänischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italiänische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden

Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen sehen und den Mordspektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bei solchen Anlässen statt findet. Ihr Italiäner, sagte der Britte zu dem Blassen, scheint für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manch-

mal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und ſtürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrauſen, — und Das iſt die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieſes Bekenntnis auch einigen Aufſchluſs über den Enthuſiasmus, den jenſeits der Alpen Roſſini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menſchliche Raſerei geſehen, ſo war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Muſik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz überſprang. Jene Raſerei heißt in Italien: furore.

Kapitel XXVIII.

Obgleich ich, lieber Leſer, jetzt ſchon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambroſiana dir meine Kunſturtheile aufzutiſchen, ſo will ich doch dieſen Kelch an dir vorüber gehen laſſen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daſs ich das ſpitze Kinn, das den Bildern der lombardiſchen Schule einen Anſtrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher ſchönen Lombardin geſehen habe.

Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anſchauung. So iſt mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in ſeiner göttlichſten Heiterkeit plötzlich verſtändlich gewor-

den; so habe ich späterhin am Lung-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geist der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumerische Oberflächlichkeit der Venetianer begreifen lernen. Geh nach Rom, liebe Seele, und vielleicht schwingst du dich dort hinauf zur Anschauung der Idealität und zum Verständnis des Raphael.

Inoessen, eine Merkwürdigkeit Mailand's, die in jeder Hinsicht die größte ist, kann ich nicht unerwähnt lassen — Das ist der Dom.

In der Ferne scheint es, als sei er aus weißem Postpapier geschnitzelt, und in der Nähe erschrickt man, daſs dieses Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor besteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothischen Krondächlein hervorgucken, und oben auf allen Spitzen gepflanzt stehen, dieses steinerne Volk verwirrt Einem fast die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, so findet man es doch recht hübsch, kolossal niedlich, ein Spielzeug für Riesenkinder. Im mitternächtlichen Mondschein gewährt es noch den besten Anblick, dann kommen all' die weißen Steinmenschen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgestiegen, und gehen mit Einem über die Piazza, und flüstern

Einem alte Geſchichten ins Ohr, putzig heilige, ganz geheime Geſchichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn ſpäterhin fortgeſetzt.

Siehſt du — ſagte mir ein gar ſeltſamer Heiliger, der in der neueſten Zeit aus dem neueſten Marmor verfertigt war, — ſiehſt du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiſer Napoleon den Dombau ſo eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es ſehr gut, er hat eingeſehen, daſs dieſes große Steinhaus auf jeden Fall ein ſehr nützliches Gebäude ſein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt.

Wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt — Ich war ſchier erſchrocken, als ich hörte, daſs es Heilige in Italien giebt, die eine ſolche Sprache führen, und dazu auf einem Platze, wo öſtreichiſche Schildwachen, mit Bärenmützen und Torniſtern, auf und abgehen. Indeſſen, der ſteinerne Kauz hat gewiſſermaßen Recht, das Innere des Domes iſt hübſch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Beſtimmung ſeinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleon's Lieblingsgedanken, und er war nicht

weit vom Ziele entfernt, als seine Herrschaft gebrochen wurde. Die Östreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonstraße beschließen sollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleon's Standbild wird nicht, wie früher bestimmt war, auf die Spitze jenes Bogens gestellt werden. Immerhin, der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor, und das kein Östreicher unseren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unversehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervorwachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen, und sich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht nach Jahrtausenden wird ein spitzfindiger Schulmeister in einer grundgelehrten Dissertation unumstößlich beweisen, daſs der Napoleon Bonaparte ganz identisch sei mit jenem andern Titanen, der den Göttern das Licht raubte und für dieses Vergehen auf einem einsamen Felsen mitten im Meere angeschmiedet wurde, preisgegeben einem Geier, der täglich sein Herz zerfleischte.

Kapitel XXIX.

Ich bitte dich, lieber Leſer, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Miſsverſtändnis, daſs die europäiſche Ariſtokratie, repräſentiert von England, ihn ſo todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigent-

liches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regeneriert haben, ſtatt daſs ſie jetzt darnieder liegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiſs allerletzten Sieg.

Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für allemal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt Nichts als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir ſind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Poſtillon dieſe Worte ſprach! Ich war in Geſellſchaft eines ſehr artigen Livländers, der vielmehr den Ruſſen ſpielte, des Abends von Mailand abgereiſt, und ſah des folgenden Morgens die Sonne aufgehn über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daſs er im Rauſche Konſul, Kaiſer, Welteroberer wurde, und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben Alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verſtändige Reflexionen. Es

will uns da machmal bedünken, als ſei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon ſei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Räubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile, alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, wo-

rin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müſsten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Miſsverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichts deſto weniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit?

Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes,

ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daſs Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegierter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daſs Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſierten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Princip der Geſellſchaft am unleidlichſten kolliſiert, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revolution

ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit.

Lasst uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gutbesetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus.

Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, Dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben

in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde iſt gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daſs einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen. zu kämpfen hatten.

Kapitel XXX.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen Einem die Betrachtungen ſo ſchaarenweis angeflogen, daſs man glauben ſollte, es wären dieſelben, die dort ſo Mancher plötzlich aufgeben muſste, und die nun wie herrenloſe Hunde umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn ſo furchtbar auch der Krieg iſt, ſo bekundet er doch die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieſes Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutroſen tanzte den üppigen Brauttanz! Frankreich war damals Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liede heißt,

Heida! am Polterabend
Zerſchlug man ſtatt der Töpfe
Ariſtokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menſchheit weiter rückt, koſtet Ströme Blutes; und iſt Das nicht etwas zu theuer? Iſt das Leben des Individuums nicht vielleicht eben ſo viel werth wie das des ganzen Geſchlechtes? Denn jeder einzelne Menſch iſt ſchon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm ſtirbt, unter jedem Grabſtein liegt eine Weltgeſchichte — Still davon! ſo würden die Todten ſprechen, die hier gefallen ſind; wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menſchheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — ſagte mein Reiſegefährte, der livländiſche Ruſſe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt ſind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitſch den Türken die Turbane zurechtſetzt, und wir werden noch dieſes Jahr Konſtantinopel einnehmen. Sind Sie gut ruſſiſch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich ſah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geiſterſchnell, in der Ferne erſcholl es wie ein ſchaurig ſüßes Allons, enfants de la patrie — Und dennoch antwortete ich: Ja, ich bin gut ruſſiſch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechſel der Loſungsworte und Repräſentanten in dem großen Kampfe hat es ſich jetzt ſo gefügt, daſs der glühendſte Freund der Revolution nur im Siege Ruſslands das Heil der Welt ſieht, und den Kaiſer Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muſs. Seltſamer Wechſel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit dieſem Amte einen engliſchen Miniſter, das Geheul des hochtoryſchen Haſſes gegen George Canning leitete damals unſere Wahl; in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, ſahen wir die Garantieen ſeiner Treue, und als er des Märtyrertodes ſtarb, da legten wir Trauer an, und der achte Auguſt wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingſtreet, und pflanzten ſie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiſer Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechiſchen Wittwen und Waiſen ſchützte gegen aſiatiſche Barbaren, und in ſolchem guten Kampfe ſeine Sporen verdiente. Wieder hatten ſich die Feinde der Freiheit zu ſehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfſinn ihres Haſſes, um unſer eignes Beſte zu erkennen. Wieder zeigte ſich diesmal die gewöhnliche Erſcheinung, daſs wir unſre Repräſentanten vielmehr der Stimmenmehr-

heit unserer Feinde als der eigenen Wahl verdanken, und indem wir die wunderlich zusammengesetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünsche gen Himmel sandte, so merkten wir bald, wer unser Freund oder vielmehr das Schrecken unserer Feinde ist. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papst, Rothschild I., Metternich, und einen ganzen Troß von Ritterlingen, Stockjobbern, Pfaffen und Türken für dieselbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmisten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Übergröße Rußlands ausgesetzt sind, ist thöricht. Wenigstens wir Deutsche haben Nichts zu riskieren, etwas mehr oder weniger Knechtlichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchste, die Befreiung von den Resten des Feudalismus und Klerikalismus, zu gewinnen ist. Man droht uns mit der Herrschaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich sicher weiß, daß unsre Feinde sie mitbekommen. Ich wette aber, sie werden, wie sie immer gethan, der neuen Macht entgegenwedeln, und graciöse lächeln, und zu den schandbarsten Diensten sich darbieten, und sich dafür, da doch einmal geknutet

werden muſs, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, ſo wie der Adlige in Siam, der, wenn er beſtraft werden ſoll, in einen ſeidenen Sack geſteckt und mit parfümierten Stöcken geprügelt wird, ſtatt daſs der ſtraffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine ſo wohlriechende Prügel bekömmt. Nun, dieſes Privilegium, da es das einzige iſt, wollen wir ihnen gönnen, wenn ſie nur Prügel bekommen, beſonders die engliſche Nobility. Mag man noch ſo eifrig erinnern, daſs es eben dieſe Nobility ſei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daſs England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit, doch die perſönliche Freiheit geſichert, daſs England der Zufluchtsort für freie Geiſter war, wenn der Despotismus den ganzen Kontinent unterdrückte: — Das ſind tempi passati! England mit ſeinen Ariſtokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geiſter haben jetzt im Nothfall einen noch beſſeren Zufluchtsort; würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, ſo gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entſchlüpfen, das iſt Amerika, und Gottlob! das Loch iſt noch größer als der Kerker ſelbſt.

Aber Das ſind Alles lächerliche Grillen; vergleicht man in freiheitlicher Hinſicht England mit

Rußland, ſo bleibt auch dem Beſorglichſten kein Zweifel übrig, welche Partei zu erfaſſen ſei. Die Freiheit iſt in England aus hiſtoriſchen Begebenheiten, in Rußland aus Principien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten ſelbſt, ſo tragen auch ihre geiſtigen Reſultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England iſt erſtarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtitutionen, wohinter ſich die Ariſtokratie verſchanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Principien aber, woraus die ruſſiſche Freiheit entſtanden iſt oder vielmehr täglich ſich weiter entfaltet, ſind die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit; die ruſſiſche Regierung iſt durchdrungen von dieſen Ideen, ihr unumſchränkter Abſolutismus iſt vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu laſſen; dieſe Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Klerikalismus, ſie iſt der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenſtrebend; ſchon Katharina hat die Kirche eingeſchränkt, und der ruſſiſche Adel entſteht durch Staatsdienſte; Rußland iſt ein demokratiſcher Staat, und ich möchte es ſogar einen chriſtlichen Staat nennen, wenn ich dieſes oft mißbrauchte Wort in ſeinem ſüßeſten, weltbürgerlichſten Sinne anwenden wollte; denn die Ruſſen werden ſchon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidniſchen

Nationalſinnes befreit, ſie ſind Kosmopoliten oder wenigſtens Sechstel-Kosmopoliten, da Rußland faſt den ſechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutſchruſſe, wie mein livländiſcher Reiſegefährte, prahleriſch patriotiſch thut, und von unſerem Rußland und unſerem Diebitſch ſpricht, ſo iſt mir, als hörte ich einen Hering, der das Weltmeer für ſein Vaterland und den Walfiſch für ſeinen Landsmann ausgiebt.

Kapitel XXXI.

Ich bin gut ruſſiſch — ſagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und ſtieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von koloſſalen Wolkenmaſſen zog die Sonne herauf, ſiegreich, heiter, ſicher, einen ſchönen Tag verheißend. Mir aber ward zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel ſtand. Er hatte ſeine einſame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück ſchlief und nur Geſpenſter, Eulen und Sünder ihr Weſen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorſtieg mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verſchwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein ſchöner Tag werden, rief mein Reiſegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, wiederholte leiſe mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben muſsten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häſslichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden muſsten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daſs man mir einſt mit einem Lorberkranze den Sarg verziere. Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiſet oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert ſollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit.

Kapitel XXXII.

Während der Mittagshitze ſuchten wir Obdach in einem Franciskanerkloſter, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit ſeinen düſtern Cypreſſen und weißen Mönchen wie ein Jagdſchloſs des Glaubens hinab ſchaute in die heiter grünen Thäler des Apennins. Es war ein ſchöner Bau; wie ich denn, außer der Karthauſe zu Monza, die ich nur von außen ſah, noch ſehr merkwürdigen Klöſtern und Kirchen vorbeigekommen bin. Ich wuſste oft nicht, ſollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben ſo große, ſteinfeſte Geſinnung ihrer Erbauer, die wohl vorausſehen konnten, daſs erſt ſpäte Urenkel im Stande ſein würden, ſolch ein Bauwerk zu vollenden, und die Deſſen ungeachtet ganz ruhig den Grundſtein legten und Stein auf

Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsetzten und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliefen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen, dass ihr Schlaf recht fest sei, und das Lachen der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für Solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für Solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichen Mondschein ihr unvollendetes Tagewerk sähen, und bald merkten, dass die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat, und dass ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So spricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen anderen Glauben.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter frug, warum man die halben Dome nicht fertig baue. Es war ein schöner Bube, und ich küsste ihm die klugen Augen, und da die Mut-

ter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm, daſs jetzt die Menſchen ganz etwas Anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Apenninen, ſieht man das Meer, zwiſchen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorſchein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, ſcheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber dieſen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den erſten Abendſchatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen ſich nebelhaft verweben: dann wird Einem ordentlich märchenhaft zu Muthe, der Wagen raſſelt bergab, die ſchläfrig ſüßeſten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt Einem endlich, man ſei in Genua.

Kapitel XXXIII.

Dieſe Stadt iſt alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häſslich über alle Maßen. Sie iſt auf einem Felſen gebaut, am Fuße von amphitheatraliſchen Bergen, die den ſchönſten Meerbuſen gleichſam umarmen. Die Genueſer erhielten daher von der Natur den beſten und ſicherſten Hafen. Da, wie geſagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felſen ſteht, ſo muſsten der Raum-Erſparnis wegen die Häuſer ſehr hoch und die Straßen ſehr eng gebaut werden, ſo daſs dieſe faſt alle dunkel ſind, und nur auf zweien derſelben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuſer dienen hier den Einwohnern, die meiſtens Kaufleute ſind, faſt nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafſtellen; den ſchachernden Tag über laufen ſie umher in der Stadt oder ſitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in

der Hausthüre, denn sonst würden sich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen bessern Anblick. Da liegt sie am Meere wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesenthiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria steht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Wasserbassin. Aber die Statue ist verwittert und verstümmelt, das Wasser ausgetrocknet, und die Möwen nisten in den schwarzen Cypressen. Wie ein Knabe, der immer seine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelsten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutschen.

Obgleich meistens in Verfall, sind die Palläste der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch sehr schön, und mit Pracht überladen. Sie stehen meistens auf den zwei großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallast Durazzo ist der merkwürdigste. Hier sind gute Bilder, und darunter Paul Veronese's Christus, dem

Magdalena die gewaschenen Füße abtrocknet. Diese ist so schön, daſs man fürchten sollte, sie werde gewiſs noch einmal verführt werden. Ich stand lange vor ihr — ach, sie schaute nicht auf! Christus steht da wie ein Religions-Hamlet: Go to a nunnery! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der kolossalen Heiterkeit dieses niederländischen Titanen, dessen Geistesflügel so stark waren, daſs er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Zentner holländischer Käse an seinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinsten Bilde dieses großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um so mehr, da es jetzt Mode wird, ihn ob seines Mangels an Idealität nur mit Achselzucken zu betrachten. Die historische Schule in München zeigt sich besonders groß in solcher Betrachtung. Man sehe nur, mit welcher vornehmen Geringschätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubenssaal wandelt! Vielleicht aber ist der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegensatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läſst sich fast kein größerer Gegensatz ersinnen — und nichtsdestoweniger ist mir bisweilen zu Sinn, als hätten Beide dennoch Ähnlichkeiten, die ich mehr

ahnen als anschauen könne. Vielleicht sind landsmannschaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leise heimische Laute ansprechen. Diese geheime Verwandtschaft besteht aber nimmermehr in der niederländischen Heiterkeit und Farbenlust, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, so dass man meinen sollte, er habe sie im freudigen Rheinweinrausch gemalt, während tanzende Kirmesmusik um ihn her jubelte. Wahrlich, die Bilder des Cornelius scheinen eher am Charfreitage gemalt zu sein, während die schwermüthigen Leidenslieder der Procession durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Ursprünglichkeit sind sich Beide ähnlicher, Beide sind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meister, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluss üben konnte, die aber von der unsrigen so abgeschieden ist, dass wir ob der Erscheinung des Peter Cornelius fast erschrecken, dass er uns manchmal vorkommt wie der Geist eines jener großen Maler aus raphaelischer Zeit, der aus dem Grabe hervorsteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, selbst-

beſchworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir ſeine Bilder, ſo ſehen ſie uns an wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, geſpenſtiſch ſind die Gewänder, als rauſchten ſie uns vorbei um Mitternacht, zauberkräftig ſind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltſam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulſierende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius iſt ein Schöpfer, doch betrachten wir ſeine Geſchöpfe, ſo will es uns bedünken, als könnten ſie alle nicht lange leben, als ſeien ſie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen ſie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Geſtalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unſerer Seele, dieſe ſcheinen ebenfalls den Todeskeim in ſich zu tragen, und es iſt uns, als müßten ſie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das iſt ſie vielleicht, die geheime Verwandtſchaft, die wir in der Vergleichung beider Meiſter ſo wunderſam ahnen. Die höchſte Luſt in einigen Bildern des Rubens und der tiefſte Trübſinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht daſſelbe Gefühl. Woher aber dieſer Trübſinn bei einem Niederländer? Es iſt vielleicht eben das ſchaurige Bewußtſein, daſs er einer längſt verklungenen Zeit

angehört und ſein Leben eine myſtiſche Nachſendung iſt — denn ach! er iſt nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, ſondern vielleicht auch der Letzte, der auf dieſer Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit der Caracci's, iſt ein langes Dunkel, und hinter ihm ſchlagen wieder die Schatten zuſammen, ſeine Hand iſt eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt, und die Bilder, die ſie malt, tragen die unheimliche Trauer ſolcher ernſten, ſchroffen Abgeſchiedenheit. Ich habe dieſe letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich erinnerte, daſs ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.

Kapitel XXXIV.

Die Sammlung von Portraits ſchöner Genueſerinnen, die im Pallaſt Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt laſſen. Nichts auf der Welt kann unſre Seele trauriger ſtimmen, als ſolcher Anblick von Portraits ſchöner Frauen, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten todt ſind. Melancholiſch überkriecht uns der Gedanke, daſs von den Originalen jener Bilder, von all' jenen Schönen, die ſo lieblich, ſo kokett, ſo witzig, ſo ſchalkhaft und ſo ſchwärmeriſch waren, von all' jenen Maiköpfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling Nichts übrig geblieben iſt als dieſe bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längſt vermodert iſt, auf ein morſch Stückchen Leinwand gepinſelt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das

Schöne eben so wie das Häßliche, spurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verschont die Rose eben so wenig wie die Distel, er vergißt auch nicht das einsame Hälmchen in der fernsten Wildnis, er zerstört gründlich und unaufhörlich, und überall sehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menschen und ihre Werke, zu Staub zerstampft, und selbst jene ägyptischen Pyramiden, die seiner Zerstörungswuth zu trotzen scheinen, sie sind nur Trophäen seiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch schlimmer als dieses Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden, gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinsterben, sondern als Kopien von längstverschollenen Menschen, die geistig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menschen geboren werden, die wieder ganz aussehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein trostlos ewiges Wiederholungsspiel, wobei die zeugende Erde beständig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerstören vermag, so daß sie, in solcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen sorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die myſtiſchen Schauer dieſes Gedankens, als ich im Pallaſt Durazzo die Portraits der ſchönen Genueſerinnen ſah, und unter dieſen ein Bild, das in meiner Seele einen ſüßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufſeher der Galerie meinte zwar, das Bild ſtelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceroneſchen Tone ſetzte er hinzu: Es iſt gemalt von Giorgio Barbarelli del Caſtelfranco de Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venetianiſchen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Laſſen Sie Das gut ſein, Signor Cuſtode. Das Bild iſt gut getroffen, mag es immerhin ein paar Jahrhunderte im Voraus gemalt ſein, Das iſt kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Bruſtgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblaſen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens ſitzt, fortſcheuchen — Maria hatte immer einen Abſcheu vor Spinnen.

Excellenza ſcheinen ein Kenner zu ſein.

Daſs ich nicht wüſste, Signor Cuſtode. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern ſehr gerührt zu werden, und es wird mir, dann etwas feucht in den Augen. Aber was ſehe ich! von wem iſt das Portrait des Mannes im ſchwarzen Mantel, das dort hängt?

Es iſt ebenfalls von Giorgione, ein Meiſterſtück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann, ob ich dem Bilde ähnlich ſehe.

Excellenza ſind nicht ſo blaſs. Das Bild iſt ein Meiſterſtück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahre 1477 und ſtarb im Jahre 1511.

Lieber Leſer, der Giorgione iſt mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm beſonders Dank ſchuldig, daſs er mir die Maria gemalt. Du wirſt gewiſs eben ſo gut wie ich einſehen, daſs Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueſer. Und es iſt ſehr gut getroffen, todtſchweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und ſehr ſchwer zu malen war. Das ganze

Bild iſt wie hingeſeufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im ſchwarzen Mantel iſt gut gemalt, und die malitiös ſentimentalen Lippen ſind gut getroffen, ſprechend getroffen, als wollten ſie eben eine Geſchichte erzählen — es iſt die Geſchichte von dem Ritter, der ſeine Geliebte aus dem Tode aufküſſen wollte, und als das Licht erloſch — —

II.

Die Bäder von Lucca.

Ich bin wie Weib dem Manne — —

Graf August von Platen Hallermünde.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's ſagen,
Ich ſpiel' ihm auf.

Figaro.

Karl Immermann,

dem Dichter,

widmet dieſe Blätter

als

ein Zeichen freudigſter Verehrung

der Verfaſſer.

Kapitel I.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte ſie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufſetzen. Sie warf ihn raſch von ſich, ſobald ſie mich erblickte, mit ihren wallend goldnen Locken ſtürzte ſie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief ſie, und nach alter Gewohnheit ergriff ſie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligſten Herzlichkeit.

Wie geht's, wahnſinnigſter der Sterblichen! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzuſehen! Denn ich werde nirgends auf dieſer weiten Welt einen verrückteren Menſchen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, ſie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit iſt ſo ſelten wie die wahre Weisheit,

ſie iſt vielleicht gar nichts Anderes als Weisheit, die ſich geärgert hat, daſs ſie Alles weiß, alle Schändlichkeiten dieſer Welt, und die deſshalb den weiſen Entſchluſs gefaſſt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen ſind ein geſcheites Volk, ſie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geſchrieben?

Gewiſs, Doktor, ich ſchrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adreſſe: Abzugeben in Neu-Bedlam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung, nicht dort waren, ſo ſchickte man den Brief nach St. Luze, und da Sie auch hier nicht waren, ſo ging er weiter nach einer ähnlichen Anſtalt, und ſo machte er die Ronde durch alle Tollhäuſer Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückſchickte mit der Bemerkung, daſs der Gentleman, den die Adreſſe bezeichne, noch nicht eingefangen ſei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daſs Sie immer noch auf freien Füßen ſind?

Hab's pfiffig angefangen, Mylady. Überall, wohin ich kam, wuſſt' ich mich um die Tollhäuſer herumzuſchleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier ſind Sie ganz ſicher; denn erſtens iſt gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen ſich alſo zu den Unſeren? Erlauben Sie, daſs ich Ihnen den Bruderkuſs auf die Stirne drücke.

Ach! ich meine: wir Badegäſte, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigſte bin — Und nun machen Sie ſich leicht einen Begriff von der Verrückteſten, nämlich von Julie Maxfield, die beſtändig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiſs engliſche Schönheiten, Mylady —.

Doktor, was bedeutet dieſer ſpöttiſche Ton? Die gelbfettigen Makaronigeſichter in Italien müſſen Ihnen ſo gut ſchmecken, daſs Sie keinen Sinn mehr haben für brittiſche —

Plumpuddings mit Roſinenaugen, Roſtbeefbuſen feſtoniert mit weißen Merrettig-Streifen, ſtolze Paſteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine ſchöne Engländerin —

Ja, Das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt, Ihren Landsmänninnen zu hul-

digen; sie sind schön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, sie sind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne Einen, der dort nicht erfroren ist, und frisch und gesund übers Meer gesprungen, und es war ein großer deutscher, impertinenter —

Er hat sich wenigstens an den brittisch frostigen Herzen so stark erkältet, daſs er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady schien pikiert über diese Antwort, sie ergriff die Reitgerte, die zwischen den Blättern eines Romans als Lesezeichen lag, schwang sie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leise knurrte, hob hastig ihren Hut von der Erde, setzte ihn keck aufs Lockenhaupt, sah ein paarmal wohlgefällig in den Spiegel und sprach stolz: Ich bin noch schön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchschauert, blieb sie sinnend stehen, streifte langsam ihren weißen Handschuh von der Hand, reichte sie mir, und meine Gedanken pfeilschnell ertappend, sprach sie: Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!

Lieber Leſer, man kann es den Glocken ſelten anſehen, wo ſie einen Riſs haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hätteſt du nun den Klang der Stimme gehört, womit obige Worte geſprochen wurden, ſo wüſsteſt du gleich, Mylady's Herz iſt eine Glocke vom beſten Metall, aber ein verborgener Riſs dämpft wunderbar ihre heiterſten Töne, und umſchleiert ſie gleichſam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe ſolche Glocken, ſie finden immer ein gutes Echo in meiner eignen Bruſt; und ich küſste Mylady's Hand faſt inniger als ehemals, obgleich ſie minder vollblühend war, und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu ſagen ſchienen: Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten.

Ihr Auge ſah mich an wie ein wehmüthig einſamer Stern am herbſtlichen Himmel, und weich und innig ſprach ſie: Sie ſcheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, faſt wie ein Almoſen.

Wer heißt Sie die ſtumme Sprache meiner Thränen ſo dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der ſich jetzt an Sie ſchmiegt, verſteht mich beſſer; er ſchaut mich an und dann wieder Sie, und ſcheint ſich zu wundern, daſs die

Menſchen, die ſtolzen Herren der Schöpfung, innerlich ſo tief elend ſind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und Jeder weint eigentlich für ſich ſelbſt.

Genug, genug, Doktor. Es iſt wenigſtens gut, daſs wir Zeitgenoſſen ſind und in demſelben Erdwinkel uns gefunden mit unſeren närriſchen Thränen. Ach des Unglücks, wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Miguel de Cervantes Saavedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre ſpäter auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, deſſen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erſt bei ſeiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt, ſeit wir uns nicht geſehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geſchäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich muſste wieder ſuchen ihn hinaufzurollen — und dieſes Bergauf- und Bergabrollen wird ſich ſo lange wiederholen, bis ich ſelbſt unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meiſter Steinmetz mit großen Buchſtaben darauf ſchreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich laſſe Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholiſch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht! ich will lieber von ſelbſt lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben ſo gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerſt nahe kamen —

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will luſtig ſein. Es iſt gut, daſs wir uns wiedergefunden, und der große deutſche — wird ſich wieder ein Vergnügen daraus machen, ſein Leben bei Ihnen zu wagen.

Mylady's Augen lachten wie Sonnenſchein nach leiſem Regenſchauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem ſteifſten Lakaien-Pathos Seine Excellenz den Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino anmeldete.

Er ſei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unſeres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie ſich nicht an ſein Äußeres, beſonders nicht an ſeine Naſe. Der Mann beſitzt vortreffliche Eigenſchaften, z. B. viel Geld, geſunden Verſtand, und die Sucht alle Narrheiten der Zeit in ſich aufzunehmen; dazu iſt er in meine grünäugige Freundin

Julie Maxfield verliebt und nennt ſie ſeine Julia und ſich ihren Romeo, und deklamiert und ſeufzt — und Lord Maxfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, iſt ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daſs Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre ſich weit öffnete, und zu meinem höchſten Erſtaunen mein alter Freund, der Bankier Chriſtian Gumpel, mit ſeinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche hereinwatſchelte. Nachdem ſeine glänzenden breiten Lippen ſich an Mylady's Hand genugſam geſcheuert und übliche Geſundheitsfragen hervorgebrockt hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme ſanken ſich die Freunde.

Kapitel II.

Mathildens Warnung, daſs ich mich an die Naſe des Mannes nicht ſtoßen ſolle, war hinlänglich gegründet, und Wenig fehlte, ſo hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgeſtochen. Ich will nichts Schlimmes von dieſer Naſe ſagen; im Gegentheil, ſie war von der edelſten Form, und ſie eben berechtigte meinen Freund, ſich wenigſtens einen Marcheſe-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nämlich an der Naſe anſehen, daſs er von gutem Adel war, daſs er von einer uralten Weltfamilie abſtammte, womit ſich ſogar einſt der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesalliance, verſchwägert hat. Seitdem iſt dieſe Familie freilich etwas heruntergekommen, ſo daſs ſie ſeit Karl dem Großen meiſtens durch den Handel mit alten Hoſen und Hamburger Lotteriezetteln ihre Subſiſtenz erwerben muſste,

ohne jedoch im mindesten von ihrem Ahnenstolze abzulassen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einst wieder ihre alten Güter, oder wenigstens hinreichende Emigranten-Entschädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverän sein Restaurationsversprechen erfüllt, ein Versprechen, womit er sie schon zwei Jahrtausende an der Nase herumgeführt. Sind vielleicht ihre Nasen eben durch dieses lange an der Nase Herumgeführtwerden so lang geworden? Oder sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehovah seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertiert sind? Der Marchese Gumpelino war ein solcher Deserteur, aber er trug noch immer seine Uniform, und sie war sehr brillant, besäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Dekorationen.

Sehen Sie, sagte Mylady, Das ist meine Lieblingsnase, und ich kenne keine schönere Blume auf dieser Erde.

Diese Blume, schmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den schönen Busen legen, ohne dass ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und diese Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen

Hitze etwas genieren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köſtliche Blume, die hier ſelten iſt —

Bei dieſen Worten öffnete der Marcheſe die fließpapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langſamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderſchöne Tulpe.

Kaum erblickte Mylady dieſe Blume, ſo ſchrie ſie aus vollem Halſe: Morden! morden! wollen Sie mich morden? Fort, fort mit dem ſchrecklichen Anblick! Dabei gebärdete ſie ſich, als wolle man ſie umbringen, hielt ſich die Hände vor die Augen, rannte unſinnig im Zimmer umher, verwünſchte Gumpelino's Naſe und Tulpe, klingelte, ſtampfte den Boden, ſchlug den Hund mit der Reitgerte, daſs er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief ſie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!
Ein Königthum für ein Pferd!

und ſtürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kurioſe Frau! ſprach Gumpelino, vor Erſtaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, ſo daſs er einem jener Götzenbilder glich, die, mit Lotosblumen in den Händen, auf altindiſchen Denkmälern zu ſchauen ſind.

Ich aber kannte die Dame und ihre Idioſynkraſie weit beſſer, mich ergötzte dieſes Schauſpiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenſter und rief: Mylady, was ſoll ich von Ihnen denken? Iſt Das Vernunft, Sitte — beſonders, iſt Das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, ſo will ich ſchwören:
Ich liebe dich unendlich!

Kapitel III.

Eine kurioſe Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten, ſeine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franceska, deren Bekanntſchaft er mir verſchaffen wollte, zu beſuchen. Da die Wohnung dieſer Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, ſo erkannte ich um ſo dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergſteigen etwas beſchwerlich fand, und auf jedem Hügel athemſchöpfend ſtehen blieb, und O Jeſu! ſeufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lucca nämlich ſind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umſchloſſen iſt, oder ſie liegen auf einem dieſer Berge ſelbſt, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häuſergruppe in das reizende Thal hinabſchaut. Einige liegen aber auch einzeln

zerſtreut an den Bergesabhängen, und man muſs mühſam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrtengeſträuch, Geißblatt, Lorberbüſche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal geſehen, beſonders wenn man von der Terraſſe des oberen Bades, wo die ernſtgrünen Cypreſſen ſtehen, ins Dorf hinabſchaut. Man ſieht dort die Brücke, die über ein Flüſschen führt, welches Lima heißt und, das Dorf in zwei Theile durchſchneidend, an beiden Enden in mäßigen Waſſerfällen über Felſenſtücke dahinſtürzt, und ein Geräuſch hervorbringt, als wolle es die angenehmſten Dinge ſagen, und könne vor dem allſeitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieſes Thales liegt aber gewiſs in dem Umſtand, daſs es nicht zu groß iſt und nicht zu klein, daſs die Seele des Beſchauers nicht gewaltſam erweitert wird, vielmehr ſich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, daſs die Häupter der Berge ſelbſt, wie die Apenninen überall, nicht abenteuerlich gothiſch erhaben miſsgeſtaltet ſind, gleich den Bergkarikaturen, die wir eben ſowohl wie die Menſchenkarikaturen in germaniſchen Ländern finden, ſondern daſs ihre edelgegründeten, heiter grünen Formen faſt eine Kunſt-

civiliſation ausſprechen, und gar melodiſch mit dem blaſsblauen Himmel zuſammenklingen.

O Jeſu! ächzte Gumpelino, als wir, mühſamen Steigens und von der Morgenſonne ſchon etwas ſtark gewärmt, oberwähnte Cypreſſenhöhe erreichten und, ins Dorf hinabſchauend, unſere engliſche Freundin hoch zu Roſs, wie ein romantiſches Märchenbild, über die Brücke jagen und eben ſo traumſchnell wieder verſchwinden ſahen. O Jeſu! welch eine kurioſe Frau! wiederholte einigemal der Marcheſe. In meinem gemeinen Leben iſt mir noch keine ſolche Frau vorgekommen. Nur in Komödien findet man Dergleichen, und ich glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut ſpielen. Sie hat Etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, ſagte der Schiffskapitän, ſie gliche einer mit Pfeffer beſtreuten Roſe. Zum Dank für dieſe pikante Vergleichung ſchüttete ſie eine ganze Pfefferbüchſe auf ſeinen Kopf aus, als ſie ihn einmal in der Kajüte eingeſchlummert fand, und man konnte ſich dem Manne nicht mehr nähern, ohne zu nieſen.

Eine kurioſe Frau! ſprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben ſo ſtark, und ſitzt zu Pferde eben ſo gut wie ich. Wenn ſie nur

nicht ihre Gesundheit zu Grunde reitet! Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf seinem magern Gaul hinter ihr herjagte wie die galoppierende Schwindsucht? Das Volk reitet zu leidenschaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Maxfield's Schimmel kostet dreihundert goldne, lebendige Louisd'ore — ach! und die Louisd'ore stehen so hoch und steigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch so hoch steigen, dass ein armer Gelehrter, wie Unsereiner, sie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muss, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyacinth.

Die kleine Gestalt, die in diesem Augenblick bei der Windung eines Hügels zum Vorschein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerlilie verdient. Es war ein schlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtressen, die im Sonnenglanze strahlten, und aus dieser rothen Pracht schwitzte ein Köpfchen hervor, das mir sehr wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläßlich besorgliche

Gesichtchen und die geschäftig zwinkenden Äuglein näher betrachtete, erkannte ich Jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Apenninen erwartet hatte, und Das war kein Anderer als Herr Hirsch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein sehr ehrlicher Lotteriekollekteur gewesen, sondern sich auch auf Hühneraugen und Juwelen versteht, dergestalt, daſs er erstere von letzteren nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch die Hühneraugen ganz geschickt auszuschneiden und die Juwelen ganz genau zu taxieren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — sprach er, als er mir näher kam — daſs Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirsch heiße. Ich heiße jetzt Hyacinth, und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyacinth! rief Dieser, in staunender Aufwallung über die Indiskretion des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Marchese, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht vor diesem Herrn zu genieren, Der kennt mich, hat manches Loos bei mir gespielt, und ich möcht' sogar darauf schwören, er ist mir von der letzten Renovierung noch sieben Mark neun Schilling schuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu sehen.

Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geschäfte? Was sollte man sonst hier thun, in dieser Hitze, und wo man noch dazu bergauf und bergab steigen muss. Ich bin hier des Abends so müde, als wäre ich zwanzigmal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jesu! — rief der Marchese — schweig, schweig! Ich schaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum schweigen? — versetzte Hirsch Hyacinthos — Ist es mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutsch sprechen kann mit einem Gesichte, das ich schon einmal in Hamburg gesehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bei der Erinnerung an sein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Äuglein flimmernd feucht, und seufzend sprach er: Was ist der Mensch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore auf dem Hamburger Berg spazieren, und besieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menschen, und man lässt sich Karoussell fahren oder elektrisieren, und man denkt: Was würde ich erst für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt ist, in dem Lande, wo die Citronen und Oran-

gen wachſen, in Italien! Was iſt der Menſch! Iſt er vor dem Altonaer Thore, ſo möchte er gern in Italien ſein, und iſt er in Italien, ſo möchte er wieder vor dem Altonaer Thore ſein! Ach, ſtände ich dort wieder und ſähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich ſo oft des Nachmittags betrachtete wenn ſie ſo freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte ſie oft küſſen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachſen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachſen ſehe, ſo denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo ſie, ganze Karren voll, gemächlich aufgeſtapelt liegen, und wo man ſie ruhig genießen kann, ohne daſs man nöthig hat, ſo viele Gefahr-Berge zu beſteigen und ſo viel Hitzwärme auszuſtehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Marcheſe, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, ſo wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber Das muſs man Ihnen nachſagen, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich.

Hyacinth! — ſprach jetzt Gumpelino, der durch dieſe Schmeichelei etwas beſänftigt worden, — Hyacinth, geh jetzt zu —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nicht, ſage ich dir, Hyacinth —

Ich ſag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz ſchicken mich jetzt zu der Lady Maxfield — Mir braucht man gar Nichts zu ſagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich bekommen Sie nicht ſo leicht — und ich thu' es der Ehre wegen und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich — Bei dieſem Worte putzte er ſich die Naſe mit einem ſehr weißen Taſchentuche.

Hyacinth, ſprach der Marcheſe, du gehſt jetzt zu der Lady Julie Maxfield, zu meiner Julia, und bringſt ihr dieſe Tulpe — nimm ſie in Acht, denn ſie koſtet fünf Paoli — und ſagſt ihr —

Ich weiß ſchon —

Du weißt Nichts. Sag' ihr: Die Tulpe iſt unter den Blumen —

Ich weiß ſchon, Sie wollen ihr Etwas durch die Blume ſagen. Ich habe für ſo manches Lotterieloos in meiner Kollekte ſelbſt eine Deviſe gemacht —

Ich ſage dir, Hyacinth, ich will keine Deviſe von dir. Bringe dieſe Blume an Lady Maxfield, und ſage ihr:

Die Tulpe iſt unter den Blumen,
Was unter den Käſen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käſe
Verehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, Das iſt gut! — rief Hyacinth — Winken Sie mir nicht, Herr Marcheſe; was Sie wiſſen, Das weiß ich, und was ich weiß, Das wiſſen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei dieſen Worten ſtieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beſtändig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es iſt ein treuer Menſch — ſagte der Marcheſe — ſonſt hätte ich ihn längſt abgeſchafft, wegen ſeines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat Das Nichts zu bedeuten. Sie verſtehen mich. Wie gefällt Ihnen ſeine Livree? Es ſind noch für vierzig Thaler mehr Treſſen dran, als an der Livree von Rothſchild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie ſich der Menſch bei mir perfektioniert. Dann und wann gebe ich ihm ſelbſt Unterricht in der Bildung. Ich ſage ihm oft: Was iſt Geld? Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott

verhüte, mein Geld verliere, ſo bin ich doch noch immer ein großer Kunſtkenner, ein Kenner von Malerei, Muſik und Poeſie. Sie ſollen mir die Augen zubinden und mich in der Galerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinſtellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat, oder wenigſtens die Schule, wozu dieſer Maler gehört. Muſik? Verſtopfen Sie mir die Ohren, und ich höre doch jede falſche Note. Poeſie? Ich kenne alle Schauſpielerinnen Deutſchlands, und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gereiſt, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu ſehen. Italien aber geht über Alles. Wie gefällt Ihnen hier dieſe Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Waſſer — iſt nicht Alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater ſchöner geſehen? Man wird, ſo zu ſagen, ein Dichter! Verſe kommen Einem in den Sinn, und man weiß nicht, woher: —

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daſs hier im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt.

Dieſe erhabenen Worte deklamierte der Marcheſe mit überſchwellender Rührung, indem er wie verklärt in das lachende, morgenhelle Thal hinabſchaute.

Kapitel IV.

Als ich einſt an einem ſchönen Frühlingstage unter den Berliner Linden ſpazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange ſchwiegen, bis endlich die Eine ſchmachtend aufſeufzte: Ach, die jrine Beene! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwunderung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die jrine Beene an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs beide Perſonen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchſten Ständen. Was aber jene naive Frage ſelbſt betrifft, ſo kommt ſie mir nie aus dem Gedächtniſſe. Überall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht ſie mir ergötzlich durch den Sinn. Auch bei

der Deklamation des Marcheſe wurde ſie in mir laut, und, den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ein zerriſſenes Gemüth, ſo zu ſagen: ein Byron.

Lieber Leſer, gehörſt du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einſtimmen in das Lied von byroniſcher Zerriſſenheit, das mir ſchon ſeit zehn Jahren in allen Weiſen vorgepfiffen und vorgezwitſchert worden, und ſogar im Schädel des Marcheſe, wie du oben gehört haſt, ſein Echo gefunden? Ach, theurer Leſer, wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daſs die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo muſste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, Der geſteht nur, daſs er ein proſaiſches, weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriſs, und eben deſswegen weiß ich, daſs die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch

noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngſt, mit vieler Mühe, verſchaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitdichter, der über meine byroniſche Zerriſſenheit ſo ſehr geklagt, und bei den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da wie friſches Heu entgegendufteten, wäre mein armes Herz, das ſchon hinlänglich zerriſſen iſt, faſt auch vor Lachen geborſten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ſo zu ſagen ein Byron — wiederholte der Marcheſe, ſah noch immer verklärt hinab ins Thal, und ſchnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung: — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! ſolches ruhige Genießen war dir verſagt! War dein Herz ſo verdorben, daſs du die Natur nur ſehen, ja ſogar ſchildern, aber nicht von ihr beſeligt werden konnteſt? Oder hat Byſſhe Shelley Recht, wenn er ſagt, du habeſt die Natur

in ihrer keuſchen Nacktheit belauſcht und wurdeſt deſshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerriſſen!

Genug davon; wir kommen zu einem beſſeren Gegenſtande, nämlich zu Signora Lätizia's und Franceska's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichſam noch im Negligé zu ſein ſcheint, und vorn zwei große runde Fenſter hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinſtöcke ihre langen Ranken herabhängen laſſen, daſs es ausſieht, als fielen grüne Haare in lockiger Fülle über die Augen des Hauſes. An der Thüre ſchon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

Kapitel V.

Signora Lätizia, eine funfzigjährige junge Roſe, lag im Bette und trillerte und ſchwatzte mit ihren beiden Galans, wovon der Eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr ſaß, und der Andre, in einem großen Seſſel lehnend, die Guitarre ſpielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fetzen eines ſüßen Liedes oder eines noch wunderſüßeren Lachens. Mit einer gewiſſen wohlfeilen Ironie, die den Marcheſe zuweilen anwandelte, präſentierte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabei, ich ſei derſelbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutſchen juriſtiſchen Literatur berühmt ſei. Zum Unglück war der eine Herr ein Profeſſor aus

Bologna, und zwar ein Juriſt, obgleich ſein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anſtellung bei der ſphäriſchen Trigonometrie zu qualificieren ſchien. Einigermaßen in Verlegenheit geſetzt, bemerkte ich, daſs ich nicht unter meinem eigenen Namen ſchriebe, ſondern unter dem Namen Barke; und Das ſagte ich aus Beſcheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigſten Inſektennamen unſerer juriſtiſchen Literatur ins Gedächtnis kam. Der Bologneſer beklagte zwar, dieſen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leſer, der Fall ſein wird — doch zweifelte er nicht, daſs er bald ſeinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er ſich zurück in ſeinen Seſſel, griff einige Accorde auf der Guitarre und ſang aus Azur:

O mächtiger Brahma!
Ach, laſs Dir das Lallen
Der Unſchuld gefallen,
Das Lallen, das Lallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo ſchmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Lätizia aber trillerte dazwiſchen im feinſten Diskant:

Dir allein glüht dieſe Wange,
Dir nur klopfen dieſe Pulſe;
Voll von ſüßem Liebesdrange
Hebt mein Herz ſich dir allein!

Und mit der fettigſten Proſaſtimme ſetzte ſie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spucknapf!

Von ſeinem niedern Bänkchen erhob ſich jetzt Bartolo mit ſeinen dürren, hölzernen Beinen, und präſentierte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzellan.

Dieſer zweite Galan, wie mir Gumpelino auf Deutſch zuflüſterte, war ein ſehr berühmter Dichter, deſſen Lieder, obgleich er ſie ſchon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen und mit der ſüßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauſchen, — derweilen er ſelbſt jetzt nur ein armer, veralteter Menſch iſt, mit blaſſen Augen im welken Geſichte, dünnen weißen Härchen auf dem ſchwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit ſeiner kahlen Hölzernheit gleicht den Weinſtöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen ſtehen ſehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der ſüße Moſt, der ihnen einſt entquoll, in den fernſten

Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauscht. Wer weiß, wenn einst die Kelter der Gedanken, die Druckerpresse, auch mich ausgepresst hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe der alte, abgezapfte Geist zu finden ist, sitze ich selbst vielleicht eben so dünn und kümmerlich, wie der arme Bartolo, auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Lätizia entschuldigte sich bei mir, dass sie zu Bette liege und zwar bäuchlings, indem ein Geschwür an der Legitimität, das sie sich durch vieles Feigen-Essen zugezogen, sie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau zieme, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hochfrisiertes Haar stemmte sie auf ihre beiden Arme, und zwischen diesen wogte ihr Busen wie ein rothes Meer.

Sie sind ein Deutscher? frug sie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug sind die Deutschen! — seufzte sie — aber was hilft es, dass die Leute ehrlich sind, die uns berauben! sie richten Italien

zu Grunde. Meine beſten Freunde ſitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverei —

Nein, nein, rief der Marcheſe, beklagen Sie ſich nicht über die Deutſchen, wir ſind überwundene Überwinder, beſiegte Sieger, ſobald wir nach Italien kommen; und Sie ſehen, Signora, Sie ſehen und Ihnen zu Füßen fallen, iſt Dasſelbe — Und indem er ſein gelbſeidenes Taſchentuch ausbreitete und darauf niederkniete, ſetzte er hinzu: Hier knie ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutſchland.

Criſtoforo di Gumpelino! — ſeufzte Signora tiefgerührt und ſchmachtend — Stehen Sie auf, und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Friſur und die Schminke ſeiner Geliebten verdürbe, küſste ſie ihn nicht auf die glühenden Lippen, ſondern auf die glühende Stirne, ſo daſs ſein Geſicht tiefer hinabreichte, und das Steuer deſſelben, die Naſe, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daſs auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Wehmüthig lächelte Signor Bartolo, ſprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächſt Mezzofanti, für den beſten Sprachlehrer in Bologna

gilt. Wir ſprechen nicht gern, wenn Sprechen unſre Profeſſion iſt. Er diente der Signora als ein ſtummer Ritter, und nur dann und wann muſste er das Gedicht recitieren, das er ihr vor fünfundzwanzig Jahren aufs Theater geworfen, als ſie zuerſt in Bologna in der Rolle der Ariadne auftrat. Er ſelbſt mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend geweſen ſein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionyſos ſelbſt, und ſeine Lätizia-Ariadne ſtürzte ihm gewiſs bacchantiſch in die blühenden Arme — Evoe Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie ſchon erwähnt, ſich in der italiäniſchen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte ſelbſt ſchon längſt zu Makulatur geworden.

Fünfundzwanzig Jahre hat ſich ſeine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an ſein ſeliges Ende auf dem Schemel ſitzen, und auf Verlangen ſeine Verſe recitieren oder den Spucknapf reichen. Der Profeſſor der Jurisprudenz ſchleppt ſich faſt eben ſo lange ſchon in den Liebesfeſſeln der Signora, er macht ihr noch immer ſo eifrig die Kour wie im Anfang dieſes Jahrhunderts, er muſs noch immer ſeine akademiſchen Vorleſungen unbarmherzig vertagen, wenn ſie ſeine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er iſt noch

immer belaſtet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieſer beiden Anbeter einer längſt ruinierten Schönheit mag vielleicht Gewohnheit ſein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl ſelbſt, das ſich von der jetzigen Beſchaffenheit ſeines ehemaligen Gegenſtandes ganz unabhängig gemacht hat, und dieſen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So ſehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke in katholiſchen Städten vor einem Madonnenbilde knieen, das ſo verblaſſt und verwittert iſt, daſs nur noch wenige Spuren und Geſichtsumriſſe davon übrig geblieben ſind, ja daſs man dort vielleicht Nichts mehr ſieht als die Niſche, worin es gemalt ſtand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die mit dem Roſenkranz in den zitternden Händen dort ſo andächtig knieen, haben ſchon ſeit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt ſie immer um dieſelbe Stunde zu demſelben Fleck, ſie merkten nicht das Erlöſchen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch ſo ſchwachſichtig und blind, daſs es ganz gleichgültig ſein mag, ob der Gegenſtand unſerer Anbetung überhaupt noch ſichtbar iſt oder nicht. Die da glauben, ohne zu ſehen, ſind auf

jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts ist schrecklicher als solche Bemerkungen! Einst freilich glaubte ich, die Treulosigkeit der Frauen sei das Schrecklichste, und, um dann das Schrecklichste zu sagen, nannte ich sie Schlangen. Aber ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichste ist, daſs sie nicht ganz Schlangen sind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von sich abstreifen und neugehäutet sich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eifersüchtig war, daſs der Marchese, oder vielmehr dessen Nase, oberwähntermaßen in Wonne schwamm, Das konnte ich nicht bemerken. Bartolo saß gemüthsruhig auf seinem Bänkchen, die Beinstöckchen über einander geschlagen, und spielte mit Signora's Schoßhündchen, einem jener hübschen Thierchen, die in Bologna zu Hause sind, und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneser kennt. Der Professor ließ sich durchaus nicht stören in seinem Gesange, den zuweilen die kichernd süßen Töne im Nebenzimmer parodistisch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch selbst seinen Singsang, um mich mit juristischen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unserem Urtheil nicht über-

einſtimmten, griff er haſtige Accorde und klimperte Beweisſtellen. Ich aber unterſtützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, ſehr berühmt iſt.

Ein großer Mann! rief der Profeſſor, und klimperte dabei und ſang:

Seiner Stimme ſanfter Ruf
Tönt noch tief in deiner Bruſt,
Und die Qual, die ſie dir ſchuf,
Iſt Entzücken, ſüße Luſt.

Auch Thibaut, den die Italiäner Tibaldo nennen, wird in Bologna ſehr geehrt; doch kennt man dort nicht ſowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptanſichten und deren Gegenſatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Profeſſor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, ſo — ſprach er, als ich ihn aus dieſem leicht verzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir alſo falſch berichtet. Man ſagte mir ſogar, der Signor Gans habe dieſes Frauenzimmer einſt auf einem Balle zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen,

und daraus sei eine literärische Feindschaft entstanden.

Man hat Ihnen in der That falsch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, schon aus dem menschenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entstehe. Jene Aufforderung zum Tanze ist wahrscheinlich eine missverstandene Allegorie. Die historische Schule und die philosophische werden als Tänzer gedacht, und in solchem Sinne denkt man sich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in solchem Sinne sagt man, dass Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz ist, doch so zierliche Pas tanze wie die Lemière, und dass Signor Gans in der neuesten Zeit einige große Sprünge versucht, die ihn zum Hoguet der philosophischen Schule gemacht haben.

Der Signor Gans — verbesserte sich der Professor — tanzt also bloß allegorisch, so zu sagen metaphorisch — Doch plötzlich, statt weiter zu sprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bei dem tollsten Geklimper sang er wie toll:

Es ist wahr, sein theurer Name
Ist die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,

Droht der Himmel ſchwarz umzogen,
Hört man ſtets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen ſich.

Von Herrn Göſchen wuſste der Profeſſor nicht einmal, daſs er exiſtiere. Dies aber hatte ſeine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göſchen noch nicht bis Bologna gedrungen iſt, ſondern erſt bis Poggio, welches noch vier deutſche Meilen davon entfernt iſt, und wo er ſich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen ſelbſt iſt in Bologna lange nicht ſo bekannt, wie man ſchon der Dankbarkeit wegen erwarten dürfte, indem es ſich das deutſche Bologna zu nennen pflegt. Ob dieſe Benennung treffend iſt, will ich nicht unterſuchen; auf jeden Fall aber unterſcheiden ſich beide Univerſitäten durch den einfachen Umſtand, daſs in Bologna die kleinſten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinſten Gelehrten und die größten Hunde zu finden ſind.

Kapitel VI.

Als der Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino ſeine Naſe hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte ſein Antlitz in ſchwitzender Selbſtwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Verſprechen, ſie, ſobald ſie wieder ſitzen könne, in ſeinem eignen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, daſs alsdann der Profeſſor vorausreiſen, Bartolo hingegen im Wagen des Marcheſe mitfahren ſolle, wo er ſehr gut auf dem Bock ſitzen und das Hündchen im Schoße halten könne, und daſs man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franceska, die mit Mylady nach Piſa reiſe, unterdeſſen ebenfalls zurückgekehrt ſein würde. Während der Marcheſe an den Fingern die Koſten berechnete, ſummte er vor ſich hin: Ditanti palpiti.

Signora schlug dazwischen die lautesten Triller, und der Professor stürmte in die Saiten der Guitarre und sang dabei so glühende Worte, dass ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und sich auf seinem rothen Gesichte zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieses Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen, und herein sprang ein Wesen —

Euch, ihr Musen der alten und der neuen Welt, euch sogar, ihr noch unentdeckten Musen, die erst ein späteres Geschlecht verehren wird, und die ich schon längst geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, euch beschwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Wesen male, das nächst der Tugend das Herrlichste ist auf dieser Welt. Die Tugend, Das versteht sich von selbst, ist die erste von allen Herrlichkeiten, der Weltschöpfer schmückte sie mit so vielen Reizen, dass es schien, als ob er nicht ebenso Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und in einer guten Stunde schuf er Signora Franceska, die schöne Tänzerin, das größte Meisterstück, das er nach Erschaffung der Tugend hervorgebracht, und wobei er sich nicht im mindesten wiederholt hat wie irdische Meister, bei

deren späteren Werken die Reize der früheren, wieder geborgterweise zum Vorschein kommen — Nein, Signora Franceska ist ganz Original, sie hat nicht die mindeste Ähnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die sie für eben so herrlich halten, und der Tugend, die früher erschaffen worden, nur den Vorrang der Ancienmität zuerkennen. Aber ist Das ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige sechstausend Jahre zu jung ist?

Ach, ich sehe sie wieder, wie sie aus der aufgestoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorspringt, in demselben Momente sich unzähligemal auf einem Fuße herumdreht, sich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, sich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: Ach, ich bin so müde vom Schlafen! Nun naht sich der Marchese und hält eine lange Rede in seiner ironisch breit ehrerbietigen Manier, die mit seinem kurzabbrechenden Wesen bei praktischen Geschäftserinnerungen und mit seiner faden Zerflossenheit bei sentimentaler Anregung gar räthselhaft kontrastierte. Dennoch war diese Manier nicht unnatürlich, sie hatte sich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, dass es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er sich durch Geld und Geist berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weshalb er sie feiger-

weiſe in die Worte der übertriebenſten Demuth zu verkappen ſuchte. Sein breites Lächeln bei ſolchen Gelegenheiten hatte etwas unangenehm Ergötzliches, und man wußte nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen ſollte. In ſolcher Weiſe hielt er ſeine Morgenrede vor Signora Franceska, die, noch halb ſchläfrig, ihn kaum anhörte; und als er zum Schluß um die Erlaubnis bat, ihr die Füße, wenigſtens den linken Fuß, küſſen zu dürfen, und zu dieſem Geſchäfte mit großer Sorgfalt ſein gelbſeidenes Taſchentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete, ſtreckte ſie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebſten rothen Schuh ſteckte, im Gegenſatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Koketterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden ſollte. Als der Marcheſe den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküſſt, erhob er ſich mit einem ächzenden O Jeſu! und bat um die Erlaubnis, mich, ſeinen Freund, vorſtellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobſprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Kavalierparole betheuerte, daſs ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich beſungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung, ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre theilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmernden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte sich wieder unzähligemal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitdrehte, bis es fast schwindelig wurde. Der Professor aber griff dabei lustig in die Saiten seiner Guitarre und sang:

Eine Opern-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geschlossen war bald unsre Eh' —
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Korsaren,
Ich verkaufte sie an die Barbaren,
Ehe sie sich es konnte versehn —
Bravo, Biskroma! schön! schön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franceska scharf und musternd vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte sie dann

dem Marcheſe, als ſei ich ein Geſchenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszuſetzen; nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, ſie hätte ſie dunkler gewünſcht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand ſie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leſer, ſollte ich jetzt Signora Franceska eben ſo mäkelnd ſchildern; aber ich habe wahrhaftig an dieſer lieblichen, faſt leichtſinnig geformten Graziengeſtalt Nichts auszuſetzen. Auch das Geſicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechiſchen Statuen findet, Stirne und Naſe gaben nur eine einzige ſenkrecht gerade Linie, einen ſüßen rechten Winkel bildete damit die untere Naſenlinie, die wunderſam kurz war, eben ſo ſchmal war die Entfernung von der Naſe zum Munde, deſſen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumeriſchen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte ſich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leſer, ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieſer Inauguralſchilderung noch kein Recht, von den zwei ſchweigenden Blumen zu ſprechen, die wie weiße Poeſie hervorleuchteten, wenn Signora die ſilbernen Halsknöpfe ihres ſchwarzſeidnen Kleides enthäkelte — Lieber Leſer! laſs uns lieber emporſteigen zu der

Schilderung des Geſichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daſs es klar und blaſsgelb wie Bernſtein war, daſs es von den ſchwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwei ſchwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.

Du ſiehſt, lieber Leſer, daſs ich dir gern eine gründliche Lokalbeſchreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reiſende ihren Werken noch beſondere Karten von hiſtoriſch wichtigen oder ſonſt merkwürdigen Bezirken beifügen, ſo möchte ich Franceska in Kupfer ſtechen laſſen. Aber ach! was hilft die todte Kopie der äußeren Umriſſe bei Formen, deren göttlichſter Reiz in der lebendigen Bewegung beſteht. Selbſt der beſte Maler kann uns dieſen nicht zur Anſchauung bringen; denn die Malerei iſt doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechſelnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, ſcheint ſie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leſer, einen marmornen Begriff von Franceska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und Das iſt die Venus des großen

Canova, die du in einem der letzten Säle des Palazzo Pitti in Florenz finden kannst. Ich denke jetzt oft an diese Statue, zuweilen träumt mir, sie läge in meinen Armen, und belebe sich allmählig und flüstere endlich mit der Stimme Franceska's. Der Ton dieser Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichste, unendlichste Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, so gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth besaßen. Auch sprang sie oft in die Höhe und tanzte, während sie sprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutierte die schwierigsten Pas und zeigte dabei so viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In solcher Weise erzählte Franceska auch die Geschichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burschen, der in sie verliebt war, als sie noch im Arno-Thal Strohhüte strickte, und sie versicherte, daſs ich das Glück hätte, ihm ähnlich zu sehen. Dabei machte sie die zärtlichsten Pantomimen, drückte ein übers andere Mal die Fingerspitzen ans Herz, schien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichsten Gefühle hervorzuschöpfen, warf sich endlich schwebend, mit voller Brust, aufs Sopha, barg das Gesicht in die Kissen,

ſtreckte hinter ſich ihre Füße in die Höhe und ließ ſie wie hölzerne Puppen agieren. Der blaue Fuß ſollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franceska vorſtellen, und indem ſie ihre eigene Geſchichte parodierte, ließ ſie ihre beiden verliebten Füße von einander Abſchied nehmen, und es war ein rührend närriſches Schauſpiel, wie ſich beide mit den Spitzen küßten und die zärtlichſten Dinge ſagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergötzlich kichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewuſſt tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franceska mit pedantiſchen Metaphern rühmte, und die Art, wie ſie auch als arme Franceska Antwort gab und ihre eigene Stimme in der Sentimentalität einer früheren Zeit kopierte, hatte etwas Puppenſpielwehmüthiges, das mich wunderſam bewegte. Ade, Cecco! Ade, Franceska! war der beſtändige Refrain, die verliebten Füßchen wollten ſich nicht verlaſſen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schickſal ſie von einander trennte, indem ſüße Ahnung mir zuflüſterte, daſs es für mich ein Miſsgeſchick wäre, wenn die beiden Liebenden beſtändig vereint blieben.

Der Professor applaudierte mit possenhaft schwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Marchese und ich klatschten in die Hände wie rasend, und Signora Franceska stand auf und verneigte sich dankbar. Es ist wirklich eine schöne Komödie, sprach sie zu mir, aber es ist schon lange her, seit sie zuerst aufgeführt worden, und ich selbst bin schon so alt — rathen Sie mal, wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, sprach rasch: Achtzehn Jahr' — und drehte sich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt sind Sie, Dottore?

Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, bemerkte der Marchese, es ist einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Lätizia, und ohne an ihr Eva-Kostüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob sie sich bei dieser Frage so leidenschaftlich in die Höhe, daſs nicht nur das rothe Meer, sondern auch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien zum Vorschein kam.

Indem ich ob dieses gräßlichen Anblicks erschrocken zurückprallte, stammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine solche Frage zu lösen, indem ich ja Signora erst zur Hälfte gesehen hätte; doch da sie noch eifriger in mich drang, gestand ich ihr die Wahrheit, nämlich daß ich das Verhältnis der italiänischen Jahre zu den deutschen Jahren noch nicht zu berechnen wisse.

Ist der Unterschied groß? frug Signora Lätizia.

Das versteht sich, antwortete ich ihr; da die Hitze alle Körper ausdehnt, so sind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutschland.

Der Marchese zog mich besser aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe sich jetzt erst in der üppigsten Reife entfaltet. Und, Signora! setzte er hinzu, so wie die Pomeranze, je älter sie wird, auch desto gelber wird, so wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre desto reifer.

Die Dame schien mit dieser Vergleichung zufrieden zu sein, und gestand ebenfalls, daß sie sich wirklich reifer fühle als sonst, besonders gegen damals, wo sie noch ein dünnes Ding gewesen und zuerst in Bologna aufgetreten sei, und daß sie noch jetzt nicht begreife, wie sie in solcher Gestalt

ſo viel Furore habe machen können. Und nun erzählte ſie ihr Debüt als Ariadne, worauf ſie, wie ich ſpäter entdeckte, ſehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamieren muſste, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theſeus' Treuloſigkeit, voll blinder Begeiſterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella coſa! rief Signora Lätizia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, ſie iſt ſehr ſchön, ſagte der Profeſſor, und es liegt ihr gewiſs eine hiſtoriſche Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, daſs Öneus, ein Prieſter des Bacchus, ſich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er ſie verlaſſen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geſchieht, iſt in der Sage aus dem Prieſter des Gottes der Gott ſelbſt gemacht worden.

Ich konnte dieſer Meinung nicht beiſtimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur hiſtoriſchen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete. In der ganzen Fabel, daſs Ariadne, nachdem Theſeus ſie auf Naxos ſitzen laſſen, ſich dem Bacchus in die Arme geworfen, ſehe ich nichts Anderes als

die Allegorie, daſs ſie ſich dem Trunk ergeben hat, eine Hypotheſe, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Marcheſe, werden wahrſcheinlich wiſſen, daſs der ſelige Bankier Bethmann, im Sinne dieſer Hypotheſe, ſeine Ariadne ſo zu beleuchten wuſste, daſs ſie eine rothe Naſe zu haben ſchien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Marcheſe; jedoch im ſelben Augenblicke ſchien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, ſeufzend ſprach er vor ſich hin: Gott, Gott, ich habe vergeſſen, nach Frankfurt an Rothſchild zu ſchreiben! Und mit ernſtem Geſchäftsgeſicht, woraus aller parodiſtiſcher Scherz verſchwunden ſchien, empfahl er ſich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und verſprach, gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff ſtand, wie es in der Welt gebräuchlich iſt, meine Gloſſen über eben den Mann zu machen, durch deſſen Güte ich die angenehmſte Bekanntſchaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daſs Alle ihn nicht genug zu rühmen wuſsten, und daſs Alle beſonders ſeinen Enthuſiasmus für das Schöne, ſein adelig feines Betragen und ſeine Uneigennützigkeit in den übertriebenſten Ausdrücken prieſen. Auch

Signora Franceska ſtimmte ein in dieſen Lobgeſang, doch geſtand ſie, ſeine Naſe ſei etwas beängſtigend und erinnere ſie immer an den Thurm von Piſa.

Beim Abſchied bat ich ſie wieder um die Vergünſtigung, ihren linken Fuß küſſen zu dürfen; worauf ſie mit lächelndem Ernſt den rothen Schuh auszog, ſo wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte ſie mir den weißen, blühenden Liljenfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preſste, als ich es mit dem Fuß des Papſtes gethan haben möchte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, — ſagte Signora Franceska nach verrichtetem Geſchäfte, wobei ich mich nicht zu ſehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit ſetzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie ſollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküſſt, morgen ſoll Ihnen der rechte zu Gebote ſtehen. Übermorgen dürfen Sie mir ſchon die linke Hand küſſen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie ſich gut auf, ſo reiche ich Ihnen ſpäterhin den Mund, u. ſ. w. Sie ſehen, ich will Sie gern avancieren laſſen, und da Sie

jung ſind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieſer Welt! Deſs ſeid mir Zeugen, toskaniſche Nächte, du hellblauer Himmel mit großen ſilbernen Sternen, ihr wilden Lorberbüſche und heimlichen Myrten, und ihr, o Nymphen des Apennins, die ihr mit bräutlichen Tänzen uns umſchwebtet, und euch zurückträumtet in jene beſſeren Götterzeiten, wo es noch keine gothiſche Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüſſe im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchleriſches Feigenblättchen vorklebt.

Es bedurfte keiner beſonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauſchte über den Häuptern der Glücklichen.

Kapitel VII.

Was Prügel ſind, Das weiß man ſchon; was aber die Liebe iſt, Das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphiloſophen haben behauptet, es ſei eine Art Elektricität. Das iſt möglich; denn im Momente des Verliebens iſt uns zu Muthe, als habe ein elektriſcher Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unſer Herz eingeſchlagen. Ach! dieſe Blitze ſind die verderblichſten, und wer gegen dieſe einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterſtange wäre, die das ſchreckliche Feuer anderswo hinzuleiten vermöchte! Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man ſeine Pfeile nicht ſo leicht rauben, wie dem Jupiter ſeinen Blitz und den Tyrannen ihr Scepter. Außerdem wirkt nicht

jede Liebe blitzartig; manchmal lauert sie wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Nilthal Ägyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebessaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Ägypten und Potsdam. Aber Thränen sind noch lange keine Erklärungen — Was ist die Liebe? Hat Keiner ihr Wesen ergründet? hat Keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst — O, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Elend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. O, sprecht es nicht aus, ihr gestorbenen Gestalten, die ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosen-

gärten dieſer Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Geſellen herablächelt, der den Duft der Roſen preiſt und über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leſer, nicht zu ſagen vermag, was die Liebe eigentlich iſt, ſo könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man ſich gebärdet und wie Einem zu Muth iſt, wenn man ſich auf den Apenninen verliebt hat. Man gebärdet ſich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felſen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe iſt Einem dabei, als ſei die Welt erſt heute erſchaffen worden, und man ſei der erſte Menſch. Ach, wie ſchön iſt das Alles! jauchzte ich, als ich Franceska's Wohnung verlaſſen hatte. Wie ſchön und koſtbar iſt dieſe neue Welt! Es war mir, als müſste ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach ſeiner innern Natur und nach meinem, eignen Gefühl, das mit den Außendingen ſo wunderbar verſchmolz. Meine Bruſt war eine Quelle von Offenbarung, und ich verſtand alle Formen und Geſtaltungen, den Duft der Pflanzen, den Geſang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauſchen der Waſſerfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo biſt du? Hier bin ich, Franceska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich

weiß ganz gewiſs, du haſt Sonne, Mond und Sterne erſchaffen und die Erde mit allen ihren Kreaturen! Dann kicherte es aus den Myrtenbüſchen, und heimlich ſeufzte ich in mich hinein: O ſüße Thorheit, verlaſs mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erſt recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit ſchweren Häuptern, die von der ſcheidenden Sonne ſo roth beſtrahlt wurden, als hätten ſie ſich mit ihren eignen Weintrauben berauſcht. Unten der Bach ſchoſs haſtiger von dannen und rauſchte angſtvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden ſtürzen. Dabei wetterleuchtete es ſo lieblich, wie lichte Küſſe. Ja, rief ich, der lachende Himmel küſſt die geliebte Erde — O Franceska, ſchöner Himmel, laſs mich deine Erde ſein! Ich bin ſo ganz irdiſch, und ſehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und ſtreckte die Arme flehend empor und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte, ſtatt zu ſchelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgeſtalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltſam herausriſs, und der kühlſten Wirklichkeit zurückgab.

Kapitel VIII.

Auf einem Rasenvorsprung unter einem breiten Lorberbaume saß Hyacinthos, der Diener des Marchese, und neben ihm Apollo, dessen Hund. Letzterer stand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachkniee des kleinen Mannes gelegt hatte und neugierig zusah, wie Dieser, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann Etwas hineinschrieb, wehmüthig vor sich hinlächelte, das Köpfchen schüttelte, tief seufzte, und sich dann vergnügt die Nase putzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Hirsch Hyacinthos! machst du Gedichte? Nun, die Zeichen sind günstig, Apollo steht dir zur Seite, und der Lorber hängt schon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin

ein Freund von Gedichten, aber ich ſchreibe doch keine. Was ſollte ich ſchreiben? Ich hatte eben Nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liſte von den Namen derjenigen Freunde, die einſt in meiner Kollekte geſpielt haben. Einige davon ſind mir ſogar noch Etwas ſchuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen — Das hat Zeit, Sie ſind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 ſtatt 1364 geſpielt, ſo wären Sie jetzt ein Mann von hunderttauſend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg ſitzen, ruhig und vergnügt, und könnten ſich auf dem Sofa erzählen laſſen, wie es in Italien ausſieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereiſt, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muſs ich ausſtehen, und wo nur eine Überſpannung iſt oder eine Schwärmerei, iſt auch Herr Gumpel dabei, und ich muſs Alles mitmachen. Ich wäre ſchon längſt von ihm gegangen, wenn er mich miſſen könnte. Denn wer ſoll nachher zu Hauſe erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genoſſen? Und, ſoll ich die Wahrheit ſagen, ich ſelbſt fang' an, Viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich ſie Gottlob! nicht nöthig; aber man

kann nicht wiſſen, man kommt einmal nach einem anderen Ort. Es iſt eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht: ſo ein bischen Bildung ziert den ganzen Menſchen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Maxfield zum Beiſpiel, wie hat ſie mich dieſen Morgen aufgenommen und honoriert! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und ſie gab mir einen Franceskoni Trinkgeld, obſchon die Blume nur fünf Paoli gekoſtet hat. Außerdem iſt es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von ſchönen Damenperſonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über dieſe letzte Bemerkung, und dachte gleich: Iſt Das Stichelei? Wie konnte aber der Lump ſchon Kenntnis haben von dem Glücke, das mir erſt denſelben Tag begegnet, zu derſelben Zeit, als er auf der entgegengeſetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene, und offenbarte ſich daran die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, daſs er vielleicht noch tauſend ſolcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodieren, zum Vergnügen der himmliſchen Heerſcharen aufführen ließ? Indeſſen, beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Verſprechen geleiſtet, dem Marcheſe Nichts zu verrathen, geſtand mir der arme Menſch,

Lady Maxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht; in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollte, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubnis gebeten, sie ausschneiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Überreichung der Tulpe, mit einem Francesköni belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun — setzte Hyacinth hinzu — und Das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinett; er saß dabei auf seinem grünen Sessel wie auf einem Thron, sprach wie ein König, um ihn herum standen seine Kourtiers, und er gab seine Ordres, und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während Dessen die Hühneraugen schnitt, dacht' ich im Herzen: Du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch; schneidest du ihn unten ein bischen zu scharf, so wird er verdrießlich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichste Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieſes ſchöne Gefühl vorſtellen, Herr Hyacinth. Welchen aber von der Rothſchild'ſchen Dynaſtie haben Sie ſolchermaßen amputiert? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardſtreet, der ein Leihhaus für Kaiſer und Könige errichtet hat?

Verſteht ſich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothſchild, den großen Nathan Rothſchild, Nathan den Weiſen, bei dem der Kaiſer von Braſilien ſeine diamantene Krone verſetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothſchild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht ſeines intimen Fußes zu erfreuen hatte, ſo wußte er mich doch zu ſchätzen. Als der Herr Marcheſe zu ihm ſagte, ich ſei einmal Lotteriekollekteur geweſen, ſagte der Baron ſehr witzig: Ich bin ja ſelbſt ſo Etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der Rothſchild'ſchen Looſe, und mein Kollege darf bei Leibe nicht mit den Bedienten eſſen, er ſoll neben mir bei Tiſche ſitzen — Und ſo wahr wie mir Gott alles Guts geben ſoll, Herr Doktor, ich ſaß neben Salomon Rothſchild, und er behandelte mich ganz wie ſeines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung geſtanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag

nicht mehr zu sehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball gewesen, der 1500 Mark und 8 Schilling kostete, aber Das war doch nur wie ein Hühnerdreckchen gegen einen Misthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort gesehen! Wie viel' Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldne Fließ, den Löwenorden, den Adlerorden — sogar ein ganz klein Kind, ich sage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren gar schön maskiert und spielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präcise wie der alte Nathan Rothschild. Er machte seine Sache sehr gut, hatte beide Hände in der Hosentasche, klimperte mit Geld, schüttelte sich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hosen streichelte er freundlich die Backen, und lobte ihn: Du bist mein Plaisir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel soll mir vom Leib bleiben, ich werde diesem Narren Nichts borgen, der täglich mehr Menschen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geschäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott

alles Guts gebe, der Junge machte ſeine Sache ſehr gut, beſonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit echten ſilbernen Liljen gewickelt war, im Gehen unterſtützte und bisweilen zu ihm ſagte: Na, na, du, du, führ dich nur gut auf, ernähr dich redlich, ſorg, daſs du nicht wieder weggejagt wirſt, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich verſichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache ſehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und ſie ſich um das beſte Stück ſtritten, und ſich die Kronen vom Kopf riſſen, und ſchrieen und weinten, und einige ſich ſogar — —

Kapitel IX.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieſer Erde als die Lektüre einer italiäniſchen Reiſebeſchreibung — außer etwa das Schreiben derſelben, — und nur dadurch kann der Verfaſſer ſie einigermaßen erträglich machen, daſs er von Italien ſelbſt ſo wenig als möglich darin redet. Trotzdem daſs ich dieſen Kunſtgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leſer, in den nächſten Kapiteln nicht viel Unterhaltung verſprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilſt, ſo tröſte dich mit mir, der all dieſes Zeug ſogar ſchreiben muſste. Ich rathe dir, überſchlage dann und wann einige Seiten, dann kömmſt du mit dem Buche ſchneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben ſo machen! Glaub' nur nicht, ich ſcherze; wenn ich dir ganz ernſthaft meine Herzens-

meinung über dieſes Buch geſtehen ſoll, ſo rathe ich dir, es jetzt zuzuſchlagen, und gar nicht weiter darin zu leſen. Ich will dir nächſtens etwas Beſſeres ſchreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lucca, wieder mit Mathilden und Franceska zuſammentreffen, ſo ſollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob! vor meinem Fenſter erklingt ein Leierkaſten mit luſtigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf ſolcher Aufheiterung, beſonders da ich jetzt meinen Beſuch bei Seiner Excellenz, dem Marcheſe Criſtoforo di Gumpelino zu beſchreiben habe. Ich will dieſe rührende Geſchichte ganz genau, wörtlich treu, in ihrer ſchmutzigſten Reinheit mittheilen.

Es war ſchon ſpät, als ich die Wohnung des Marcheſe erreichte. Als ich ins Zimmer trat, ſtand Hyacinth allein, und putzte die goldenen Sporen ſeines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre ſeines Schlafkabinetts ſehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Krucifixe auf den Knieen lag.

Du muſſt nämlich wiſſen, lieber Leſer, daſs der Marcheſe, dieſer vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik iſt, daſs er die Ceremonien der

alleinſeligmachenden Kirche ſtreng ausübt, und ſich, wenn er in Rom iſt, ſogar einen eignen Kapellan hält, aus demſelben Grunde, weſshalb er in England die beſten Wettrenner und in Paris die ſchönſte Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt ſein Gebet — flüſterte Hyacinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Kabinette ſeines Herrn deutete, fügte er noch leiſer hinzu: So liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knieen vor der Prima Donna mit dem Jeſuskind. Es iſt ein prächtiges Kunſtbild, und es koſtet ihm ſechshundert Franceskonis.

Und Sie, Herr Hyacinth, warum knieen Sie nicht hinter ihm? Oder ſind Sie etwa kein Freund von der katholiſchen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete Jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es iſt eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müßig gehen kann, und für einen Kunſtkenner; aber es iſt keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der ſein Geſchäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muſs jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufſchreiben, und denke ich dann

zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholische Glock', oder schwebelt es mir vor den Augen wie katholischer Weihrauch, und ich verschreib' mich, und ich schreibe eine unrechte Zahl, so kann das größte Unglück daraus entstehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel gesagt: Ew. Exc. sind ein reicher Mann und können katholisch sein, so viel Sie wollen, und können sich den Verstand ganz katholisch einräuchern lassen, und können so dumm werden, wie eine katholische Glock', und Sie haben doch zu essen; ich aber bin ein Geschäftsmann, und muss meine sieben Sinne zusammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es sei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholisch würde, verstände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Vicheſel, den Corretschio, den Caratschio, den Caravatschio — aber ich habe immer gedacht, der Corretschio und Coratschio und Caravatschio können mir Alle Nichts helfen, wenn Niemand mehr bei mir spielt, und ich komme dann in die Patschio. Dabei muss ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor, dass mir die katholische Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir Recht geben. Ich sehe das Pläsir nicht ein, es ist eine Religion, als wenn der liebe

Gott, Gottbewahre! eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängnis, und dabei brummt eine so traurige Begräbnismusik, daſs man die Melancholik bekömmt — ich sage Ihnen, es ist keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyacinth, wie gefällt Ihnen denn die protestantische Religion?

Die ist mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet Nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber sie hilft auch Nichts. Ich habe sie probiert, und diese Probe kostet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie so, mein lieber Herr Hyacinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: Das ist freilich eine sehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indessen ein bischen Schwärmerei muſs sie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muſs sie doch thun können, wenn sie sich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer soll da Wunder thun? dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine protestantische Kirche besah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo Nichts als braune Bänke und weiße Wände sind,

und an der Wand Nichts als ein schwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Dutzend weiße Zahlen stehen. Du thust dieser Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können diese Zahlen eben so gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joseph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und besetzte eben diese Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe besetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit sechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber ich versichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den protestantischen Nummern ist herausgekommen. Jetzt wußte ich, was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich: bleibt mir weg mit einer Religion, die gar Nichts kann, bei der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich so ein Narr sein, auf diese Religion, worauf ich schon vier Mark und vierzehn Schilling gesetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückseligkeit zu setzen?

Die altjüdische Religion scheint Ihnen gewiss viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat Nichts als Schimpf und

Schande davon. Ich ſage Ihnen, es iſt gar keine Religion, ſondern ein Unglück. Ich vermeide Alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirſch ein jüdiſches Wort iſt und auf Deutſch Hyacinth heißt, ſo habe ich ſogar den alten Hirſch laufen laſſen, und unterſchreibe mich jetzt: Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daſs ſchon ein H. auf meinem Petſchaft ſteht und ich mir kein neues ſtechen zu laſſen brauche. Ich verſichere Ihnen, es kommt auf dieſer Welt Viel darauf an, wie man heißt; der Name thut Viel. Wenn ich mich unterſchreibe: „Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator,“ ſo klingt Das ganz anders, als ſchriebe ich Hirſch ſchlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyacinth! Wer könnte Sie ſo behandeln! Sie ſcheinen ſchon ſo Viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daſs man in Ihnen den gebildeten Mann ſchon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu ſprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortſchritte gemacht wie eine Rieſin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen ſoll; und was die Religion anbelangt, ſo weiß ich, was ich

thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen israelitischen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Mosaik-Gottesdienst mit orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten und einigen Schwärmereichen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine bessere Religion, und sie verdient, dass man sie unterstützt. Ich will das Meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, so will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag ist, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menschen, die diesem neuen israelitischen Gottesdienst einen schlechten Namen machen und behaupten, er gebe, mit Respekt zu sagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen versichern, es ist eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdische Religion vielleicht noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muss eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bischen grindig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Ham-

burg im Bäckerbreitengang auf einem Sahl ein Mann, der heißt Moſes Lump, man nennt ihn auch Moſes Lümpchen, oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit ſeinem Packen auf dem Rücken, um ſeine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hauſe kömmt, findet er die Lampe mit ſieben Lichtern angezündet, den Tiſch weiß gedeckt, und er legt ſeinen Packen und ſeine Sorgen von ſich, und ſetzt ſich zu Tiſch mit ſeiner ſchiefen Frau und noch ſchieferen Tochter, iſſt mit ihnen Fiſche, die gekocht ſind in angenehm weißer Knoblauchſauce, ſingt dabei die prächtigſten Lieder vom König David, freut ſich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Iſrael aus Ägypten, freut ſich auch, daſs alle Böſewichter, die ihnen Böſes gethan, am Ende geſtorben ſind, daſs König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all' ſolche Leute todt ſind, daſs Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fiſch iſſt — Und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, die Fiſche ſind delikat, und der Mann iſt glücklich, er braucht ſich mit keiner Bildung abzuquälen, er ſitzt vergnügt in ſeiner Religion und ſeinem grünen Schlafrock wie Diogenes in ſeiner Tonne, er betrachtet vergnügt ſeine Lichter, die er nicht einmal ſelbſt putzt —

Und ich ſage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die ſie zu putzen hat, nicht bei der Hand iſt, und Rothſchild der Große käme jetzt herein mit all' ſeinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er ſpräche: Moſes Lump, bitte dir eine Gnade aus; was du haben willſt, es ſoll geſchehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moſes Lump würde ruhig antworten: „Putz' mir die Lichter!" und Rothſchild der Große würde mit Verwunderung ſagen: Wär' ich nicht Rothſchild, ſo möchte ich ſo ein Lümpchen ſein!

Während Hyacinth ſolchermaßen, epiſch breit nach ſeiner Gewohnheit, ſeine Anſichten entwickelte, erhob ſich der Marcheſe von ſeinem Betkiſſen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoſter durch die Naſe ſchnurrend. Hyacinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löſchte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Krucifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demſelben Lappen und mit derſelben ſpuckenden Gewiſſenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen ſeines Herrn geputzt hatte. Dieſer aber war wie aufgelöſt in Hitze und weicher Stimmung; ſtatt eines Oberkleides trug er einen weiten, blau-

ſeidenen Domino mit ſilbernen Frangen, und ſeine Naſe ſchimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jeſus! — ſeufzte er, als er ſich in die Kiſſen des Sofas ſinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daſs ich heute Abend ſehr ſchwärmeriſch ausſehe? Ich bin ſehr bewegt, mein Gemüth iſt aufgelöſt, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müſſen einnehmen — unterbrach Hyacinth die pathetiſche Deklamation — das Blut in Ihren Eingeweiden iſt wieder ſchwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — ſeufzte der Herr.

Ich ſage Ihnen, ich weiß — erwiederte der Diener, und nickte mit ſeinem gutmüthig bethätigenden Geſichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie ſind ganz das Gegentheil von mir; wenn Sie Durſt haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durſt; Sie ſind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe deſto mehr Geſchäftsſinn, ich bin ein Praktikus und Sie ſind

ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipodex.

Ach Julia! — seufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia gesehen?

Freilich, und meine ganze Seele ist noch davon entzückt —

Nun dann — rief der Marchese begeistert, und Feuer schoss aus seinen Augen und beleuchtete die Nase — dann verstehen Sie mich, dann wissen Sie, was es heißt, wenn ich Ihnen sage: Ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz dekouvrieren. Hyacinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinauszugehen — sprach Dieser verdrießlich — Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß schon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweise, Herr Marchese, dass ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie sich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen Alles Nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt sie nicht

aus den Augen, und bewacht ſie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher! — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unterm Tiſch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft ſtehe ich im Mondſchein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich ſelbſt wäre die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamiere, ganz wie die Crelinger:

Komm, Nacht! Komm, Gumpelino, Tag in Nacht!
Denn du wirſt ruhn auf Fittigen der Nacht,
Wie friſcher Schnee auf eines Raben Rücken.
Komm, milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
Mir meinen Romeo oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beſtändig, und wir ſterben Beide vor Sehnſuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daſs eine ſolche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren! Ach! ſo eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerei! — rief Hyacinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir ſo eine Nacht, und ach! ſie hat mir ſchon oft eine ſolche Nacht verſprochen, bei der erſten Gelegenheit, und ich hab' mir ſchon gedacht, daſs ſie dann des Morgens deklamieren wird, ganz wie die Crelinger:

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdeſſen mehrmals Hyacinth, und konnte ſich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Marcheſe, von Ihrer Bildung, aber daſs Sie es in der Schwärmerei ſo weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe ſollte Einem lieber ſein als das große Loos! Wirklich, Herr Marcheſe, ſeit ich mit Ihnen Umgang habe als Bedienter, habe ich mir ſchon viel Bildung angewöhnt; aber ſo Viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott ſoll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort,

ſo bleiben doch noch immer zwölftauſend Mark. Die Liebe! Wenn ich Alles zuſammenrechne, was mich die Liebe gekoſtet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umſonſtglück in der Liebe gehabt, was mich gar Nichts gekoſtet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Kompläſance die Hühneraugen geſchnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenſchaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges Mal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau ſpielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renovieren, drückte ſie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück ſehr guten Kuchen; — auch hat ſie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal klagte, daſs ich mit Gemüthsbeſchwerden behaftet ſei, gab ſie mir das Recept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, ſie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unſere Liebe nicht gehabt. Ich dächte, Herr Marcheſe, Sie brauchten mal eins von dieſen Pulvern. Es war mein Erſtes, als ich nach Italien kam, daſs ich in Mailand in die Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage ſie beſtändig bei

mir. Warten Sie nur, ich will sie suchen, und wenn ich suche, so finde ich sie, und wenn ich sie finde, so müssen sie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich den Kommentar wiederholen wollte, womit der geschäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus seiner Tasche kramte. Da kam zum Vorschein: 1) ein halbes Wachslicht, 2) ein silbernes Etui, worin die Instrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3) eine Citrone, 4) eine Pistole, die, obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verursache, 5) eine gedruckte Liste von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6) ein schwarzledernes Büchlein, worin die Psalmen David's und die ausstehenden Schulden, 7) ein dürres Weidensträußchen, wie zu einem Knoten verschlungen, 8) ein Päckchen, das mit verblichenem Rosataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterieloofes enthielt, das einst fünfzigtausend Mark gewonnen, 9) ein plattes Stück Brot, wie weißgebackener Schiffszwieback, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10) die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewissen Rührung und mit seinem verwundert wehmüthigen Kopfschütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — ſeufzte er -- daſs mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Recept gegeben, und daſs ich jetzt in Italien bin und dasſelbe Recept in Händen habe, und wieder die Worte leſe: sal mirabile Glauberi, das heißt auf Deutſch: extrafeines Glaubenſalz von der beſten Sorte — ach, da iſt mir zu Muth, als hätte ich das Glaubenſalz ſelbſt ſchon eingenommen, und als fühlte ich die Wirkung. Was iſt der Menſch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte Das gedacht! Ich kann mir vorſtellen, ſie iſt jetzt auf dem Lande in ihrem Garten, wo der Mond ſcheint, und gewiſs auch eine Nachtigall ſingt oder eine Lerche —

Es iſt die Nachtigall und nicht die Lerche! ſeufzte Gumpelino dazwiſchen, und deklamierte vor ſich hin:

Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das iſt ganz einerlei — fuhr Hyacinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel; die Vögel, die man im Garten hält, koſten am wenigſten. Die Hauptſache iſt das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor ſtehen,

und da ſtehen zum Beiſpiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die Beide dreihundert Mark koſten. Mitten im Garten hat ſich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen laſſen — Und da ſteht ſie vielleicht jetzt und puhlt ſich die Naſe, und macht ſich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach dieſem Seufzer erfolgte eine ſehnſüchtige Stille, die der Marcheſe endlich unterbrach mit der ſchmachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyacinth, glaubſt du wirklich, daſs dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte Jener. Warum ſoll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Menſch ſo gut wie Sie? Glaubenſalz macht alle Menſchen gleich; und wenn Rothſchild Glaubenſalz einnimmt, fühlt er dieſelbe Wirkung wie das kleinſte Maklerchen. Ich will Ihnen Alles vorausſagen: Ich ſchütte das Pulver in ein Glas, gieße Waſſer dazu, rühre es, und ſo wie Sie Das hinuntergeſchluckt haben, ziehen Sie ein ſaures Geſicht und ſagen Prr! Prr! Hernach hören Sie ſelbſt, wie es in Ihnen herumkullert, und es iſt Ihnen etwas kurios zu Muth, und Sie legen ſich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie ſtehen

wieder auf, und Sie legen ſich wieder, und ſtehen wieder auf; und ſo fort, und den andern Morgen fühlen Sie ſich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Geſundeswohlheit, nur ein bischen blaſs ſehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie ſehen gern ſchmachtend blaſs aus, und wenn Sie ſchmachtend blaſs ausſehen, ſieht man Sie gern —

Obgleich Hyacinth ſolchermaßen zuredete, und ſchon das Pulver bereitete, hätte Das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marcheſe plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnisvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie, Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe ſie als Julia geſehen, und Gott! Gott! wie ſpielt ſie! Ich bin doch der größte Enthuſiaſt für die Crelinger, aber die Müller, als ſie den Becher austrank, hat mich hingeriſſen. Sehen Sie — ſprach er, indem er mit tragiſcher Gebärde das Glas, worin Hyacinth das Pulver geſchüttet, zur Hand nahm — ſehen Sie, ſo hielt ſie den Becher und ſchauderte, daſs man Alles mitfühlte, wenn ſie ſagte:

Kalt rieſelt matter Schau'r durch meine Adern,
Der faſt die Lebenswärm' erſtarren macht!

Und ſo ſtand ſie, wie ich jetzt ſtehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Tybalt!
Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir!

da leerte ſie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! ſprach Hyacinth mit feierlichem Tone; denn der Marcheſe hatte in nachahmender Begeiſterung das Glas ausgetrunken, und ſich, erſchöpft von der Deklamation, auf das Sofa hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieſer Lage; denn es klopfte plötzlich Jemand an die Thüre, und herein trat Lady Maxfield's kleiner Jockey, der dem Marcheſe mit lächelnder Verbeugung ein Billett überreichte und ſich gleich wieder empfahl. Haſtig erbrach Jener das Billett; während er es las, leuchteten Naſe und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geiſterbläſſe ſein ganzes Geſicht, Beſtürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgebärden ſprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und ſchrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was iſt? Was iſt? frug Hyacinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das

Kruciſix, woran er wieder putzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir dieſe Nacht überfallen?

Was iſt Ihnen, Herr Marcheſe? frug ich, ebenfalls nicht wenig erſtaunt.

Leſt! leſt! rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billett hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei ſein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billette aber laſen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muſs ich nach England abreiſen. Mein Schwager iſt indeſſen ſchon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur dieſe einzige Nacht — Laſs uns dieſe benutzen, laſs uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Maxfield.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe ſchon den Becher des Glaubenſalzes geleert! Wer bringt mir den ſchrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülfe! Hülfe!

Hier kann kein irdiſcher Lebensmenſch mehr helfen, ſeufzte Hyacinth.

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, kondolierte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glauberſalz zu genießen, Das iſt bitter! Statt des Thrones der Liebe harrt Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jeſus! O Jeſus — ſchrie der Marcheſe noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt ſchnell — aber ich laſſe mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niederſinken und da verbluten!

Von Blut iſt gar nicht die Rede — begütigte Hyacinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenſchaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich ſage Ihnen — fuhr Hyacinth fort mit philoſophiſcher Gelaſſenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufſtehen müſſen. Sein Sie nur nicht leidenſchaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abſpringen und je mehr Sie ſich alterieren, deſto ſchneller wirkt das Glaubenſalz. Ihr Gemüth ſpielt der Natur in die Hände. Sie müſſen wie ein Mann

tragen, was das Schickſal über Sie beſchloſſen hat. Daſs es ſo gekommen iſt, iſt vielleicht gut, und es iſt vielleicht gut, daſs es ſo gekommen iſt. Der Menſch iſt ein irdiſches Weſen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Menſch meint oft, er ginge ſeinem Glück entgegen, und auf ſeinem Wege ſteht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, ſo fühlt's der Menſch, Herr Marcheſe.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, ſein Diener aber ſprach ruhig weiter:

Der Menſch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügelſuppe, und iſt auch Nektar ſüß, ſo ſind doch Prügel um ſo bitterer; und es iſt noch ein wahres Glück, daſs der Menſch, der den Andern prügelt, am Ende müde wird, ſonſt könnte es der Andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher iſt aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menſchen auflauert, ſo daſs er ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Vielleicht, Herr Marcheſe, iſt es wirklich gut, daſs es ſo gekommen iſt, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre

ein kleiner Italiäner mit einem Dolch, der ſechs Brabanter Ellen lang iſt, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun — bloß in die Wade geſtochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Apenninen giebt es keine Nachtwächer. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröſter fort, ohne durch die Verzweiflung des Marcheſe ſich im mindeſten ſtören zu laſſen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Maxfield ganz wohl und warm ſäßen, käme plötzlich der Schwager von der Reiſe zurück und ſetzte Ihnen die geladene Piſtole auf die Bruſt, und ließe Sie einen Wechſel unterſchreiben von hunderttauſend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun, aber ich ſetze den Fall, Sie wären ein ſchöner Menſch, und Lady Maxfield wäre in Verzweiflung, daſs ſie den ſchönen Menſchen verlieren ſoll, und eiferſüchtig, wie die Weiber ſind, wollte ſie nicht, daſs eine Andre ſich nachher an Ihnen beglücke — Was thut ſie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und ſchüttet ein klein weiß Pülverchen hinein und ſagt: Kühle dich, Geliebter, du haſt dich heiß gelaufen — und den andern Morgen ſind Sie wirklich ein kühler Menſch. Da war ein Mann, Der hieß Pieper, und Der hatte eine Leidenſchaftsliebe

mit einer Mädchenperſon, die das Poſaunenengelhannchen hieß, und die wohnte auf der Kaffemacherei, und der Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Hirſch — ſchrie wüthend der Marcheſe, deſſen Unruhe den höchſten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der Fuhlentwiete, und ſein Poſaunenengel von der Kaffemacherei, und du und die Gudel, ihr hättet mein Glaubenſalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — verſetzte Hyacinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daſs Lady Maxfield juſt heute Nacht abreiſen will und Sie juſt heute invitiert? Konnt' ich Das voraus wiſſen? Bin ich Ariſtoteles? Bin ich bei der Vorſehung angeſtellt? Ich habe bloß verſprochen, daſs das Pulver wirken ſoll, und es wirkt ſo ſicher, wie ich einſt ſelig werde, und wenn Sie ſo diſparat und leidenſchaftlich mit ſolcher Raſerei hin und her laufen, ſo wird es noch ſchneller wirken —

So will ich mich ruhig hinſetzen! ächzte Gumpelino, ſtampfte den Boden, warf ſich ingrimmig aufs Sofa, unterdrückte gewaltſam ſeine Wuth, und Herr und Diener ſahen ſich lange ſchweigend an, bis Jener endlich nach einem tiefen Seufzer und faſt kleinlaut ihn anredete:

Aber, Hirſch, was ſoll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme, ſie wartet jetzt auf mich, ſie harrt ſogar, ſie zittert, ſie glüht vor Liebe —

Sie hat einen ſchönen Fuß — ſprach Hyacinth in ſich hinein und ſchüttelte wehmüthig ſein Köpflein. In ſeiner Bruſt aber ſchien es ſich gewaltig zu bewegen, unter ſeinem rothen Rocke arbeitete ſichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — ſprach es endlich aus ihm hervor — ſchicken Sie mich!

Bei dieſen Worten zog eine hohe Röthe über das bläſsliche Geſchäftsgeſicht.

Kapitel X.

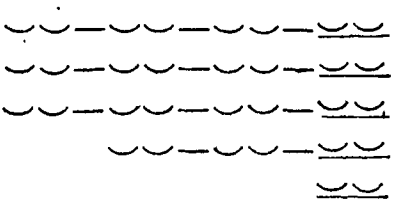
Als Candide nach Eldorado kam, ſah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen ſtatt mit Steinen ſpielten. Dieſer Luxus machte ihn glauben, es ſeien Das Kinder des Königs, und er war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daſs in Eldorado die Goldklumpen eben ſo werthlos ſind, wie bei uns die Kieſelſteine, und daſs die Schulknaben damit ſpielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, iſt etwas Ähnliches begegnet, als er nach Deutſchland kam und zuerſt deutſche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, ſehr erſtaunte; bald aber merkte er, daſs Gedanken in Deutſchland ſo häufig ſind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daſs jene Schriftſteller, die er für Geiſtesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Dieſe Geſchichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriff ſtehe, die ſchönſten Reflexionen über Kunſt und Leben niederzuſchreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzele ſtatt dieſer irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, ſolche Tapeten ſeien in Deutſchland, dem geiſtigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigſten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich dir jetzt zeige, lieber Leſer, ſiehſt du wieder die wohlbekannten Geſichter Gumpelino's und ſeines Hirſch-Hyacinthos, und wenn auch Jener mit minder beſtimmten Zügen dargeſtellt iſt, ſo hoffe ich doch, du wirſt ſcharfſinnig genug ſein, einen Negationscharakter ohne allzu poſitive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienproceß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Marcheſe iſt mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei iſt er der natürliche Alliierte meiner Feinde, er unterſtützt ſie mit Subſidien, er iſt Ariſtokrat, Ultra-Papiſt, nur Etwas fehlte ihm noch — je nun, auch Das wird er ſich ſchon anlehren laſſen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie du auf der Tapete ſehen wirſt.

Es ist wieder Abend, auf dem Tische stehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer spielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben scheinen. Draußen vor dem Fenster stehen im silbernen Mondschein, unheimlich bewegungslos, die düstern Cypressen, und in der Ferne ertönt ein trübes Marienliedchen in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderstimme. Es herrscht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Marchese Cristoforo di Gumpelino sitzt, oder vielmehr liegt wieder nachlässig vornehm auf den Kissen des Sofas, der edle schwitzende Leib ist wieder mit dem dünnen blauseidenen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldschnitt gebunden ist, und deklamiert daraus laut und schmachtend. Sein Auge hat dabei einen gewissen klebrichten Lustre, wie er verliebten Katern eigen zu sein pflegt, und seine Wangen, sogar die beiden Seitenflügel der Nase, sind etwas leidend blass. Jedoch, lieber Leser, diese Bläße ließe sich wohl philosophisch anthropologisch erklären, wenn man bedenkt, dass der Marchese den Abend vorher ein ganzes Glas Glaubersalz verschluckt hat.

Hirsch-Hyacinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune Estrich in großem Maßstabe ungefähr folgende Charaktere:



Dieses Geschäft scheint dem kleinen Manne ziemlich sauer zu werden; keuchend bei dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antispaß, Anapäst und die Pest! Dazu hat er, um der bequemeren Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorschein kommen zwei kurze, demüthige Beinchen in engen Scharlachhosen, und zwei etwas längere abgemagerte Arme in weißen, schlotternden Hemdärmeln.

Was sind Das für sonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich diesem Treiben eine Weile zugesehen.

Das sind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muss

dieſe Füße im Kopfe behälten, und meine Hände thun mir ſchon weh von all' den Füßen, die ich jetzt aufſchreiben muſs. Es ſind die wahren, echten Füße von der Poeſie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, ſo ließe ich die Poeſie laufen mit all' ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn-Marcheſe Privatunterricht in der Poeſiekunſt. Der Herr Marcheſe lieſt mir die Gedichte vor, und expliciert mir, aus wie viel' Füßen ſie beſtehen, und ich muſs ſie notieren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig iſt.

Sie treffen uns — ſprach der Marcheſe, didaktiſch pathetiſchen Tones — wirklich in einer poetiſchen Beſchäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigenſinnigen Kopf haben, und nicht einſehen, daſs die Füße in der Dichtkunſt die Hauptſache ſind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angeſprochen, dieſe können wir nur von den Griechen lernen und von neueren Dichtern, die griechiſch ſtreben, griechiſch denken, griechiſch fühlen, und in ſolcher Weiſe ihre Gefühle an den Mann bringen.

Verſteht ſich an den Mann, nicht an die Frau, wie ein unklaſſiſcher romantiſcher Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel ſpricht zuweilen wie ein Buch, flüſterte mir Hyacinth von der Seite zu, preſste die ſchmalen Lippen zuſammen, blinzelte mit ſtolz vergnügten Äuglein, und ſchüttelte das wunderſtaunende Häuptlein. Ich ſage Ihnen — ſetzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch ſpricht er zuweilen, er iſt dann, ſo zu ſagen, kein Menſch mehr, ſondern ein höheres Weſen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in den Händen? frug ich den Marcheſe.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten" ſprang Hyacinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch ſah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

„Gedichte von Auguſt Grafen von Platen; Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1828."

Auf dem Hinterblatte ſtand zierlich geſchrieben:

„Geſchenk warmer brüderlicher Freundſchaft."

Dabei roch das Buch nach jenem ſeltſamen Parfüm, der mit Eau de Cologne nicht die mindeſte Verwandtſchaft hat, und vielleicht auch dem Umſtande

beizumeſſen war, daſs der Marcheſe die ganze Nacht darin geleſen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war ſo ſehr bewegt, ich muſste elfmal aus dem Bette ſteigen, und zum Glück hatte ich dabei dieſe vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht bloß Belehrung für die Poeſie, ſondern auch Troſt für das Leben geſchöpft habe. Sie ſehen, wie ſehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich ſo ſaß, wie ich ſaß, kam ich manchmal in Verſuchung —

Das wird Mehreren paſſiert ſein, Herr Marcheſe.

Ich ſchwöre Ihnen bei unſerer lieben Frau von Loretto und ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr Jener fort — dieſe Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wiſſen, geſtern Abend in Verzweiflung, ſo zu ſagen, au Déſespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu beſitzen — da las ich dieſe Gedichte, jedesmal ein Gedicht, wenn ich aufſtehen muſste, und eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daſs mir mein eigener Liebesſchmerz zuwider wurde. Das iſt eben das Schöne an dieſem Dichter, daſs er nur für Männer

glüht, in warmer Freundſchaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geſchlechte, und ſchon für dieſe Ehre ſollten wir ihm dankbar ſein. Er iſt darin größer als alle andern Dichter, er ſchmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geſchmack des großen Haufens, er heilt uns von unſerer Paſſion für die Weiber, die uns ſo viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Feſſeln befreit, der iſt ein Wohlthäter der Menſchen. Es iſt ewig Schade, daſs Shakſpear ſein eminentes theatraliſches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er ſoll, wie ich hier zuerſt leſe, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in ſeinen Sonetten von Shakſpear ſagt:

Nicht Mädchenlaunen ſtörten deinen Schlummer,
Doch ſtets um Freundſchaft ſehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberſchlingen,
Und ſeine Schönheit iſt dein Ruhm und Kummer.

Während der Marcheſe dieſe Worte mit warmem Gefühl deklamierte, und der glatte Miſt ihm gleichſam auf der Zunge ſchmolz, ſchnitt Hyacinth die widerſprechendſten Geſichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich ſprach er:

Herr Marcheſe, Sie ſprechen wie ein Buch, auch die Verſe gehen Ihnen wieder ſo leicht ab

wie dieſe Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geſchmeichelt, daſs der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von ſolch einem Manne. So iſt der Menſch! Der Eine iſſt gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundſchaft, und ich als ehrlicher Mann muſs aufrichtig geſtehen, ich eſſe gern Zwiebeln, und eine ſchiefe Köchin iſt mir lieber als der ſchönſte Schönheitsfreund. Ja, ich muſs geſtehen, ich ſehe nicht ſo viel Schönes am männlichen Geſchlecht, daſs man ſich darin verlieben ſollte.

Dieſe letzteren Worte ſprach Hyacinth, während er ſich muſternd im Spiegel betrachtete, der Marcheſe aber ließ ſich nicht ſtören und deklamierte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zuſammen,
Wir mühn uns, ach! und kommen nicht zuſammen;
Mein Name klingt aus deinem Mund melodiſch,
Doch reihſt du ſelten dies Gedicht zuſammen;
Wie Sonn' und Mond uns ſtets getrennt zu halten,
Verſchworen Sitte ſich und Pflicht zuſammen,
Laſs Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Geſicht zuſammen!

Doch ach! ich träume, denn du ziehſt von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zuſammen!
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,
O wären's Blumen, die man flicht zuſammen!

Eine komiſche Poeſie! — rief Hyacinth, der die Reime nachmurmelte: — Sitte ſich und Pflicht zuſammen, Geſicht zuſammen, dicht zuſammen, flicht zuſammen! komiſche Poeſie! Mein Schwager, wenn er Gedichte lieſt, macht oft den Spaß, daſs er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn" und „von hinten" abwechſelnd hinzuſetzt; und ich habe nie gewuſſt, daſs die Poeſiegedichte, die dadurch entſtehen, Gaſelen heißen. Ich muſs einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Marcheſe deklamiert hat, nicht noch ſchöner wird, wenn man nach dem Wort „zuſammen" jedesmal mit Abwechslung „von vorn" und „von hinten" ſetzt; die Poeſie davon wird gewiſs zwanzig Procent ſtärker.

Ohne auf dieſes Geſchwätz zu achten, fuhr der Marcheſe fort im Deklamieren von Gaſelen und Sonetten, worin der Liebende ſeinen Schönheitsfreund beſingt, ihn preiſt, ſich über ihn beklagt, ihn des Kaltſinns beſchuldigt, Pläne ſchmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm tändelt, eiferſüchtelt,

ſchmächtelt, eine ganze Skala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar ſo warmſelig, betaſtungsſüchtig und anleckend, daſs man glauben ſollte, der Verfaſſer ſei ein manntolles Mägdlein — Nur müſste es dann einigermaßen befremden, daſs dieſes Mägdlein beſtändig jammert, ihre Liebe ſei gegen die „Sitte," daſs ſie gegen „dieſe trennende Sitte" ſo bitter geſtimmt iſt wie ein Taſchendieb gegen die Polizei, daſs ſie liebend „die Lende" des Freundes umſchlingen möchte, daſs ſie ſich über „Neider" beklagt, „die ſich ſchlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten," daſs ſie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, daſs ſie ihm verſichert, ſie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm betheuert: „Nicht eine Silbe ſoll dein Ohr erſchrecken!" und endlich geſteht:

„Mein Wunſch bei Andern zeugte Widerſtreben,
Du haſt ihn nicht erhört, doch abgeſchlagen
Haſt du ihn auch nicht, o mein ſüßes Leben!"

Ich muſs dem Marcheſe das Zeugnis ertheilen, daſs er dieſe Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei ſeufzte, ächzte und auf dem Sofa hin- und herrutſchend gleichſam mit dem Gefäße kokettierte. Hyacinth verſäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemer-

kungen dazwiſchen ſchwätzte. Den Oden ſchenkte er die meiſte Aufmerkſamkeit. Man kann bei dieſer Sorte, ſagte er, weit mehr lernen als bei Sonnetten und Gaſelen; da bei den Oden die Füße oben ganz beſonders abgedruckt ſind kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter ſollte, wie der Graf Platen, bei ſeinen ſchwierigſten Poeſiegedichten die Füße oben drucken und zu den Leuten ſagen: Seht, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will euch nicht betrügen, dieſe krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht ſetze, ſind, ſo zu ſagen, ein Konto finto von jedem Gedicht, und ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekoſtet, ſie ſind, ſo zu ſagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und ihr könnt nachmeſſen, und fehlt daran eine einzige Silbe, ſo ſollt ihr mich einen Spitzbuben nennen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch dieſe ehrliche Miene kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedichte angegeben ſind, denkt man: Ich will kein miſstrauiſcher Menſch ſein, wozu ſoll ich dem Manne nachzählen? er iſt gewiſs ein ehrlicher Mann, und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir ſind jetzt in Italien, und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide

auf die Erde zu schreiben und jede Ode zu kollationieren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geschäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müsste dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Kourantkasse, worauf geschrieben steht, wie viel' Hundert Thaler darin enthalten — sie gehen versiegelt von Hand zu Hand, Jeder traut dem Andern, dass so Viel darin enthalten ist, wie darauf steht, und es giebt doch Beispiele, dass ein Müßiggänger, der nicht Viel zu thun hatte, so einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein Paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in der Poesie viel Spitzbüberei vorfallen. Besonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich misstrauisch. Denn mein Schwager hat mir erzählt, im Zuchthaus zu Odensee sitzt — ein gewisser Jemand, der bei der Post angestellt war, und die Geldbeutel, die durch seine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und sie wieder künstlich zugenäht und weiter geschickt hat. Hört man von solcher Geschicklichkeit, so verliert man das menschliche Zutrauen und wird ein misstrauischer Mensch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es ist gewiss in der Poesie wie in jedem anderen Geschäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Marcheſe weiter deklamierte, ohne unſerer zu achten, ganz verſunken in Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, iſt die Hauptſache, und wer kein ehrlicher Mann iſt, Den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von Dem kaufe ich Nichts, von Dem leſe ich Nichts, kurz ich mache kein Geſchäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der ſich auf Nichts Etwas einbildet; wenn ich mir aber Etwas einbilden wollte auf Etwas, ſo würde ich mir Etwas darauf einbilden, daſs ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden ſtaunen — ich ſag' Ihnen, Sie werden ſtaunen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und Der iſt ein Krautkrämer und heißt Klötzchen, Das heißt, ich heiße den Mann Klötzchen, weil wir gute Freunde ſind, ſonſt heißt der Mann Herr Klotz. Auch ſeine Frau muſs man Madam Klotz nennen, und ſie hat nie leiden können, daſs ihr Mann bei mir ſpielte, und wenn ihr Mann bei mir ſpielen wollte, ſo durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm ins Haus kommen, und er ſagte mir immer auf der Straße: Die und die Nummer will ich bei dir

ſpielen, und hier haſt du das Geld, Hirſch! Und ich ſagte dann: Gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hauſe, ſo legte ich die Nummer kouvertiert für ihn apart, und ſchrieb auf das Kouvert mit deutſchen Buchſtaben: Für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und ſtaunen Sie! Es war ein ſchöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börſe waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich ſtand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arme ſeine dicke Madam Klotz, und grüßt mich zuerſt, und ſpricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotiſche Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geſchäfte gehen, und ich erzähle ihm, daſs vor einigen Stunden wieder Einer am Pranger geſtanden, und ſo im Geſpräche ſagt er mir: Geſtern Nacht habe ich geträumt: Nummero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demſelben Moment, während Madam Klotz die Kaiſerſtatiſten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine, ich fühle ſie noch jetzt — und ehe Madam Klotz ſich wieder herumdreht, ſag' ich: Gut, Klötzchen! und gehe weg. Und ich gehe

direktement, ohne mich umzusehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Nummero 1538, und kouvertiere sie, sobald ich nach Hause komme, und schreibe auf das Kouvert: Für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, lässt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirsch, derselbe Hirsch, der jetzt vor Ihnen steht? Dieser Hirsch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droschke, und holt sich bei der Hauptkollekte seine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klötzchen sieht, fragt er: Hirsch, warum bist du heut so geputzt? Ich aber antworte kein Wort, und setze einen großen Überraschungsbeutel mit Gold auf den Tisch, und rede ganz feierlich: Herr Christian Hinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie so gütig waren bei mir zu bestellen, hat das Glück gehabt, 50,000 Mark zu gewinnen, in diesem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präsentieren, und ich bin so frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klötzchen Das hört, fängt er an zu weinen, wie Madam Klotz die Geschichte hört, fängt sie an zu weinen, die rothe Magd

weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Rührungsmensch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erst in Ohnmacht, und erst nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Wasserbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menschen bebte, als er Dieses erzählte, und feierlich zog er ein schon erwähntes Päckchen aus der Tasche, wickelte davon den schon verblichenen Rosataffet, und zeigte mir den Schein, worin Christian Hinrich Klotz den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittierte. Wenn ich sterbe — sprach Hyacinth, eine Thräne im Auge — soll man mir diese Quittung mit ins Grab legen, und wenn ich einst dort oben am Tage des Gerichts Rechenschaft geben muss von meinen Thaten, dann werde ich mit dieser Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böser Engel die bösen Handlungen, die ich auf dieser Welt begangen habe, vorgelesen, und mein guter Engel auch die Liste von meinen guten Handlungen ablesen will, dann sag' ich ruhig: Schweig! — ich will nur wissen, ist diese Quittung richtig? ist Das die Handschrift von Christian Hinrich Klotz? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und

ſagt, er kenne ganz genau Klötzchen's Handſchrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geſchichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwiſſende, der Alles weiß, erinnert ſich an dieſe Geſchichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daſs, wenn meine böſen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er ſagt dann: Hirſch! ich ernenne dich zum Engel erſter Klaſſe, und du darfſt Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Kapitel XI.

Wer iſt denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leſer, dieſe Frage las ich ſchon lange auf deinem Geſichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwortung. Das iſt ja eben das Mißgeſchick deutſcher Schriftſteller, daſs ſie jeden guten oder böſen Narren, den ſie aufs Tapet bringen, erſt durch trockne Charakterſchilderung und Perſonalbeſchreibung bekannt machen müſſen, damit man erſtens wiſſe, daſs er exiſtiert, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders iſt es noch jetzt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzoſen, die ein Volksleben und daher public characters haben. Wir Deutſchen aber, wir haben

zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich Recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Professor der Berliner Universität, ist ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in so hohem Grade, dass er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zur Satire zu geben, dass er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Servilist, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, um somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutschen Universitäten muss man überhaupt nachrühmen, dass sie die deutschen Schriftsteller mehr als jede andere Zunft mit allerlei Narren versorgen, und besonders Göttingen habe ich immer in dieser Hinsicht zu schätzen gewusst. Dies ist auch der geheime Grund, weshalb ich mich für die Erhaltung der Universitäten erkläre

obgleich ich ſtets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Zunftweſens gepredigt habe. Bei ſolchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue aufs Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Beſten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen Auguſt von Platen-Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, daſs er zweckmäßig bekannt und gewiſſermaßen berühmt werde, ich will ihn literariſch gleichſam herausfüttern, wie die Irokeſen thun mit den Gefangenen, die ſie bei ſpäteren Feſtmahlen verſpeiſen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das ſogenannt Perſönliche, nur in ſoweit berühren, als ſich geiſtige Erſcheinungen dadurch erklären laſſen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn ſah, und ſogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn ſah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerſt gewahrte, war München, der Schauplatz ſeiner Beſtrebungen, wo er bei Allen, die ihn kennen, ſehr berühmt iſt, und wo er gewiſs, ſo lange er lebt, unſterblich ſein wird. Die Brille, wodurch ich ihn ſah, gehörte einigen Inſaſſen

München's, die über seine äußere Erscheinung dann und wann in heiteren Stunden ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn selbst nie gesehen, und wenn ich mir seine Person denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Wuth, womit einmal mein Freund, der Doktor Lautenbacher, über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbesondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorberkranze auf dem Kopfe sich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg stellte und, mit der bebrillten Nase gen Himmel starrend, in poetischer Begeisterung zu sein vorgab. Andere haben besser von dem armen Grafen gesprochen, und beklagten nur seine beschränkten Mittel, die ihn bei seinem Ehrgeiz, sich wenigstens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und sie lobten besonders seine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der liebreichsten Demuth ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmüthigkeit so weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihn die Lästigkeit seiner Visiten aufs deutlichste merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen

gerührt, obgleich ich dieſen Mangel an Perſonalbeifall ſehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, ſüßer Knabe,
Verſchmäht den melancholiſchen Genoſſen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Poſſen,
Anſtatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzuflehn beſchloſſen.

Vergebens verſicherte der arme Graf, daſs er einſt der berühmteſte Dichter werde, daſs ſchon der Schatten eines Lorberblattes auf ſeiner Stirne ſichtbar ſei, daſs er ſeine ſüßen Knaben ebenfalls unſterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben dieſe Celebrität wär Keinem lieb, und in der That, ſie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat ſolcher Celebrität von einigen luſtigen Freunden unter den Arkaden zu München betrachtet wurde. Ein ſcharfſichtiger Böſewicht meinte ſogar, er ſähe zwiſchen den Rockſchößen deſſelben den Schatten eines Lorberblattes. Was mich betrifft, lieber Leſer, ſo bin ich nicht ſo boshaft, wie du denkſt, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn

Andere verhöhnen, ich zweifle, daſs er ſich an der verhaſsten „Sitte“ thätlich gerächt habe, obgleich er in ſeinen Liedern ſchmachtet, ſich ſolcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurückſetzungen und Abweiſungen, wovon er ſelbſt ſo rührend ſingt. Ich bin überzeugt, er betrug ſich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm ſelber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly, von ſich rühmen: Ich war nie berauſcht, ich habe nie ein Weib berührt, und habe nie eine Schlacht verloren. Deſshalb gewiß ſagt von ihm der Dichter:

Du biſt ein nüchterner, modeſter Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte ſchon einige Luſtren hinter ſich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Univerſität in Erlangen, wo man ihm einige Beſchäftigung angewieſen hatte; doch da dieſe ſeinem hochſtrebenden Geiſte nicht genügte, da mit den Luſtren auch die Lüſternheit nach illüſtrer Luſt ihn mehr und mehr ſtachelte, und der Graf von ſeiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeiſtert wurde, gab er jenes Geſchäft auf und beſchloſs, von der Schriftſtellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen ſonſtigen

Verdiensten zu leben. Die Grafschaft des Grafen liegt nämlich im Monde, von wo er, wegen der schlechten Kommunikation mit Baiern, nach Gruithuisen's Berechnung erst in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieser Erde näher kommt, seine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

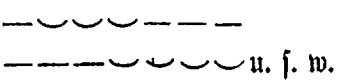
Schon früher hatte Don Platen de Colibrados Hallermünde bei Brockhaus in Leipzig eine Gedichtesammlung mit einer Vorrede, betitelt: „Lyrische Blätter, Nummer 1." herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns versicherte, die sieben Weisen dem Verfasser ihr Lob gespendet. Später gab er, nach Tieck'schem Muster, einige dramatisierte Märchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daſs sie der unweisen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den sieben Weisen gelesen wurden. Indessen, um außer den sieben Weisen noch einige Leser zu gewinnen, legte sich der Graf auf Polemik und schrieb eine Satire gegen berühmte Schriftsteller, vornehmlich gegen Müllner, der damals schon allgemein gehasst und moralisch vernichtet war, so daſs der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Örindur noch einen Hauptstich, nicht ins Haupt, sondern, nach Falstaff'scher Weise, in die Wade zu versetzen.

Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen misfiel daher nicht, und „die verhängnisvolle Gabel“ fand hie und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, sondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei Letzteren hauptsächlich, weil jene Satire nicht mehr dem romantischen Tieck, sondern dem klassischen Aristophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um diese Zeit, dass der Herr Graf nach Italien reiste; er zweifelte nicht mehr, von seiner Poesie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche prosaische Ehre, für Rechnung der Poesie das Geld herzugeben; denn die Poesie, die Himmelstochter, die Hochgeborne, hat selbst nie Geld und wendet sich bei solchem Bedürfnis immer an Cotta. Der Graf versificierte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Tieck's und des Aristophanes, sondern ahmte auch den Goethe nach im Liede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in persischen Gaselen — kurz, er gab uns solchermaßen eine Blumenlese der besten Dichter und zugleich seine eigenen „lyrischen Blätter“ unter dem Titel: „Gedichte des Grafen Platen ꝛc.““

Niemand in Deutschland ist gegen poetische Erzeugnisse billiger als ich, und ich gönne einem armen Menschen wie Platen sein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße seines Angesichts so sauer erwirbt, gewiss herzlich gern. Keiner ist mehr geneigt als ich, seine Bestrebungen zu rühmen, seinen Fleiß und seine Belesenheit in der Poesie zu loben, und seine silbenmäßigen Verdienste anzuerkennen. Meine eigenen Versuche befähigen mich mehr als jeden Andern, die metrischen Verdienste des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er die Verse ausgearbeitet, entdeckt unser Einer weit eher als der gewöhnliche Leser, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verse des Grafen für etwas Leichtes hält, und sich an der glatten Wortspielerei gedankenlos ergötzt, wie man sich bei Kunstspringern, die auf dem Seile balancieren, über Eier tanzen und sich auf den Kopf stellen, ebenfalls einige Stunden amüsiert, ohne zu bedenken, dass jene armen Wesen nur durch jahrelangen Zwang und grausames Hungerleiden solche Gelenkigkeitskünste, solche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunst nicht so sehr geplagt und sie immer in Verbindung mit gutem Essen

ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es saurer und nüchterner ergangen, um so mehr preisen, ich will von ihm rühmen, daſs kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Gaselen balanciert, daſs Keiner den Eiertanz über



u. s. w.

so gut executiert wie er, daſs Keiner sich so gut wie er auf den Kopf stellt. Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freie Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muſs auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Ründung sich nie edel aussprechen. Nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht; den beängstigenden Zwang, den er sich anthun muſs, um Etwas zu sagen, nennt er eine „große That in Worten" — so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, weiß er nicht einmal, daſs das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist,

bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis. Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm, er ist dagegen Meister geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto größere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wuste ja in allen Weisen zu spielen, er versificierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete, so zu sagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte. Wie alle Virtuosen, die solch einseitiges Talent ausgebildet, strebte er nur nach Applaudissement, sah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er seine Kollegen um ihren Gewinnst, wie z. B. den Clauren, schrieb er gleich fünfaktige Pasquille, wenn er nur eine einzige Xenie des Tadels auf sich beziehen konnte, kontrollierte er alle Recensionen, worin Andere gelobt wurden, und schrie er beständig: Ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. s. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte sich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopstock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen sich selbst ernennt, obgleich Jeder einsieht, dass er

nur mit Ramler und etwa A. W. von Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu seiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorberkranz auf dem Haupte, aber mit desto größerem Zopf und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den steifleinenen Regenschirm unterm Arm, im Berliner Thiergarten skandierend wandelte, hielt sich damals für den Repräsentanten der Poesie auf Erden. Seine Verse waren die vollendetesten in deutscher Sprache, und seine Verehrer, worunter sogar ein Lessing sich verirrte, meinten, weiter könne man es in der Poesie nicht bringen. Fast Dasselbe war späterhin der Fall bei A. W. von Schlegel, dessen poetische Unzulänglichkeit aber sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, so daſs sogar Diejenigen, die einst den Sänger des Arion für einen gleichfalligen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienstlichen Schullehrer in ihm sehen. Ob aber der Graf Platen schon befugt ist, über den sonst rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie Dieser einst über Ramler lachte, Das weiß ich nicht. Aber Das weiß ich, in der Poesie sind alle Drei sich gleich, und wenn der Graf Platen noch so hübsch in den Gaselen seine schaukelnden Balancierkünste treibt, wenn er in seinen Oden noch so vortrefflich

den Eiertanz executiert, ja, wenn er in seinen Lustspielen sich auf den Kopf stellt — so ist er doch kein Dichter. Er ist kein Dichter, sagt sogar die undankbare männliche Jugend, die er so zärtlich besingt. Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muss es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit scharfen Brillen versehen sind, stimmen ein in dieses Urtheil, oder äußern sich noch lakonisch bedenklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte Jener, Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platen'schen Gedichte betrifft, so möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der censorischen Wuth preisgeben, womit unsere Catonen davon sprechen oder gar schweigen. Chacun a son goût, dem Einen gefällt der Ochs

dem Andren Wasischta's Kuh. Ich tadele sogar den furchtbaren rhadamantischen Ernst, womit über jenen Inhalt der Platen'schen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gerichtet worden. Aber so sind die Menschen, es wird ihnen sehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn sie über Sünden sprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufsatz, überschrieben: „Aus dem Journal eines Lesers", worin der Graf Platen gegen solche strenge Tadler seiner Freundschaftsliebe mit jener Bescheidenheit sich ausspricht, die er nie zu verleugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er sagt, dass „das Hegel'sche Wochenblatt" ihn eines geheimen Lasters mit „lächerlichem Pathos" beschuldige, so will er, wie leicht zu errathen ist, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Gesinnung er durch dritte Hand erforschen lassen. Indessen, man hat ihm schlecht berichtet, ich werde mir nie in dieser Hinsicht einen Pathos zu Schulden kommen lassen, der edle Graf ist mir vielmehr eine ergötzliche Erscheinung, und in seiner erlauchten Liebhaberei sehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Übermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Wider-

ſpruch mit den Sitten, und gab ſich kund mit heroiſcher Öffentlichkeit. Als z. B. der Kaiſer Nero auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gaſtmahl hielt, das einige Millionen koſtete, ließ er ſich mit Einem aus dem Jünglingsſerail, Namens Pythagoras, feierlich einſegnen (cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit), und ſteckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bei den praſſelnden Flammen deſto beſſer den Untergang Troja's beſingen zu können. Das war noch ein Gaſelendichter, über den ich mit Pathos ſprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom die Pfade der Freundſchaft dürftig und nüchtern und ängſtlich dahinſchleicht, mit ſeinem hellen Geſichte von liebloſer Jugend abgewieſen wird, und nachher bei kümmerlichem Öllämpchen ſein Gaſelchen ausſeufzt. Intereſſant in ſolcher Hinſicht iſt die Vergleichung der Platen'ſchen Gedichtchen mit dem Petron. Bei Dieſem iſt ſchroffe, antike, plaſtiſch heidniſche Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz ſeinem Pochen auf Klaſſicität, behandelt ſeinen Gegenſtand vielmehr romantiſch, verſchleiernd, ſehnſüchtig, pfäffiſch, — ich muſs hinzuſetzen: heuchleriſch. Denn der Graf vermummt ſich manchmal in

fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geſchlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten ſollen klar ſehen; gegen den großen Haufen glaubt er ſich genugſam verſteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläſſt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der ſich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand geſteckt, ſo daſs nur der Steiß ſichtbar bleibt. Unſer erlauchter Vogel hätte beſſer gethan, wenn er den Steiß in den Sand verſteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er iſt mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paſſt nicht für ihn, ſeine Liebe hat einen paſſiv-pythagoräiſchen Charakter, er iſt in ſeinen Gedichten ein Pathikos, er iſt ein Weib, und zwar ein Weib, das ſich an gleich Weibiſchem ergötzt, er iſt gleichſam eine männliche Tribade. Dieſe ängſtlich ſchmiegſame Natur duckt durch alle ſeine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in dieſen Gedichten ſehen wir Polyandrie, und wenn er auch ſentimentaliſiert:

„Du liebſt und ſchweigſt — O hätt' ich auch geſchwiegen
Und meine Blicke nur an dich verſchwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müſſt' ich keinen Kränkungen erliegen!

Doch dieſe Liebe möcht' ich gern beſiegen,
Und weh dem Tag, an dem ſie froſtig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns geſendet,
Wo ſelig Engel ſich an Engel ſchmiegen —"

ſo denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Haran's, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichſten Anſchmiegungen entgingen, wie wir leſen im Pentateuch, wo leider die Gaſelen und Sonette nicht mitgetheilt ſind, die damals vor Loth's Thüre gedichtet wurden. Überall in den Platen'ſchen Gedichten ſehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das ſchönſte Gefieder hat und doch nicht fliegen kann, und zänkiſch humpelt über die polemiſche Sandwüſte der Literatur. Mit ſeinen ſchönen Federn ohne Schwungkraft, mit ſeinen ſchönen Verſen ohne poetiſchen Flug, bildet er den Gegenſatz zu jenem Adler des Geſanges, der minder glänzende Flügel hat, aber ſich damit zur Sonne erhebt — ich muſs wieder auf den Refrain zurückkommen: der Graf Platen iſt kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſ-

ſen Geſtalten ſein. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimieren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Daſs Letzteres bei dem Grafen Platen der Fall ſein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man ſeinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über ſeinen Dichtertitel mit einer einzigen Xenie den geringſten Zweifel zu verrathen — gleich wird er ſich ingrimmig niederſetzen und fünfaktige Satiren gegen euch drucken. Denn die Menſchen halten um ſo eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewiſſer der Titulus iſt, der ſie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter ſein, wenn er in einer anderen Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein Anderer wäre, als er jetzt iſt. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, daſs er in einer Zeit lebt, wo er ſeine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieſelbe Sitte, die ſeiner Liebe immer feindlich entgegenſteht, ihm ſogar verbietet, ſeine Klage darüber unverhüllt auszuſprechen, wo er jede Empfindung ängſtlich verkappen muſs, um ſo wenig das Ohr des Publikums als das eines „ſpröden Schonen“ durch eine einzige

Silbe zu erſchrecken. Dieſe Angſt läſſt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen; ſie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichſam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metriſch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung ſeiner eignen Gefühle zu gebrauchen.' Unrecht geſchieht ihm vielleicht, wenn man, ſolche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daſs der Graf Platen auch in der Poeſie ſich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die ſchon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römiſchen Pythagoras, ſo würde er vielleicht ſeine eignen Gefühle freier hervortreten laſſen, und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigſtens die Naturlaute in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht vermiſſt werden — doch der Mangel an Geſtalten in ſeinen Dramen würde noch immer bleiben, ſo lange ſich nicht auch ſeine ſinnliche Natur veränderte, und er, gleichſam ein Anderer würde. Die Geſtalten, die ich meine, ſind nämlich jene ſelbſtändigen Geſchöpfe, die aus dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüſtet hervortreten, lebendige Traumweſen, deren myſtiſche Geburt, mehr als man glaubt, in wunderſam bedin-

gender Beziehung steht mit der sinnlichen Natur des Dichters, so daſs solches geistige Gebären Demjenigen versagt ist, der selbst nur als ein unfruchtbares Geschöpf sich gaselig hingiebt in windiger Weichheit.

Indessen, Das sind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt davon ab, wie weit man an die Kompetenz Desselben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs der Graf Platen gar oft dem Publikum versichert, daſs er erst späterhin das Bedeutendste dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daſs er Iliaden und Odysseen, Klassicitätstragödien und sonstige Unsterblichkeitskolossalgedichte erst dann schreiben werde, wenn er sich nach so und so viel Lustren gehörig vorbereitet habe. Du hast, lieber Leser, diese Ergieſsungen des Selbstbewusstseins in mühsam gefeilten Versen vielleicht selbst gelesen, und das Versprechen solcher schönen Zukunft war dir vielleicht um so erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutschlands, auſser dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm schlechter Sudler geschildert, die ihm nur im Wege stehen auf der Bahn des Ruhmes, und die so unverschämt seien, jene Lorberen und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber sprechen hörte, will ich übergehen; aber der Chronologie wegen muss ich anführen, dass zu jener Zeit der König von Baiern die Absicht aussprach, irgend einem deutschen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beispiel für die ganze deutsche Literatur von schöner Folge sein konnte. Man sagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlassen, ich sprach von den Prahlereien des Grafen Platen, der beständig rief: Ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odysseen dichten u. s. w. Ich weiß nicht, was das Publikum von solchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nämlich ein wahrer Dichter, der die verschämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poesie schon empfunden hat, und von der Seligkeit dieser Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunst einer Prinzessin genießt, gewiss nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat schon öfter den Grafen Platen wegen solcher Prahlhansereien weidlich gehänselt, und er wusste immer wie Falstaff sich zu entschuldigen. Bei solchen Entschuldigungen kommt ihm ein Talent zu Statten, das außerordentlich in seiner

Art ist, und das eine besondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nämlich von jedem Flecken, der in seiner eignen Brust ist, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und sei sie noch so klein, zu entdecken, und sich wegen seiner Wahlfleckenverwandtschaft mit ihm zu vergleichen. Z. B. von Shakspear's Sonetten weiß er, daſs sie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet sind, und ob solcher verständigen Wahl preist er Shakspear, vergleicht sich mit ihm — und Das ist das Einzige, was er von ihm zu sagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen schreiben, und behaupten, daſs er sich die und die Verirrung noch nicht zu Schulden kommen lassen, weil er sich mit dem oder dem großen Manne, dem sie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialsten aber und bewunderungswürdigsten zeigte er sich in der Wahl des Mannes, in dessen Leben er unbescheidene Reden entdeckt, und durch dessen Beispiel er seine Prahlerei beschönigen will. Wahrlich, zu einem solchen Zwecke sind die Worte dieses Mannes noch nie citiert worden — denn es ist kein Geringerer als Jesus Christus selbst, der uns bisher immer für ein Muster der Demuth und Bescheidenheit gegolten. Christus hätte jemals geprahlt? der Bescheidenste

der Menſchen, um ſo beſcheidener als er der göttlichſte war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen iſt, Das entdeckte der Graf Platen, denn er inſinuiert uns, Chriſtus, als er vor Pilatus geſtanden, ſei ebenfalls nicht beſcheiden geweſen, und habe nicht beſcheiden geantwortet, ſondern als Jener ihn frug: Biſt du der König der Juden? habe er geſprochen: Du ſagſt es. Und ſo ſage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Haſſe eines Verächters Chriſti gelungen iſt, Das gelang der Exegeſe ſelbſtverliebter Eitelkeit.

Wie wir wiſſen, was wir davon zu halten, wenn Einer ſolchermaßen beſtändig ſchreit: Ich bin der Poet! ſo wiſſen wir auch, was es für eine Bewandtnis hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reife erlangt, noch dichten will, und die ſeine bisherigen Meiſterſtücke an Bedeutung ſo unerhört übertreffen ſollen. Wir wiſſen ganz genau, daſs die ſpäteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender ſind als die früheren, eben ſo wenig wie ein Weib, je öfter ſie gebärt, deſto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erſte Kind iſt ſchon eben ſo gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erſt

ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und Dieser gab uns beim ersten Wurf seinen Löwen von Berlichingen. Eben so warf auch Schiller gleich seine Räuber, an deren Tatze man schon die Löwenart erkannte. Später kam erst die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Messina. Nicht so begab es sich mit dem Grafen Platen, der mit der ängstlichen Künstelei anfing, und von dem der Dichter singt:

Du, der du sprangst so fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackierten Angesichts,
Gleichst einer Spielerei, geschnitzt aus Korke.

Indessen, wenn ich meine geheimsten Gedanken aussprechen soll, so gestehe ich, dass ich den Grafen Platen für keinen so großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlsucht und beständigen Selbstberäucherung glauben sollte. Ein bischen Narrheit, Das versteht sich, gehört immer zur Poesie; aber es wäre entsetzlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Portion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutend geringe Dosis gegeben hätte.

Ich habe Gründe zu vermuthen, daſs der Herr Graf an ſeine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und daſs er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfnis des Augenblicks ſein eigner anpreiſender Ruffiano ſein muſste, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erſcheinungen, von denen man ſagen konnte, daſs ſie mehr ein pſychologiſches als äſthetiſches Intereſſe gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichſte Seelenerſchlaffung und der erlogene Übermuth, daher das klägliche Dünnethun mit baldigem Sterben und das drohende Dickthun mit künftiger Unſterblichkeit, daher der auflodernde Bettelſtolz und die ſchmachtende Unterthänigkeit, daher das beſtändige Klagen, „daſs ihn Cotta verhungern laſſe,“ und wiederum Klagen, „daſs ihn Cotta verhungern laſſe,“ daher die Anfälle von Katholicismus u. ſ. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholicismus Ernſt iſt, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholiſch geworden iſt, wie einige ſeiner hochgeborenen Freunde, Das weiß ich nicht. Daſs er es werden wolle, erfuhr ich zuerſt aus öffentlichen Blättern, die ſogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge ins Kloſter. Böſe Zungen meinten, daſs ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht ſchwer fallen

würde. Wie ſich von ſelbſt verſteht, in München klangen bei ſolchen Nachrichten die frommen Glöcklein in den Herzen ſeiner Freunde. Mit Kyrie eleiſon und Hallelujah wurden ſeine Gedichte geprieſen in den Pfaffenblättern; und in der That die heiligen Männer des Cölibats mußten erfreut ſein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geſchlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daſs Pfaffen und Knabenſänger nicht davon angeſprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben ſo wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreiſe nach Italien von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daſs der Graf Platen ſehr feindſelig gegen mich geſtimmt ſei, und mir mein Verderben ſchon bereitet habe in einem Luſtſpiele Namens „König Ödipus“, das bereits zu Augsburg bei einigen Fürſten und Grafen, deren Namen ich vergeſſen habe oder vergeſſen will, angelangt ſei. Auch Andere erzählten mir, daſs mich der Graf Platen haſſe und ſich mir als Feind entgegenſtelle; — und Das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgeſagt, daſs mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth ſich

zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatiſchen Gedichte wegen, ſondern auch wegen der politiſchen Annalen, die ich damals herausgab, ſo konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich ſah, daſs ich Keiner der Ihrigen ſei. Wenn ich hiermit andeute, daſs man nichts Gutes von ihnen ſagt, ſo ſage ich darum noch nichts Böſes von ihnen. Ich bin ſogar der Meinung, daſs ſie nur aus Liebe zum Guten durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Böſen entkräftigen möchten, und daſs ſie Dieſen nur für einen ſolchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geiſtigen Lebensquellen, ſondern auch die materiellen zu verſchütten ſuchen. Man hat jene guten Leute, die ſich in München ſogar öffentlich als Kongregation präſentierten, thörichterweiſe mit dem Namen Jeſuiten beehrt. Sie ſind wahrlich keine Jeſuiten, ſonſt hätten ſie eingeſehen, daſs z. B. ich, Einer von den Böſen, ſchlimmſten Falls die literariſch alchimiſtiſche Kunſt verſtehe, aus meinen Feinden ſelbſt Dukaten zu ſchlagen, dergeſtalt, daſs ich dabei die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — ſie hätten eingeſehen, daſs ſolche Schläge Nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden aviliert.

wie der arme Sünder den Staupbeſen nicht minder ſtark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und was die Hauptſache iſt, ſie hätten eingeſehen, daſs etwas Vorliebe für den antiariſtokratiſchen Voß und einige argloſe Muttergotteswitze, weſshalb ſie mich zuerſt mit Koth und Dummheit angegriffen, nicht aus antikatholiſchem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, ſie ſind keine Jeſuiten, ſondern nur Miſchlinge von Koth und Dummheit, die ich eben ſo wenig wie eine Miſtkarre und den Ochſen, der ſie zieht, zu haſſen vermag, und die mit allen ihren Anſtrengungen nur das Gegentheil ihrer Abſicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten, daſs ich ihnen zeige, wie ſehr ich Proteſtant bin, daſs ich mein gutes proteſtantiſches Recht in ſeiner weiteſten Ermächtigung ausübe, und die gute proteſtantiſche Streitaxt mit Herzensluſt handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verſe bringen laſſen — an den wohlbekannten Schlägen ſollten ſie ſchon den Glaubensgenoſſen eines Luther's, Leſſing's und Voß erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernſte dieſer Heroen die alte Axt ſchwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich

leicht zum Lachen, und ich bin ein bischen eulenspiegeliger Natur, und ich liebe eine Beimischung von Spaß — aber ich würde jenen Mistochsen nicht minder stark vor den Kopf schlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Axt umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlassen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daſs der König von Baiern in schon erwähnter Absicht dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von sechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskasse, sondern aus der königlichen Privatkasse, wie es sich der Graf als besondere Gnade gewünscht hatte. Letzteren Umstand, der die Kaste charakterisiert, so geringfügig er auch erscheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforscher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wissenschaft ist Alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daſs ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und sehe, wie sorgfältig der feine, zierliche Cuvier in seinen Vorlesungen das unreinste Insekt mit dem genauesten Detail schildert. Es ist mir deſshalb auch sogar leid, daſs ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer konstatieren kann; so viel weiß ich aber, daſs der Graf Platen den König Ödipus früher verfertigt hatte, und daſs

Dieſer nicht ſo biſſig geworden wäre, wenn der Verfaſſer mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutſchland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geſchöpf, das dem großen Ei, worüber unſer ſchöngefiederter Vogel Strauß ſo lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Kongregation mit frommem Gekrächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radſchlagen ſchon lange im Voraus begrüßt hatten. Es ſollte nichts Minderes als ein verderblicher Baſilisk ſein. Kennſt du, lieber Leſer, die Sage von dem Baſilisk? Das Volk erzählt, wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ei gelegt, ſo entſtände daraus ein giftiges Geſchöpf, deſſen Hauch die Luft verpeſte, und das man nur dadurch tödten könne, daſs man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick ſeiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken ſterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erſt zwei Monate ſpäter, als ich auf der Inſel Helgoland badete, den König Ödipus zu leſen, und dort, großgeſtimmt von dem beſtändigen Anblick des großen, kühnen Meers, muſste mir die kleinliche Geſinnung und die Altflickerei des hochgeborenen Verfaſſers recht anſchau-

lich werden. Jenes Meisterwerk zeigte mir ihn endlich ganz wie er ist, mit all seiner blühenden Weltheit, seinem Überfluss an Geistesmangel, seiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er ist, forciert ohne Force, pikiert ohne pikant zu sein, eine trockne Wasserseele, ein trister Freudenjunge. Dieser Troubadour des Jammers, geschwächt an Leib und Seele, versuchte es, den gewaltigsten, phantasiereichsten und witzigsten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts ist wahrlich widerwärtiger als diese krampfhafte Ohnmacht, die sich wie Kühnheit aufblasen möchte, diese mühsam zusammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieser silbenstecherisch ängstlich nachgeahmte Geistestaumel. Wie sich von selbst versteht, zeigt sich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungsidee, die jedem aristophanischen Lustspiele zum Grunde liegt, und die darin wie ein phantastisch ironischer Zauberbaum emporschießt mit blühendem Gedankenschmuck, singenden Nachtigallnestern und kletternden Affen. Eine solche Idee mit dem Todesjubel und dem Zerstörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt, die erste und letzte Idee, Grund und Zweck

ſeines ſogenannten Luſtſpiels beſteht, wie bei der „verhängnisvollen Gabel", wieder in geringfügig literariſchen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Äußerlichkeiten des Ariſtophanes nachahmen, nämlich die feinen Verſe und die groben Worte. Ich ſage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein keifendes Weib gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutſchen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern ſeinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rückſichten beobachten müſſen. Er hätte wenigſtens das Geſchlecht in uns ehren ſollen, da wir keine Weiber ſind, ſondern Männer und folglich zu einem Geſchlechte gehören, das nach ſeiner Meinung das ſchöne Geſchlecht iſt, und das er ſo ſehr liebt. Es bleibt Dieſes immer ein Mangel an Delikateſſe, mancher Jüngling wird deſshalb an ſeiner Huldigung zweifeln, da Jeder fühlt, daſs der Wahrhaftliebende auch das ganze Geſchlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiſs nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen ſollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelikate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum, wir Dichter in Norddeutſchland hätten alle die „Krätze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitiſch er vor vielen ſchätze." Der Reim iſt gut.

Am unzartesten ist er gegen Immermann. Schon im Anfang seines Gedichts läßt er Diesen hinter einer spanischen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen sind. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Immermann schon solche Dinge gethan hat. Es ist aber charakteristisch, daß die Phantasie des Grafen Platen sogar seine Feinde a posteriori zu belauschen weiß. Er schonte nicht einmal Houwald, diese gute Seele, sanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieser holden Weiblichkeit wegen haßt ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er sagt, schon längst „durch wirklichen Witz urkräftig erlegt," dieser Todte wird wieder aus dem Grabe gescharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetastet. Raupach ist ein Jude,

„Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt so hoch die Nase,"

„schmiert Tragödien im Katzenjammer." Noch weit schlimmer ergeht es dem „getauften Heine." Ja, ja, du irrst dich nicht, lieber Leser, Das bin ich, den er meint, und im König Ödipus kannst du lesen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geschrieben, gleich darauf mich

niedersetze und Dukaten beschneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mauscheln zusammenhocke und den Talmud singe, wie ich in der Osternacht einen unmündigen Christen schlachte und aus Malice immer einen unglücklichen Schriftsteller dazu wähle — Nein, lieber Leser, ich will dich nicht belügen, solche gute ausgemalte Bilder stehen nicht im König Ödipus; und dass sie nicht darin stehen, Das nur ist der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die besten Motive, und weiß sie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bischen mehr Phantasie, so würde er mich wenigstens als geheimen Pfänderverleiher geschildert haben; welche komische Scenen hätten sich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, wie sich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Witzen vorbeigehen lassen! Wie kostbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothschild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Ödipus selbst, die Hauptperson seines Lustspiels, hätte er durch einige Modifikationen in der Fabel des Stückes ebenfalls besser benutzen können. Statt dass er ihn den Vater Lajos tödten, und die Mutter Jokaste heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil so einrichten sollen, dass Ödipus seine Mutter tödtet und seinen Vater heirathet. Das dramatische

Draſtiſche in einem ſolchen Gedichte hätte einem Platen meiſterhaft gelingen müſſen, ſeine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabei zu ſtatten gekommen, er hätte manchmal wie eine Nachtigall nur die Regungen der eigenen Bruſt zu beſingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das, wenn der gaſelige Iffland noch lebte, gewiſs in Berlin gleich einſtudiert worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollendeteres denken, als den Schauſpieler Wurm in der Rolle eines ſolchen Ödipus. Er würde ſich ſelbſt übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politiſch vom Grafen, daſs er in ſeinem Luſtſpiele verſichert, er habe „wirklichen Witz.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Überraſchungseffekt, auf den Theaterkoup, daſs dadurch das Publikum beſtändig Witz erwarten, und dieſer am Ende doch nicht erſcheinen ſoll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu ſuchen, und das Ganze wäre nur ein Blindekuhſpiel, wo der Platen'ſche Witz ſo ſchlau iſt, ſich nie ertappen zu laſſen? Deſshalb vielleicht iſt auch das Publikum, das ſonſt bei Luſtſpielen zu lachen pflegt, bei der Lektüre des Platen'ſchen Stücks ſo verdrießlich, es kann den verſteckten Witz nicht finden, vergebens piept der

versteckte Witz, und piept immer lauter: Hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum ist dumm und macht ein ernsthaftes Gesicht. Ich aber, der ich weiß, wo der Witz steckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräflichen, herrschsüchtigen Dichter" las, der sich in einen aristokratischen Nimbus hüllt, der von sich rühmt, „daſs jeder Hauch, der zwischen seine Zähne komme, eine Zermalmung sei", und der zu allen deutschen Dichtern sagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünscht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu spalten es —"

Der Vers ist schlecht. Der versteckte Witz aber besteht darin, daſs der Graf eigentlich wünscht, wir wären alle lauter Neronen und er im Gegentheil unser einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Besten des Grafen noch manchen anderen versteckten Witz hervorloben, doch da er mir in seinem König Ödipus das Liebste angegriffen — denn was könnte mir lieber sein als mein Christenthum? — so ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menschlich gesinnt, den Ödipus, diese „große That in Worten" minder ernstlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indeſſen, das wahre Verdienſt hat immer ſeinen Lohn gefunden, und dem Verfaſſer des Ödipus wird der ſeinige nicht entgehen, obgleich er ſich auch hier, wie immer, nur dem Einfluſs ſeiner adeligen und geiſtlichen Hinterſaſſen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daſs jede gute oder böſe That ihre nächſten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo ſie kommen — mach dich darauf gefaſſt, lieber Leſer, daſs ich jetzt etwas in Pathos gerathe und ſchauerlich werde — kommen wird der Tag, wo ſie dem Tartaros entſteigen, die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden.“ Beim Styx! — bei dieſem Fluſſe ſchwören wir Götter niemals falſch — kommen wird der Tag, wo ſie erſcheinen, die dunkeln, urgerechten Schweſtern, ſie werden erſcheinen mit ſchlangengelockten, rotherzürnten Geſichtern, mit denſelben Schlangengeißeln, womit ſie einſt den Oreſtes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridiſche Klytämneſtra. Vielleicht hört der Graf ſchon jetzt die Schlangen ziſchen — ich bitte dich, lieber Leſer, denk dir jetzt die Wolfsſchlucht und Samielmuſik — vielleicht erfaſſt den Grafen ſchon jetzt das geheime Sündergrauen — der Himmel verdüſtert ſich,

Nachtgevögel kreiſcht, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Kolophonium — Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen ſteigen aus den Gräbern, ſie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, ſie beſchwören ihn, ihre alten Eiſenhoſen anzuziehen, um ſich zu ſchützen vor den entſetzlichen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelſchlangen werden ſich ironiſch an ihm vergnügen, und wie der buhleriſche König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm geſperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winſeln:

Ach! ſie freſſen, ach! ſie freſſen,
Womit meiſtens ich geſündigt.

Entſetze dich nicht, lieber Leſer, es iſt ja Alles nur Scherz. Dieſe furchtbaren Eumeniden ſind Nichts als ein heiteres Luſtſpiel, das ich nach einigen Luſtren unter dieſem Titel ſchreiben werde, und die tragiſchen Verſe, die dich eben erſchreckt, ſtehen im allerluſtigſten Buche von der Welt, im Don Quixote von la Mancha, wo eine alte, anſtändige Hofdame ſie in Gegenwart des ganzen Hofes recitiert. Ich ſehe, du lächelſt wieder. Laſs uns heiter und lachend von einander Abſchied neh-

men. Wenn dieſes letzte Kapitel etwas langweilig war, ſo lag's nur an dem Gegenſtande; auch ſchrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Luſt, und wenn es mir gelungen iſt, einen neuen Narren auch fü die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank ſchuldig ſein. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geiſtreichere Schriftſteller ſäen und ernten werden. Das beſcheidene Bewuſſtſein dieſes Verdienſtes iſt mein ſchönſter Lohn.

Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatière ſchicken wollen, bemerke ich, daſs die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg" Ordre hat, Dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geſchrieben im Spätherbſt
des Jahres 1829.

III.

Die Stadt Lucca.

Lachen muß ich immer über die Engländer, die dieſen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakſpear gebührt Byron die Palme) ſo jämmerlich ſpießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verſpottete, ſich ihren Krähwinkelſitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er ſich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen ſchon ein Kreuz, wenn ſie nur von ihm ſprechen, und ſelbſt die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthuſiasmus glühen, wenn ſie ihn leſen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Liebling —

Briefe eines Verſtorbenen; ein fragmentariſches Tagebuch aus England. München, 1830.

Kapitel I.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien iſt ſie leidenſchaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutſchland iſt ſie ernſter, ſinniger und geduldiger. Hatte einſt, wie die Menſchen, auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt Dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind phlegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Ein königl. preuß. Poet wird nimmermehr mit den Klängen ſeiner Leier den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geſchichte, und Das iſt eine andere Naturgeſchichte als wie die, welche

in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Apennins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin bei einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juristischen Fakultät würde sich gegen eine solche Anstellung auflehnen. Hegt doch Einer von ihnen schon jetzt eine geheime Eifersucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daſs Dieser ihn einst im gelehrten Apportieren ersetzen könnte.

Die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren spitzfindigen Äuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht bloß unsere Philosophen, sondern sogar die gewöhnlichsten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daſs Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eidechse meinte aber, diese Steinwerdung würde nur dann stattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenige Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle andern Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muthe bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Ägyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder wie auf ägyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelst welcher ich mit

der ſtummen Natur zu ſprechen vermag. Dieſes erleichtert mir oft die Seele, beſonders gegen Abend, wenn die Berge in ſchaurig ſüßen Schatten gehüllt ſtehen, und die Waſſerfälle rauſchen, und alle Pflanzen duften, und haſtige Blitze hin und her zucken —

O Natur, du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daſs ich weine. Aber alsdann verſtehſt du auch mich, und du heiterſt dich auf, und lachſt mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen!

Kapitel II.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, ſagte mir ein alter Eidechs, Alles ſtrebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement ſtattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menſchen, und die Menſchen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was ſoll denn aus dieſen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird ſich finden, lieber Freund, antwortete Jener; wahrſcheinlich danken ſie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruheſtand verſetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphiloſophen noch manches andre Geheimnis erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, Nichts

zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von diesen Beiden? frug mich der alte Eidechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daſs sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muſs man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergestalt, daſs ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formiert ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schelling's gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen durch abenteuerliche Verschlingungen zusammengesetzt sind. Diese

Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsierend wärmer, Alles darin lebt, statt daſs die abstrakt Hegel'schen Chiffern uns so grau, so kalt und todt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechserich, ich merke schon, was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Karawanserei zu Berlin die Kamele sich sammeln um den Brunnen Hegel'scher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des Schelling'schen Geistestranks sich drängen, als wär' es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit —

Den kleinen Naturphilosophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daſs seine Kollegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: Welchen von Beiden halten Sie für den Größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechs mit einem ſcharfen, vornehmen Tone der tiefſten Geringſchätzung, denken! wer von euch denkt? Mein weiſer Herr, ſchon an die dreitauſend Jahre mache ich Unterſuchungen über die geiſtigen Funktionen der Thiere, ich habe beſonders Menſchen, Affen und Schlangen zum Gegenſtand meines Studiums gemacht, ich habe ſo viel Fleiß auf dieſe ſeltſamen Geſchöpfe verwendet wie Lyonnet auf ſeine Weidenraupen, und als Reſultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomiſchen Vergleichungen kann ich Ihnen beſtimmt verſichern: Kein Menſch denkt, es fällt nur dann und wann den Menſchen Etwas ein, ſolche ganz unverſchuldete Einfälle nennen ſie Gedanken, und das Aneinanderreihen derſelben nennen ſie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiederſagen: Kein Menſch denkt, kein Philoſoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philoſophie betrifft, ſo iſt ſie eitel Luft und Waſſer, wie die Wolken des Himmels; ich habe ſchon unzählige ſolcher Wolken ſtolz und ſicher über mich hinziehen ſehen, und die nächſte Morgenſonne hat ſie aufgelöſt in ihr urſprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philoſophie, und dieſe ſteht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwanze.

Bei dieſen Worten, die mit einem bedaignanten Pathos geſprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langſam fortſchwänzelte, ſah ich darauf die wunderlichſten Charaktere, die ſich in bunter Bedeutſamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Kapitel III.

Auf dem Wege zwiſchen den Bädern von Lucca und der Stadt dieſes Namens, unweit von dem großen Kaſtanienbaume, deſſen wildgrüne Zweige den Bach überſchatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einſiedleriſch weidete, wurde das Geſpräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lucca, um Franceska und Mathilde zu ſuchen, die ich, unſerer Verabredung gemäß, ſchon vor acht Tagen dort treffen ſollte. Ich war aber zur beſtimmten Zeit vergebens hingereiſt, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den ſchönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Wein-

reben in festlichen Windungen sich meilenweit hinzogen. Das ganze Land ist dort so gartenhaft und geschmückt wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargestellt werden; auch die Landleute selbst gleichen jenen bunten Gestalten, die uns dann als singende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philistergesichter. Und giebt es hier auch Philister, so sind es doch italiänische Orangenphilister und keine plump deutschen Kartoffelphilister. Pittoresk und idealisch wie das Land sind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen so individuellen Ausdruck im Gesicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Messers, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmigen Physiognomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind, bilden sie ein Dutzend, und wenn Einer sie dann angreift, rufen sie die Polizei.

Auffallend war mir, im Lucchesischen, wie im größten Theile Toskana's, tragen die Frauenzimmer große schwarze Filzhüte mit herabwallend schwarzen Straußfedern; sogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen schwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meistens einen leichten Strohhut,

und junge Burſchen erhalten ſolchen zum Geſchenk von einem Mädchen, das ihn ſelbſt verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So ſaß einſt Franceska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut für ihren caro Cecco, und küſste jeden Strohhalm, den ſie dazu nahm, und trillerte ihr hübſches Occhie, stelle mortale; — das lockige Haupt, das den hübſchen Hut nachher ſo hübſch trug, hat jetzt eine Tonſur, und der Hut ſelbſt hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbatestübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landſtraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daſs ſie ſich auf engen Holz- und Felſenpfaden verirren. Das geſchah auch hier, und ich habe zu meiner Reiſe nach Lucca gewiſs doppelt ſo viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landſtraßmenſchen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitſcherte und zwitſcherte, und konnte mir doch keinen rechten Beſcheid geben. Vielleicht auch wuſste er ihn ſelbſt nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen ſaßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; ſie waren ſchon davongeflattert, ehe ſie noch meine Fragen vernommen,

und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die mit feinen Stimmchen aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franceska? Ist sie in Lucca? Sagt mir, was thut sie? Was tanzt sie? Sagt mir Alles, und wenn ihr mir Alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!

Bei solcher Überfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, dass ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franceska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht Einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, dass ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiter's Blitze trug und Napoleon's Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagei, der die alten Lieder auswendig

gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüfste Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Kapitol gerettet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man aus Ironie das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deßhalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler? Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler Dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorberbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als schon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldlieder allmählig verstummten und die Bäume immer ernsthafter rauschten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da aus dem Boden blickte ein schönes dunkles Auge zu mir herauf, und verschwand im selben Augenblick. Zärtliches Flüstern tändelte mir ums Herz, und unsichtbare Küsse berührten luftig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln,

und die letzten Sonnenſtrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daſs es ausſah, als wären ſie Könige mit goldnen Kronen auf den Häuptern. Ich aber ſtand, wie ein Kaiſer der Welt, in der Mitte dieſer gekrönten Vaſallen, die ſchweigend mir huldigten.

Kapitel IV.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lucca begegnete, ein frommer Mann iſt. Aber ich weiß, ſein alter Leib ſteckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerriſſenen Sandalen können ſeine bloßen Füße nicht genug ſchützen, wenn er durch Dorn und Geſtrippe die Felſen hinaufklimmt, um droben in den Bergdörfern Kranke zu tröſten oder Kinder beten zu lehren — und er iſt zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brot in den Sack ſteckt, und ihm ein bischen Stroh giebt, um darauf zu ſchlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht ſchreiben," ſprach ich zu mir ſelbſt. „Wenn ich wieder zu Hauſe in Deutſchland auf meinem Lehnſeſſel am kniſternden Öfchen bei einer behaglichen Taſſe Thee wohlgenährt und warm ſitze, und gegen die katho-

lischen Pfaffen schreibe — gegen den Mann will ich nicht schreiben.“ —

Um gegen die katholischen Pfaffen zu schreiben, muss man auch ihre Gesichter kennen. Die Originalgesichter sieht man aber nur in Italien. Die deutschen katholischen Priester und Mönche sind bloß schlechte Nachahmungen, oft sogar Parodien der italiänischen; eine Vergleichung derselben würde ebenso ausfallen, als wenn man römische oder florentinische Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuschrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem spießbürgerlichen Pinsel eines Nürenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbeflissenen aus der langhaarig christlich neudeutschen Schule ihr trauriges Dasein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italiänischen Pfaffen

zu ſtehenden Charakteren des Volkshumors in Satiren, Liedern und Novellen. Ähnliche Erſcheinungen zeigen ſich uns überall, wo ein ähnlicher Prieſterſtand vorhanden iſt, z. B. in Hindoſtan. In den Komödien dieſes urfrommen Landes, wie wir ſchon in der Sakontala bemerkt und in der neulich überſetzten Vaſantaſena beſtätigt finden, ſpielt immer ein Brahmine die komiſche Rolle, ſo zu ſagen den Prieſtergracioſo, ohne daſs dadurch die Ehrfurcht, die man ſeinen Opferverrichtungen und ſeiner privilegierten Heiligkeit ſchuldig iſt, im mindeſten beeinträchtigt wird, — eben ſo wenig wie ein Italiäner mit minderer Andacht bei einem Prieſter Meſſe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutſchland iſt Das anders, der katholiſche Prieſter will da nicht bloß ſeine Würde durch ſein Amt, ſondern auch ſein Amt durch ſeine Perſon repräſentieren; und weil er es vielleicht Anfangs mit ſeinem Berufe wirklich ganz ernſthaft gemeint hat, und er nachher, wenn ſeine Keuſchheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidieren, ſie dennoch nicht öffentlich verletzen will, beſonders auch, weil er unſerem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, ſo ſucht er wenigſtens den Schein eines heiligen Wandels zu bewah-

ren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italiänischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest, gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muss man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Procession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Kouleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüm kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonierte Chorhemden, buntgestickte Messgewänder und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestieren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus

den weißen Spitzen dieſer Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meſsgewänder viel zu weit, Alles würde Unſereinen daran erinnern, daſs keine katholiſche Geiſtliche, ſondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel beſſer darſtellen und uns das Bild einer Proceſſion viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholiſchen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statiſten, ſondern von jenen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſpielen ließe, die in der theologiſchen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxeſten gegen Vernunft, Weltluſt, Geſenius und Teufelthum zu predigen wiſſen. Es würden dann Geſichter zum Vorſchein kommen, deren pfäffiſches Gepräge gewiſs jenen Rollen viel täuſchender entſpräche. Iſt es doch eine bekannte Bemerkung, daſs die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Muftis, Dominikaner, Konſiſtorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatiſche Korps Gottes, im Geſichte eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben, wie man ſie immer findet bei Leuten, die ein und daſſelbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen ſich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und

Soldaten tragen wieder überall denſelben farou-ſchen Anſtrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil ſie von Abraham, Iſaak und Jakob abſtammen, ſondern weil ſie Kaufleute ſind, und der Frankfurter chriſtliche Kaufmann ſieht dem Frankfurter jüdiſchen Kaufmanne eben ſo ähnlich wie ein faules Ei dem andern. Die geiſtlichen Kaufleute, Solche, die von Religionsge-ſchäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Geſichte eine Ähnlichkeit. Freilich, einige Nüancen entſtehen durch die Art und Weiſe, wie ſie ihr Geſchäft treiben. Der katholiſche Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommis, der in einer gro-ßen Handlung angeſtellt iſt; die Kirche, das große Haus, deſſen Chef der Papſt iſt, giebt ihm be-ſtimmte Beſchäftigung und dafür ein beſtimmtes Salär; er arbeitet läſſig, wie Jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet, und viele Kollegen hat, und im großen Geſchäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des Hauſes liegt ihm am Herzen, und noch mehr deſſen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte ſeinen Lebens-unterhalt verlöre. Der proteſtantiſche Pfaffe hin-gegen iſt überall ſelbſt Principal, und er treibt die Religionsgeſchäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie ſein katholiſcher Gewerbs-

genosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muss, darf er nicht lässig sein, er muss seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch seine physiognomische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen; obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, dass er sich von dem Gang katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch feine Nüancen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Kapitel V.

Es war ſchon Nacht als ich die Stadt Lucca erreichte.

Wie ganz anders erſchien ſie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunſchenen Städte verſetzt glaubte, wovon mir einſt die Amme ſo viel erzählt. Da war die ganze Stadt ſtill wie das Grab, Alles war ſo verblichen und verſtorben, auf den Dächern ſpielte der Sonnenglanz wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenſtern eines altverfallenen Hauſes hingen Epheuranken wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmernder Moder und ängſtlich ſtockender Tod, die Stadt ſchien nur das Geſpenſt einer Stadt, ein ſteinerner Spuk am hellen Tage. Da ſuchte ich lange vergebens die Spur eines

lebendigen Wesens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler mit ausgestreckt offner Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenster eines schwärzlich morschen Häusleins sah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feisten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbusig nacktes Weibsbild zum Vorschein; unten in die halb offne Hausthüre sah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein schwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbäuchige Weinflasche trug. — In demselben Augenblick läutete unfern ein feines ironisches Glöcklein, und in meinem Gedächtnisse kicherten die Novellen des Boccaccio. Diese Klänge konnten aber keineswegs das seltsame Grauen, das meine Seele durchschauerte, ganz verscheuchen. Es hielt mich vielleicht um so gewaltiger befangen, da die Sonne so warm und hell die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen und sich im hellen Mittagslichte sehen lassen.

Als ich jetzt, acht Tage später, wieder nach Lucca kam, wie erstaunte ich über den veränderten Anblick dieser Stadt! Was ist Das? rief ich, als

die Lichter mein Auge blendeten, und die Menschenströme durch die Gassen sich wälzten. Ist ein ganzes Volk als nächtliches Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um im tollsten Mummenschanz das Leben nachzuäffen? Die hohen trüben Häuser sind mit Lampen verziert, überall aus den Fenstern hängen bunte Teppiche, die morschgrauen Wände fast bedeckend, und darüber lehnen sich holde Mädchengesichter, so frisch, so blühend, dass ich wohl merke, es ist das Leben selbst, das sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war so ein lebendes Todesfest — ich weiß nicht, wie es im Kalender genannt wird — auf jeden Fall so ein Schindungstag eines geduldigen Märtyrers, denn ich sah nachher einen heiligen Todtenschädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelsteinen geziert, und unter hochzeitlicher Musik herumtragen. Es war eine schöne Procession.

Voran gingen die Kapuziner, die sich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichsam die Sappeurs dieser Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Gesichter, sogar manch jugendlich schönes Gesicht, das die breite Tonsur sehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch

wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten ſchien, und ſammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, ſchwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeſchlagene dreieckige Hüte, kurz all jene Kloſterkoſtüme, womit wir durch die Bemühungen unſeres Generalintendanten längſt bekannt ſind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Prieſter, weiße Hemde über ſchwarze Hoſen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geiſtliche, in buntſeidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrſcheinlich aus Ägypten ſtammen, und die man auch aus dem Denon'ſchen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt es waren altgediente Geſichter, und ſie ſchienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben ſo gekleideten alten Männern nach Pagenart getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernſthaft ſchweigend; aber die mit den hohen Mützen ſangen einen gar unglücklichen Geſang, ſo näſelnd, ſo ſchlürfend, ſo kollernd, daſs ich über-

zeugt bin, wären die Juden die größere Volksmenge und ihre Religion wäre die Staatsreligion, so würde man obiges Gesinge mit dem Namen „Mauscheln“ bezeichnen. Glücklicherweise konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Procession mit lautem Trommeln und Pfeifen mehrere Kompagnien Militär einherzogen, so wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geistlichen auch immer je zwei und zwei Grenadiere marschierten. Es waren fast mehr Soldaten als Geistliche; aber zur Unterstützung der Religion gehören heut zu Tage viel' Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müssen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine solche Procession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte die Geistlichen so gar trübselig und jammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir, als sähe ich unseren Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen. Die Sterne von Lucca dachten gewiss wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tausend und abertausend Lampen und Kerzen und Mädchengesichter flimmerten aus allen Fenstern, an

den Straßenecken ſtanden lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geiſtliche noch ſeinen beſonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meiſtens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich friſchen Geſichtchen ſchauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten ernſten Bärten; ſo ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger beſolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder deſſen Muhme ihm beichtet, muſs bei Proceſſionen wohl gratis dieſes Amt übernehmen, und es wird darum gewiſs nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten ſchon erwachſene Rangen, und die hochmütigen Prieſter hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbiſchof — denn Das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und ſich die Gewandzipfel von greiſen Pagen nachtragen ließ — Dieſer hatte an jeder Seite einen Lakaien, die Beide in blauen Livreen mit gelben Treſſen prangten und ceremoniös, als ſervierten ſie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall ſchien mir ſolche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um

ſo heller die Geſichter beſehen, die zum Katholicismus gehören. Und ich habe ſie jetzt geſehen, und zwar in der beſten Beleuchtung. Und was ah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber Dieſes abgerechnet, waren die Geſichter unter einander eben ſo verſchieden wie andre Geſichter. Das eine war blaſs, das andre roth, dieſe Naſe erhob ſich ſtolz, jene war niedergeſchlagen, hier ein funkelnd ſchwarzes, dort ein ſchimmernd graues Auge — aber in allen dieſen Geſichtern lagen die Spuren derſelben Krankheit, einer ſchrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrſcheinlich Urſache ſein wird, daſs mein Enkel, wenn er hundert Jahr' ſpäter die Proceſſion in Lucca zu ſehen bekommt, kein einziges von jenen Geſichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin ſelbſt angeſteckt von dieſer Krankheit, und eine Folge derſelben iſt jene Weichheit, die mich wunderbar beſchleicht, wenn ich ſo ein ſiechtes Mönchsgeſicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden ſehe, die ſich unter der groben Kutte verſtecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuſchter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geſchlagen worden, alles Dieſes und noch Viel mehr, was eben ſo leicht

unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack ſeinen Platz zu finden weiß. O! es iſt keine Übertreibung, wenn der Poet in ſeinem Schmerze ausruft: Das Leben iſt eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod iſt unſer Arzt —“ Ach! ich will nichts Böſes von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen ſtören; denn da er der einzige Arzt iſt, ſo mögen ſie immerhin glauben, er ſei auch der beſte, und das einzige Mittel, das er anwendet, ſeine ewige Erdkur, ſei auch das beſte. Wenigſtens kann man von ihm rühmen, daſs er immer gleich bei der Hand iſt und trotz ſeiner großen Praxis nie lange auf ſich warten läſſt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er ſeinen Patienten ſogar zur Proceſſion, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiſs der Tod ſelbſt, den ich an der Seite eines blaſſen, bekümmerten Prieſters gehen ſah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er Dieſem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig beſänftigend mit dem ängſtlich kahlen Köpfchen, und ſo ſchwach er ſelbſt auf den Beinen war, ſo unterſtützte er doch noch zuweilen den armen Prieſter, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umſinken wollte. Er ſchien ihm Muth einzuſprechen: Warte nur noch einige Stündchen, dann

ſind wir zu Hauſe, und ich löſche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du ſollſt ſo feſt ſchlafen, daſs du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirſt.

„Gegen den Mann will ich auch nicht ſchreiben," dacht' ich, als ich den armen, bleichen Prieſter ſah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man ſollte eigentlich gegen Niemanden in dieſer Welt ſchreiben. Jeder iſt ſelbſt krank genug in dieſem großen Lazareth, und manche polemiſche Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuſchauer befand, und wo entſetzlich anzuhören war, wie die Kranken ſich einander ihre Gebrechen ſpottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwindſüchtige den aufgeſchwollenen Waſſerſüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Naſenkrebs des Andern, und Dieſer wieder über Maulſperre und Augenverdrehung ſeiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten ſprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern riſſen, und Nichts als ſcheußliches Elend und Verſtümmlung zu ſehen war.

Kapitel VI.

Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung
Rechtshin lieblichen Nektar, dem Miſchkrug emſig entſchöpfend.
Doch unermeſsliches Lachen erſcholl den ſeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hephäſtos im Saal ſo gewandt umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's,
Noch des Geſangs der Muſen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata.)

Da plötzlich leuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem

Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daſs die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verſtummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen, und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt; es war eine trübſelige, blutrünſtige Delinquentenreligion.

War ſie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wuſsten auch nicht, wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter Menſch konnte auch in ſeiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Es waren Feſttagsgötter, um die man luſtig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deſshalb auch nie ſo ganz von ganzem Herzen geliebt. Um ſo ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muſs

man leidend ſein. Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden, beſonders von den Frauen — —

Dem Menſchengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einſame Kirche verloren, und was du, lieber Leſer, eben geleſen haſt, ſind nicht ſo ſehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingeſtreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Bruſt ziehen ließ. Da liege ich, mit phantaſierender Seele, der ſeltſamen Muſik noch ſeltſamere Texte unterdichtend; dann und wann ſchweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge und ſuchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer iſt die Verſchleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft ſüß die ſchöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus doloroſa; doch kupplériſch geheimnisvolle Lichter fallen zuweilen wie verſtohlen auf die ſchönen Formen der verſchleierten Beterin. Dieſe liegt zwar regungslos auf den ſteinernen Altarſtufen, doch in der wechſelnden Beleuchtung bewegt ſich

ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hause, hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang, dann und wann steigt leises Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne stöhnt die Orgel, wie ein seufzendes Riesenherz —

Es war aber, als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte so unsägliche Beklommenheit, so namenlose Angst, als wäre ich scheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längstverstorbener, aus dem Grabe gestiegen, und sei mit unheimlichen Nachtgesellen in die Gespensterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören und Leichensünden zu beichten. Manchmal war mir, als sähe ich sie wirklich neben mir sitzen in geisterhaftem Dämmerlichte, die abgeschiedene Gemeinde, in verschollen altflorentinischen Trachten, mit langen, blassen Gesichtern, goldbeschlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wispernd, und melancholisch einander zunickend. Der wimmernde Ton

eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken Priester, den ich bei der Procession gesehen, und ich sprach zu mir selber: Der ist jetzt auch gestorben, und kommt hierher, um die erste Nachtmesse zu lesen, und da beginnt erst recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob sich von den Stufen des Altars die holde Gestalt der verschleierten Beterin —

Ja, sie war es, schon ihr lebendiger Schatten verscheuchte die weißen Gespenster, ich sah jetzt nur sie, ich folgte ihr rasch zur Kirche hinaus, und als sie vor der Thüre den Schleier zurückschlug, sah ich in Franceska's bethräntes Antlitz. Es glich einer sehnsüchtig weißen Rose, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franceska, liebst du mich? Ich frug Viel, und sie antwortete Wenig. Ich begleitete sie nach dem Hotel Croce di Malta, wo sie und Mathilde logierten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuser schliefen mit geschlossenen Fensteraugen, nur hie und da durch die hölzernen Wimpern blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin schwamm der Halbmond, wie eine silberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franceska, nur ein einziges Mal

hinauf zu ſehen zu unſerm alten, lieben Vertrauten ſie hielt aber das Köpfchen träumend geſenkt. Ihr Gang, der ſonſt ſo heiter dahinſchwebend, war jetzt wie kirchlich gemeſſen, ihr Schritt war düſter katholiſch, ſie bewegte ſich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, ſo war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte ſie ſich Haupt und Buſen; vergebens verſuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte der Kirche Sankt Michele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte aus der dunkeln Niſche hervorleuchtete, da ſchlang Franceska ihren Arm um meinen Hals, küſste mich und flüſterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm dieſe Küſſe ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wuſste, daſs ſie im Grunde einem bologneſiſchen Abbate, einem Diener der römiſch-katholiſchen Kirche zugedacht waren. Als Proteſtant machte ich mir kein Gewiſſen daraus, mir die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle ſäkulariſierte ich die frommen Küſſe Franceska's. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend ſein, ſie ſchreien gewiſs über Kirchenraub,

und würden gern das französische Sakrilegiengesetz auf mich anwenden. Leider muss ich gestehen, dass besagte Küsse das Einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franceska hatte beschlossen, diese Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich, ihre Andachtsübungen zu theilen; — als sie ihr Zimmer erreichte, schloss sie mir die Thüre vor der Nase zu. Vergebens stand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlass, und seufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und schwor die heiligsten Eide — versteht sich, mit geistlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jesuit wurde, ich wurde ganz schlecht und erbot mich endlich sogar, katholisch zu werden für diese einzige Nacht —

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine schöne, oftgeküsste, schlanke, katholische Franceska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, streng-katholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntnis, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird

verſinnlicht in Form und Geſtalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdeſſen euer Kyrie eleiſon, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laſſt die Orgel brauſen, laſſt die Meſſe von Paleſtrina erklingen — Das iſt der Leib! — ich glaube, ich bin ſelig, ich ſchlafe ein — aber ſobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholicismus aus den Augen, und ſehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder proteſtantiſch vernünftig und nüchtern, nach wie vor

Kapitel VII.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloſchen gänzlich die trübſeligen Gedanken und Gefühle, die von der Proceſſion des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mich das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth anſehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk Geputzt bunte Menſchen, dazwiſchen hüpfte hie und da ein ſchwarz Pfäfflein. Das brauſte und lachte und ſchwatzte, man hörte faſt nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Meſſe einlud in die Kathedrale. Dieſe iſt eine ſchöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Façade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert iſt, die uns ſo witzig trübe anſehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Muſik ergoſs ſich über die wogende Menſchenmenge.

Ich führte Signora Franceska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrisiert wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daſs ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet, und mit langen Ohrringen und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Mylady's kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schmachtend ins Ohr: Delightful!

Um Gotteswillen! flüsterte ich ihr zu, bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen.

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsere Sprache nicht. Denn als Mylady aufstand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Apenninen. Sie mokierte sich über Alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

Siehe da! rief sie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange diskuriert! Es ist ein guter Einfall des Malers, daſs er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab; es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgesicht mit einem militärischen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt? Ich weiß, was dieser Ruffiano denkt! Und diese Maria, zu deren Füßen die heilige Alliance des Morgenlandes mit Gold- und Weihrauchgaben niederkniet, sieht sie nicht aus wie die Catalani?

Signora Franceska, welche von diesem Geschwätz wegen ihrer Unkenntnis des Englischen Nichts verstand als das Wort Catalani, bemerkte hastig, daſs die Dame, wovon unsre Freundin spreche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommée verloren habe. Unsre Freundin aber ließ sich nicht stören und kommentierte auch die Passionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus schönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme, unthätige Gesichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zusahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es seien die bevoll-

mächtigten Kommissarien von Östreich, Rußland und Frankreich. Der heilige Joseph hatte am meisten zu leiden. Sie machte die tollsten Bemerkungen über eine Flucht nach Ägypten, wo Maria mit dem Kinde auf dem Esel sitzt, während der heilige Joseph als Treiber hinterher geht. Mylady behauptete, der Maler habe eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Treiber und dem Vierfüßler darstellen wollen. Beide ließen in der That die langen Ohren ihrer melancholisch gesenkten Häupter herabhängen. — In welcher unerhörten Verlegenheit befindet sich der arme Mensch! rief Mathilde aus. Wenn er glaubt, daſs der liebe Gott sich herabgelassen, sein Mitarbeiter zu sein, hat er guten Grund, sich dem Teufel zu ergeben; wenn er es nicht glaubt, ist er ein Ketzer und fährt gleichfalls zum Teufel. Welch ein schreckliches Dilemma! Deſshalb senkt er so traurig das Haupt. Und sie haben das Haupt noch dazu mit einer Glorie geziert, die nicht übel einer Strahlenkrone von Hörnern gleicht. Wie das Geschick des armen Eseltreibers mir zu Herzen geht! Niemals bis auf den heutigen Tag habe ich mich in einer Kirche so tief ergriffen gefühlt.

Indessen, die alten Freskos, die zwischen den rothen Decken der Wände zum Vorschein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden

Ernste die brittische Spottlust abzuwehren. Es waren darauf Gesichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lucca's, wovon in den Geschichtsbüchern Macchiavell's, des romantischen Sallust's, so viel die Rede ist, und deren Geist uns aus den Gesängen Dante's, des katholischen Homer's, so feurig entgegenweht. Wohl sprechen aus jenen Mienen die strengen Gefühle und barbarischen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem stummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntnis schwebt, dass damals nicht alle Rosen so ganz steinern und umflort gewesen sind, und wenn auch durch die frommgesenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte. Jedenfalls ist es aber ein hoher Geist, der uns aus jenen altflorentinischen Gemälden anspricht, es ist das eigentlich Heroische, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unsre Ästhetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenschaft, sondern in einer ewigen Leidenschaft ohne Unruhe besteht. Auch durch einige spätere Ölbilder, die in dem Dome von Lucca hängen, zieht sich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentinische Sinn. Besonders fiel mir auf eine Hochzeit zu

Kana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und ſchroff geſtaltet. Der Heiland ſitzt zwiſchen der weichen ſchönen Braut und einem Phariſäer, deſſen ſteinernes Geſetztafelgeſicht ſich wundert über den genialen Propheten, der ſich heiter miſcht in die Reihen der Heiteren, und die Geſellſchaft mit Wundern regaliert, die noch größer ſind als die Wunder des Moſes; denn Dieſer konnte, und wenn er auch noch ſo ſtark gegen den Felſen ſchlug, nur Waſſer hervorbringen, Jener aber brauchte nur ein Wort zu ſprechen, und die Krüge füllten ſich alle mit dem beſten Wein. Viel weicher, faſt venetianiſch koloriert, iſt das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenſchmelz von einem durchbebenden Schmerze gar ſeltſam gedämpft wird. Es ſtellt dar, wie Maria ein Pfund Salbe nahm von ungefälſchter köſtlicher Narde, und damit die Füße Jeſu ſalbte, und ſie mit ihren Haaren trocknete. Chriſtus ſitzt da im Kreiſe ſeiner Jünger, ein ſchöner, geiſtreicher Gott, menſchlich wehmüthig fühlt er eine ſchaurige Pietät gegen ſeinen eignen Leib, der bald ſo Viel dulden wird, und dem die ſalbende Ehre, die man den Geſtorbenen erweiſt, ſchon jetzt gebührt und ſchon jetzt widerfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das,

getrieben von ahnender Liebesangst, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergessen wird, so lange es leidende Menschen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menschen durch die Jahrtausende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Christi lag, und der auch diese That verzeichnet hat, scheint Keiner von den Aposteln ihre Bedeutung zu fühlen, und Der mit dem rothen Barte scheint sogar, wie in der Schrift steht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben? Dieser ökonomische Apostel ist eben Derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Bankiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischarioth.

Sie schneiden ja ein verbissen gläubiges Gesicht, theurer Doktor, flüsterte Mylady; ich habe

Sie eben beobachtet, und, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie ſahen aus wie ein guter Chriſt.

Unter uns geſagt, Das bin ich; ja, Chriſtus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daſs er ein Gott ſei?

Das verſteht ſich, meine gute Mathilde. Es iſt der Gott, den ich am meiſten liebe — nicht weil er ſo ein legitimer Gott iſt, deſſen Vater ſchon Gott war und ſeit undenklicher Zeit die Welt beherrſchte, ſondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratiſch geſinnt, keinen höfiſchen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Ariſtokratie von geſchorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein beſcheidener Gott des Volks iſt, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Chriſtus noch kein Gott wäre, ſo würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen abſoluten Gotte würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Kapitel VIII.

Der Erzbiſchof, ein ernſter Greis, las ſelber Meſſe, und, ehrlich geſtanden, nicht bloß ich, ſondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiſte, der in dieſer heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der ſie vollzog; — iſt ja doch jeder alte Mann an und für ſich ein Prieſter, und die Ceremonien der katholiſchen Meſſe, ſind ſie doch ſo uralt, daſs ſie vielleicht das Einzige ſind, was ſich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die erſten Vorfahren aller Menſchen unſere Pietät in Anſpruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, ſagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zuſammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieſes Knixen, dieſes Händewaſchen, dieſes Beräuchertwerden, dieſer

Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mitra bis zum Saume der Stola, alles Dieses ist altägyptisch und Überbleibsel eines Priesterthums, von dessen wundersamem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas Weniges berichten, eines frühesten Priesterthums, das die Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —

Zuerst betrog, setzte Mylady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter ist uns Nichts übrig geblieben als einige triste Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsteren Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knieen liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm aussieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leise, was ist daran gelegen, dass dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht Das uns an? Was irritiert Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne dass Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgestört und zu unmuthigen Äußerungen angeregt werden!

Ach, Das ist was Anderes, fiel mir Mylady in die Rede, diese Bestien tragen hinten Schwänze,

und ich ärgere mich eben, daſs ein Kerl, der eben ſo beſtialiſch dumm iſt, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, Das iſt was Andres, Mylady.

Kapitel IX.

Nach der Meſſe gab's noch Allerlei zu ſchauen und zu hören, beſonders die Predigt eines großen vierſtämmigen Mönchs, deſſen befehlend kühnes altrömiſches Geſicht gegen die grobe Bettelkutte gar wunderſam abſtach, ſo daſs der Mann ausſah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendſte Begeiſterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bischen barbariſch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelſteine, köſtliche Speiſen, und Weine von den beſten Jahrgängen; dabei machte er ein ſo verklärt ſchlürfendes Geſicht, und er ſchob ſich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er unter den Englein mit weißen Flüglein ſich ſelber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja ſogar ſehr praktiſch

ernſthaft war ſeine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in ſeinem Elemente. Er eiferte beſonders über die Sünder, die nicht mehr ſo recht chriſtlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und ſogar wähnen, ſie habe ſich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächſtens ganz und gar erlöſchen. „Und wäre auch," rief er, „die Hölle am Erlöſchen, ſo würde ich, ich mit meinem Athem die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, daſs ſie wieder auflodern ſollten zu ihrer alten Flammengluth." Hörte man nun die Stimme, die gleich dem Nordwind dieſe Worte hervorheulte, ſah man dabei das brennende Geſicht, den rothen, büffelſtarken Hals und die gewaltigen Fäuſte des Mannes, ſo hielt man jene hölliſche Drohung für keine Hyperbel.

I like this man, ſagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er beſſer als mancher unſerer ſanften, homöopathiſchen Seelenärzte, die $^1/_{10000}$ Vernunft in einen Eimer Moralwaſſer ſchütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für ſeine Hölle habe ich Reſpekt; aber zu ſeinem Himmel hab' ich kein rechtes Vertrauen; wie ich mich denn überhaupt in Anſehung des Himmels ſchon ſehr früh in geheimen Zweifel

verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und sah in den Himmel, und dachte nach, ob wohl der Himmel wirklich so viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt. Aber, dacht' ich, wie kommt's, dass von diesen Herrlichkeiten niemals Etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring oder eine Schnur Perlen oder wenigstens ein Stückchen Ananaskuchen, und dass immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herabbescheert wird? Das ist nicht ganz richtig, dacht' ich —

Warum sagen Sie Das, Mylady? Warum diese Zweifel nicht lieber verschweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, sollten nicht Proselyten machen; minder tadelnswerth, sogar lobenswerth ist die Proselytenmacherei derjenigen Leute, die einen süperben Himmel haben, und dessen Herrlichkeiten nicht selbstsüchtig allein genießen wollen, und deshalb ihre Nebenmenschen einladen, dran Theil zu nehmen, und sich nicht eher zufrieden geben, bis diese ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, dass manche reiche Leute dieser Gattung, die wir als Präsidenten, Vicepräsidenten oder Sekretäre von Bekehrungsgesellschaften eifrigst bemüht sehen, etwa

einen alten verschimmelten Bettelsuden himmelfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiss Leckerbissen giebt, die dem armen Schelm eben so gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.

Das ist erklärlich, Mylady, die himmlischen Genüsse kosten sie Nichts, und es ist ein doppeltes Vergnügen, wenn wir so wohlfeilerweise unsre Nebenmenschen beglücken können. Zu welchen Genüssen aber kann der Ungläubige Jemanden einladen?

Zu Nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen sehr wünschenswerth sein kann, besonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu sehr geplagt worden.

Dieses sprach das schöne Weib mit stechend bitteren Accenten, und nicht ganz ohne Ernst antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieser Welt kümmert mich nicht einmal die Existenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu stolz, als dass der Geiz nach himmlischen Belohnungen, oder die Furcht vor höllischen

Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich leſe ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufſpringen und gleich Extrapoſt nehmen und ein großer Mann werden — ſchon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens ſchritt, in der einen Hand einen Waſſerſchlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menſchen zurief, daſs ſie mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen und mit der Fackel den Himmel in Brand ſtecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlaſſen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unſre Handlungen ſollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorſprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben alſo auch nicht an Unſterblichkeit?

O Sie ſind ſchlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, deſſen Herz in die entfernteſten Jahrtauſende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel ſchlägt, ich, der ich ſelbſt einer der ewigſten Menſchen bin, jeder Athemzug

ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich ſollte nicht an Unſterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir ſchon ſo viel Gutes und Schönes auf dieſer Erde genoſſen, noch obendrein vom lieben Gott die Unſterblichkeit zu verlangen! Der Menſch, der Ariſtokrat unter den Thieren, der ſich beſſer dünkt, als alle ſeine Mitgeſchöpfe, möchte ſich auch dieſes Ewigkeitsvorrecht am Throne des Weltkönigs durch höfiſche Lob- und Preisgeſänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß, was dieſes Zucken mit den Lippen bedeutet, unſterblicher Herr!

Kapitel X.

Signora bat uns, mit ihr nach dem Kloſter zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigſte in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, daſs wir den Dom verließen, denn Mylady's Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten geſtürzt haben. Sie ſprudelte von witziger Laune; lauter lieblich närriſche Gedanken, ſo übermüthig wie junge Kätzchen, die in der Maiſonne herumſpringen. Am Ausgang des Doms tunkte ſie den Zeigefinger dreimal ins Weihwaſſer, beſprengte ſich jedesmal und murmelte: Dem Zefardehim Kinnim, welches nach ihrer Behauptung die arabiſche Formel iſt, womit die Zauberinnen einen Menſchen in einen Eſel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manövrierte eine Menge Militär, beinah ganz öſtreichiſch uni-

formiert und nach deutſchem Kommando. Wenigſtens hörte ich die deutſchen Worte: Präſentiert's Gewehr! Fuß Gewehr! Schultert's Gewehr! Rechtsum! Halt! Ich glaube, bei allen Italiänern, wie noch bei einigen andern europäiſchen Völkern, wird auf Deutſch kommandiert. Sollen wir Deutſchen uns Etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt ſo Viel zu befehlen, daſs das Deutſche ſogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns ſo Viel befohlen, daſs der Gehorſam am beſten die deutſche Sprache verſteht?

Mylady ſcheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu ſein. Sie zog uns mit ironiſcher Furchtſamkeit von dannen. Ich liebe nicht, ſprach ſie, die Nähe von ſolchen Menſchen mit Säbeln und Flinten, beſonders wenn ſie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manövern, in Reih' und Glied aufmarſchieren. Wenn nun Einer von dieſen Tauſenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er ſchon in der Hand hat, mich auf der Stelle niederſticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „Was haſt du zu riskieren? zu verlieren? ſelbſt wenn ſie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode verſprochen wird, nicht ſo ganz brillant ſein, wie man ſie rühmt, mag ſie

noch so schlecht sein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als sechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach' dir den Spaß und erstich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Nase!" Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, so würde ich meine Soldaten in zwei Klassen theilen. Die Einen ließe ich an Unsterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht fürchten, und ich würde sie bloß im Kriege gebrauchen. Die Andern aber würde ich zu Paraden und Revüen bestimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß sie nichts riskieren, wenn sie des Spaßes wegen Jemanden umbrächten, so würde ich ihnen bei Todesstrafe verbieten, an Unsterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen sogar noch etwas Butter zu ihrem Kommißbrod geben, damit sie das Leben recht lieb gewinnen. Ersteren hingegen, jenen unsterblichen Helden, würde ich das Leben sehr sauer machen, damit sie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine bessere Welt ansehen.

Mylady, sprach ich, Sie wären ein schlechter Regent. Sie wissen wenig vom Regieren, und von der Politik verstehen Sie gar Nichts. Hätten Sie die politischen Annalen gelesen —

Ich verſtehe Dergleichen vielleicht beſſer als Sie, theurer Doktor. Schon früh ſuchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiſer Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Mylady's Augen, dann aber lachte ſie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel ſitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer Allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuſter, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: Die Schneider machen Kleider, die Schuſter machen Schuhe, die Bäcker backen Brot — Und als ich nun frug: Was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: Die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, ſagte ich da, wenn ich König wäre, ſo würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu ſehen, wie es dann in der Welt ausſieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, Das thun auch manche Könige, und es ſieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Beſonders hier in Italien giebt es ſolche

Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es ist so einem italiänischen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es ist nur zu befürchten, daſs die Carbonari so einen Tag benutzen möchten; denn in der neuesten Zeit ist es mir besonders aufgefallen, daſs die Revolutionen immer an solchen Tagen ausgebrochen sind, wo nicht regiert wurde. Irrten sich einmal die Carbonari, und glaubten sie, es wäre so ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, so verloren sie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorsichtig genug sein, und müssen sich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber ist es die höchste Politik der Könige, daſs sie es ganz geheim halten, an welchen Tagen sie nicht regieren, daſs sie sich an solchen Tagen wenigstens einigemal auf den Regierstuhl setzen und etwa Federn schneiden oder Briefkouverts versiegeln oder weiße Blätter liniieren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hineinguckt, ganz sicher glaube, es werde regiert.

Während solche Bemerkungen aus Mylady's feinem Mündchen hervorgaukelten, schwamm eine

lächelnde Zufriedenheit um die vollen Roſenlippen Franceska's. Sie ſprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr ſo ſeufzend entſagungsſelig wie am verfloſſenen Abend, ſie trat vielmehr ſiegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indeſſen mehr ein geiſtlicher Sieg als ein weltlicher, der ſich in ihren Bewegungen kund gab, ſie war faſt das Bild einer triumphierenden Kirche, und um ihr Haupt ſchwebte eine unſichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menſchenſtrom, der uns vorbeifluthete, iſt auch kein einziges Kleidungsſtück ihrem Forſcherblick entgangen. Ecco! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Marcheſe ſoll mir eben ſolchen Kaſchemir zu einem Turban kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten verſprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirſt du dich leicht verſtehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche ſaure Stunde machen; aber Signora wird dich ſo lange quälen und auf die Folter ſpannen, bis du dich endlich dazu bequemſt.

Kapitel XI.

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lucca zu ſehen iſt, gehört zu einem Kloſter, deſſen Namen mir dieſen Augenblick nicht im Gedächtniſſe.

Bei unſerem Eintritt in die Kirche lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knieen, in ſchweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, ſprachen ſie einige abgebrochene Worte, die in den einſamen Säulengängen etwas ſchauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenſter fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzloſe Kupferlampen beleuchteten ſpärlich die geſchwärzten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie leben-

dig grinsend — Mylady schrie laut auf, und zeigte zu unseren Füßen einen Grabstein, worauf in Relief das starre Bild eines Bischofs mit Mitra und Hirtenstab, gefaltenen Händen und abgetretener Nase. Ach! flüsterte sie, ich selbst trat ihm unsanft auf die steinerne Nase, und nun wird er mir diese Nacht im Traume erscheinen, und da giebt's eine Nase.

Der Sakristan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launisch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Gesicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, besonders wo, wie hier, Ort und Stunde denselben begünstigt. Ich glaube dann, dass Alles in der Welt ein Wunder sei, und die ganze Weltgeschichte eine Legende. War ich angesteckt von dem Wunderglauben Franceska's, die das Kreuz mit wilder Begeisterung küsste? Verdrießlich wurde mir die eben so wilde Spottlust der witzigen Brittin. Vielleicht verletzte mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun mal nicht zu leugnen, dass die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösartiges in sich trägt, statt

daſs der Ernſt mehr mit den beſſeren Gefühlen verwandt iſt — die Tugend, der Freiheitsſinn und die Liebe ſelbſt ſind ſehr ernſthaft. Indeſſen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Gluth und Kälte ſich ſo abenteuerlich verbinden, daſs es ſchwer wird darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überſchüttet wird. Sie war durchaus nicht ſchlecht bei all ihrer Ausgelaſſenheit, nicht einmal ſinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte ſie nur die witzige Seite aufgefaſſt, und ergötzte ſich daran wie an einem närriſchen Puppenſpiele. Es war ein humoriſtiſches Gelüſte, eine ſüße Neugier, wie ſich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuſtänden gebärden würde. Wie ganz anders war Franceska! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholiſche Einheit. Am Tage war ſie ein ſchmachtend blaſſer Mond, des Nachts war ſie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiederſehen

Sie haben Recht, sagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Marchese an den Brillanten des versprochenen Kreuzes nicht zu sehr knickert, so bewirkt er gewiss bei Signora ein brillantes Wunder; sie wird am Ende noch so sehr davon geblendet werden, dass sie sich in seine Nase verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So spöttelte die hübsche Frau über Alles, sie kokettierte mit dem armen Sakristan, machte dem Bischof mit der abgetretenen Nase noch drollige Exküsen, wobei sie sich seinen etwaigen Gegenbesuch höflichst verbat, und als wir an den Weihkessel gelangten, wollte sie mich durchaus wieder in einen Esel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich diesen Spaß, der mich im Grunde verdross, so scharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und sprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chine-

ſiſchen Porzellantöpfen ſo porzellanhaft anſehen, und wenn ſie ſprechen könnten, uns gewiſs auseinanderſetzen würden, wie ſie ganz natürlich aus einer Zwiebel entſtanden ſind, wie es hinreichend ſei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylady in die heftigſten Bewegungen, und während ich ſprach, wirkte ihre Idioſynkraſie gegen dieſe Blume ſo ſtark, daſs ſie ſich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernſt, daſs ſie mich mit bitterem Blicke anſah und aus Herzensgrund ſpottſcharf mich frug: Und Sie, theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylady, ich habe ſie alle, der Duft meiner Seele ſteigt in den Himmel und betäubt ſelbſt die ewigen Götter.

Kapitel XII

Indem Signora unſer Geſpräch, das wir größtentheils auf Engliſch führten, nicht verſtehen konnte, gerieth ſie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir ſtritten über die Vorzüglichkeit unſerer reſpektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben ſo wie die Deutſchen, obgleich ſie im Herzen die Erſteren für nicht klug und die Letzteren für dumm hielt. Sehr ſchlecht dachte ſie von den Preußen, deren Land nach ihrer Geographie noch weit über England und Deutſchland hinausliegt, beſonders ſchlecht dachte ſie vom Könige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Serafina, in ihrem Beneſizballett voriges Jahr getanzt hatte; wie denn, ſonderbar genug, dieſer König, nämlich Friedrich der Große, auf den italiäniſchen Theatern und im Gedächtniſſe des italiäniſchen Volks noch immer lebt.

Nein, ſagte Mylady, ohne auf Signora's ſüßes Gekoſe hinzuhören, nein, dieſen Menſchen braucht man nicht erſt in einen Eſel zu verwandeln; nicht nur, daſs er jede zehn Schritte ſeine Geſinnung wechſelt, und ſich beſtändig widerſpricht, wird er jetzt ſogar ein Bekehrer, und ich glaube gar, er iſt ein verkappter Jeſuit. Ich muſs, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Geſichter ſchneiden, ſonſt giebt er mich an bei ſeinen Mitheuchlern in Chriſto, bei den heiligen Inquiſitionsdilettanten, die mich in effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Perſonen ſelbſt ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daſs ich ſo klug ſei, wie ich ausſehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels willen keine Tulpe, ich will lieber Alles glauben! Ich glaube jetzt ſchon das Hauptſächlichſte, was in der Bibel ſteht, ich glaube, daſs Abraham den Iſaak, und Iſaak den Jacob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, ſo wie auch, daſs Dieſer wieder ſeine Schnur Thamar auf der Landſtraße erkannt hat. Ich glaube auch, daſs Loth mit ſeinen Töchtern zu Viel getrunken. Ich glaube, daſs die Frau des Potiphar den Rock des frommen Joſeph's in Händen behalten. Ich glaube, daſs die

beiden Alten, die Suſannen im Bade überraſchten, ſehr alt geweſen ſind. Außerdem glaub' ich noch, daſs der Erzvater Jakob erſt ſeinen Bruder und dann ſeinen Schwiegervater betrogen, daſs König David dem Uria eine gute Anſtellung bei der Armee gegeben, daſs Salomo ſich tauſend Weiber angeſchafft und nachher gejammert, es ſei Alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich, und halte ſogar die meiſten; ich laſſ' mich nicht gelüſten meines Nächſten Ochſen, noch ſeiner Magd, noch ſeiner Kuh, noch ſeines Eſels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem ſiebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorſicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieſe ſiebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche Nichts. Was aber gar die Gebote Chriſti betrifft, ſo übte ich immer das wichtigſte, nämlich daſs man ſogar ſeine Feinde lieben ſoll — denn ach! diejenigen Menſchen, die ich am meiſten geliebt habe, waren immer, ohne daſs ich es wuſste, meine ſchlimmſten Feinde.

Um Gottes willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der ſchmerzhafteſten Bitterkeit aus der heiterſten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorſchoſs. Ich kannte ja dieſen Ton, wobei das witzige Kryſtallherz der wünderbaren Frau zwar immer

gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verscheucht wird durch die erste, beste lachende Bemerkung, die man ihr mittheilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie, gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine preßte, und sich mit ihren langen Haaren die Thränenspur aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich in ihrer eigenen Spottweise die arme Franceska zu mystificieren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mittheilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessieren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies, und auch französische Verse gemacht hat. Franceska frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt Erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Östreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, als ich ihr sagte, daß ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt

habe, nämlich in Berlino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie schauderte, als ich ihr die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn Einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franceska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen, oder einmal bei Beyermann im Café royal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden" entstanden ist. Viele Bären wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt, Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, daſs sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponieren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie der Kälte wegen Warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Rennthiere rennen da

herum als Kunstkenner. Übrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig, und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Christen? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigne Bewandtnis mit ihrem Christenthum. Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich auszuüben. Aber da sie wissen, dass das Christenthum im Staate nöthig ist, damit die Unterthanen hübsch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredtsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christenthume zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung sie wünschen, und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Diensteifer der armen Juden, Diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk für Geld und gute Worte Alles aus sich machen lässt, so haben

ſich die Juden ſchon ſo ins Chriſtenthum hinein-exerciert, daſs ſie ordentlich ſchon über Unglauben ſchreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen ſogar daran glauben, gegen die Rationaliſten wüthen, als Miſſionäre und Glaubensſpione im Lande herumſchleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am beſten die Augen verdrehen, die ſcheinheiligſten Geſichter ſchneiden, und mit ſo viel hohem Beifalle frömmeln, daſs ſich ſchon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meiſter des Handwerks ſchon heimlich klagen, das Chriſtenthum ſei jetzt ganz in den Händen der Juden.

Kapitel XIII.

Wenn mich Signora nicht verstand, so wirst du, lieber Leser, mich gewiss besser verstehen. Auch Mylady verstand mich, und dies Verständnis weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr, ob mit ernsthaftem Gesichte — der Meinung beipflichten wollte, dass das Volk einer bestimmten Religion bedürfe, konnte sie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weise entgegen zu streiten.

Das Volk muss eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen —

Und dennoch ist es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muss auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen

Fragen des Volks, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichnis bringt mir eine Geschichte ins Gedächtnis, die am Ende nicht günstig für Ihre Meinung sprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort sprechen. Lächeln Sie nicht so unverschämt, und hören Sie! Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst, was man mit den alten Vollmonden anfange? Liebes Kind, sagte die Mutter, die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sternesystem aus einander zu setzen, und die übersinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie

man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und sagte, daſs ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe, die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müſse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangeliſch war, mich ausgelacht, ſo lachte ich noch mehr über ihre düſter katholiſche Anſicht, vom Auslachen kam es zum ernſten Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir beſpuckten uns polemiſch, bis der kleine O'Donnell aus der Schule kam und uns auseinander riſs. Dieſer Knabe hatte dort beſſeren Unterricht in der Himmelskunde genoſſen, verſtand ſich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unſere beiderſeitigen Irrthümer und die Thorheit unſeres Streits. Und was geſchah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unſeren Meinungsſtreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es iſt nicht zu ändern, die Menſchen werden immer ſtreiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt

zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich Keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie Jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend Jemand durch Zwang oder List dahinzubringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Ägypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand die „Menschenmäkelei" das Proselytenmachen, der Glaubenszwang, und all' jene heiligen Greuel, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Thränen gekostet.

Goddamn! dieſes Urübelvolk!

O, Mathilde, es iſt längſt verdammt, und ſchleppt ſeine Verdammnisqualen durch die Jahrtauſende. O, dieſes Ägypten! ſeine Fabrikate trotzen der Zeit, ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich, ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und eben ſo unverwüſtlich iſt jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeſchichte, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, deſſen Spitze ſich wieder zu ſchwärzen ſcheint, und mit den geiſterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da ſitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben ſein Gebet, ein ſchauriges Gebet, worin er ſeine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längſt von der Erde verſchwunden ſind und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in ſeinem Schmerze, bemerkt kaum, daſs er auf den Gräbern derjenigen Feinde ſitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.

Kapitel XIV.

Ich ſprach im vorigen Kapitel von den poſitiven Religionen nur inſofern ſie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch beſonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leſer, die dir aufs bündigſte beweiſen wird, daſs ein Gegner des Kirchthums einer ſolchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats ſei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber ſage dir, Das iſt eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht ſonderlich huldige, ſo glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige ſo thöricht

sind, dem Geiste des Volks zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch meiner tiefsten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelgezieser, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!“ Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verleumdung zischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, haſſe ich jene Miſsgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und der geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelin Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frei. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionsparteien, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Miſstrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſticismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleien, Sektenhaſs, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken.

Für die Religion ſelber, für ihr heiliges Weſen, iſt es eben ſo verderblich, wenn ſie mit Privilegien bekleidet iſt, wenn ihre Diener vom Staate

vorzugsweise dotiert werden, und zur Erhaltung dieſer Dotationen ihrerſeits verpflichtet ſind, den Staat zu vertreten, und ſolchermaßen eine Hand die andere wäſcht, die geiſtliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wiſchwaſch entſteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menſchen ein Greuel iſt. Hat nun der Staat Gegner, ſo werden Dieſe auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deſshalb ſeine Alliierte iſt; und ſelbſt der harmloſe Gläubige wird miſstrauiſch, wenn er in der Religion auch politiſche Abſicht wittert. Am widerwärtigſten aber iſt der Hochmuth der Prieſter, wenn ſie für die Dienſte, die ſie dem Staate zu leiſten glauben, auch auf deſſen Unterſtützung rechnen dürfen, wenn ſie für die geiſtige Feſſel, die ſie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über ſeine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie ſchlimmer ſinken, als wenn ſie ſolchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichſam ihre innere Unſchuld verloren, und ſie wird ſo öffentlich ſtolz, wie eine deklarierte Mätreſſe. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsverſicherungen dargebracht, ſie feiert täglich neue Siege in glänzenden Proceſſionen, bei ſolchen Triumphen tragen ſogar bonapartiſtiſche Generäle ihr die Kerzen

vor, die stolzesten Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falstaff geworben — sie füllen die Kirche. Von Aufopferung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Traktätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantilisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisieren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da giebt's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da war's noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästina's wandelte und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die,

als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christenthümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholicismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelett, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, dass dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als dass sie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als dass er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse

für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimnis belauert hat, weiß, daſs die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott respektieren, den sie zu ihrem eignen Nutzen nach Willkür aus Brot und Wort zu kneten wissen, und daſs die Adligen viel weniger, als es ein Roturier vermöchte, den König respektieren, und sogar eben das Königthum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen und dem sie so viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum in den Marktbuden irgend einen Herkules oder Riesen oder Zwerg oder Wilden oder Feuerfresser oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit mit der übertriebensten Ruhmredigkeit anspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Jacke tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des staunenden Volkes verlachen und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden, und dessen Schwächen und nur andressierte Künste sie allzu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daſs die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Correſpondenten“ läſe, daſs der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menſchen, es ſei wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daſs die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daſs ſie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen, und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei ſein wie andre Menſchen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das iſt die Emancipation der Könige.

Kapitel XV.

Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daſs ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daſs man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Kleriſei Nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intriguieren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.

Wie heulen sie jedesmal, wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Riesin, oder wenn diese ihnen mal unversehens auf die Köpfe trat, daſs das obskure Gift herausspritzte! Ihr Grimm wendet sich dann um so tückischer gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrthum, das solche Sieger in unseren Tagen erdulden, es ist nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein rasches Schafott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrthums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spaß, ist noch immer dasselbe; aber es hat Viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daſs in grauen, kalten Stunden auch die heiligsten

Märtyrer vom Zweifel beſchlichen werden. Es giebt nichts Entſetzlicheres als jene Stunden, wo ein Marcus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend, für die er Alles geopfert! Und ach! Jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber ſind modern weicheren Stoffes, und dazu ſehen wir noch das Gedeihen einer Philoſophie, die aller Begeiſterung nur eine relative Bedeutung zuſpricht, und ſie ſomit in ſich ſelbſt vernichtet, oder ſie allenfalls zu einer ſelbſtbewuſſten Donquixoterie neutraliſiert!

Die kühlen und klugen Philoſophen! Wie mitleidig lächeln ſie herab auf die Selbſtquälereien und Wahnſinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken ſie nicht, daſs jene Donquixoterie dennoch das Preiſenswertheſte des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt, und daſs dieſe Donquixoterie die ganze Welt mit Allem, was darauf philoſophiert, muſiciert, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmaſſe, mitſammt den Philoſophen, iſt, ohne es zu wiſſen, nichts Anders als ein koloſſaler Sancho Panſa, der trotz all ſeiner nüchteren Prügelſcheu und hausbacknen Verſtändigkeit dem wahnſinnigen Ritter in allen ſeinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der verſprochenen Beloh-

nung, an die er glaubt, weil er ſie wünſcht, mehr aber noch getrieben von der myſtiſchen Gewalt, die der Enthuſiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politiſchen und religiöſen Revolutionen und vielleicht täglich im kleinſten Ereigniſſe ſehen können.

So z. B. du, lieber Leſer, biſt unwillkürlich der Sancho Panſa des verrückten Poeten, dem du durch die Irrfahrten dieſes Buches zwar mit Kopfſchütteln folgſt, aber dennoch folgſt.

Kapitel XVI.

Seltſam! „Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beſchrieben von Miguel de Cervantes Saavedra“ war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knospen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer

uno die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küss-
ten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitlem
Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte mosige
Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern
des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an
den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In
meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für
baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden
von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich
doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal
zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so
gut wie die Wunden des Leibes, und jenes ver-
drosş mich eben so sehr, wie ich diese in meiner
Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte
nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineinge-
schaffen, und die der große Dichter in seiner ge-
druckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich
konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der
edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank
und Prügel genoss; und da ich, noch ungeübt im
Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel
und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören,
und da solche unschuldige Naturwesen eben so wie
die Kinder von der Weltironie Nichts wissen, so
hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst, und
weinten mit mir über die Leiden des armen Rit-

ters, sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, dass der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und dass seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedorrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so dass ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählig unterliegen musste!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben

Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufſprach: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Kapitel XVII.

Das iſt nun lange her. Viele neue Lenze ſind unterdeſſen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigſter Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den ſüßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß, wie ſchnell ſeine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngſte Roſenknoſpe erblicke, ſehe ich ſie im Geiſte ſchmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall ſehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Bruſt aber blüht noch jene flammende Liebe, die ſich ſehnſüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumſchwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgeſtoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimſinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen geſtehen muſs, daſs es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Beſſeres

giebt als das Herz der Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob sie thörichte oder weise Handlungen verübt. — Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoss, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, Diese sind es, auf die man noch rechnen kann in unserer kalten Zeit; denn Diese werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deshalb begreifen sie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten, und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntnis und That. Die älteren Leute sind

selbstsüchtig und kleinsinnig; sie denken mehr an die Interessen ihrer Kapitalien als an die Interessen der Menschheit; sie lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens, und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder sie erkriechen mit klebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeisterthums oder der Präsidentschaft ihres Klubbs, und zucken die Achsel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen sie vielleicht, dass sie selbst in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt seien, dass sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten, denn die Wand sei das Absolute, das Gesetzte, das an und für sich Seiende, das, weil es ist, auch vernünftig ist, weshalb auch Derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, unwidersprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht ertragen will. Ach! diese Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtschaft hineinphilosophieren wollen, sind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus sich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlassen, sondern ihn geschichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran sich die

Menſchen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das alſo rechtsgültig und geſetzkräftig unumſtößlich ſei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es iſt entſetzlich, wie man's bei uns verſtanden hat, die Sklaverei ſogar geſchwätzig zu machen, und wie deutſche Philoſophen und Hiſtoriker ihr Gehirn abmartern, um jeden Deſpotismus, und ſei er noch ſo albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen iſt die Ehre der Sklaven, ſagt Tacitus; jene Philoſophen und Hiſtoriker behaupten das Gegentheil, und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote, und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudiert in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein' Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art als der Wahnſinn und die fixen Ideen des

Manchaners; Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein Kollege ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen; Jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kaſtelle, Eſeltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Kaſtelle nur für Lumpenherbergen, unſre Kavaliere nur für Eſeltreiber, unſre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft. Ach! ſolche Heldenthat bekömmt mir oft eben ſo ſchlecht wie ihm, und ich muſs, eben ſo wie er, Viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich ſie verleugnen, aus eitel Furcht oder ſchnöder Gewinnſucht, ſo könnte ich behäglich leben in dieſer ſeienden vernünftigen Welt, und ich würde eine ſchöne Marttorne zum Altare führen,

und mich einsegnen lassen von feisten Zauberern, und mit edlen Eseltreibern bankettieren, und gefahrlose Novellen und sonstige kleine Sklävchen zeugen! Statt Dessen, geschmückt mit den drei Farben meiner Dame, muss ich beständig auf der Mensur liegen und mich durch unsägliches Drangsal durchschlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut kostet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde sind so tückisch, dass Manche, die ich zu Tode getroffen, sich noch immer ein Air gaben als ob sie lebten und, in alle Gestalten sich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel' Schmerzen habe ich durch solchen fatalen Spuk schon erdulden müssen! Wo mir etwas Liebes blühte, da schlichen sie hin, die heimtückischen Gespenster, und knickten sogar die unschuldigsten Knospen. Überall, und wo ich es am wenigsten vermuthen sollte, entdecke ich am Boden ihre silbrichte Schleimspur, und nehme ich mich nicht in Acht, so kann ich verderblich ausgleiten, sogar im Hause der nächsten Lieben. Ihr mögt lächeln, und solche Besorgnis für eitel Einbildungen gleich denen des Don Quixote halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man sich ein, etwas Schierling genossen zu haben, so kann man die Auszehrung bekommen,

auf keinen Fall wird man davon fett. Und daſs ich fett geworden ſei, iſt eine Verleumdung, wenigſtens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch iſt von dem Fett der Vetterſchaft Nichts an mir zu verſpüren. Ich bilde mir ein, man habe alles Mögliche angewendet, um mich mager zu halten; als mich hungerte, da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürſtete, da tränkte man mich mit Wermuth, man goſs mir die Hölle ins Herz, daſs ich Gift weinte und Feuer ſeufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da ſehe ich ſie, die grauenhaften Larven, die noblen Lakaiengeſichter mit fletſchenden Zähnen, die drohenden Bankiernaſen, die tödlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorſtechen, die bleichen Manſchettenhände mit blanken Meſſern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich ſpräche im Schlafe das wahnſinnigſte Zeug, und die vorige Nacht habe ſie deutlich gehört, daſs ich rief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachschrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche sonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das Manuskript war schon so gelb verblichen wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln. Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hedschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere

Gesichter bekamen, wie sie die verblassten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie sie so stolz auf ihren hohen Rossen saßen, als wollten sie nach Quedlinburg reiten, um sich neu auflegen zu lassen bei Gottfried Basse. Noch unerträglicher waren die triumphierend tückischen Äugelein unserer Pfäffelein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wussten, dass wir die verderblichsten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, dass die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschießen würden, und meistens anonym oder wenigstens im Davonjagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Baschkiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, dass die Schlangenlist unserer Pfäffelein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns aus Wuth in großen Stücken den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lothweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzusehen, ob sie etwa

beſchnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeſchlecht, und die mit dieſer naturgeſchichtlichen Entdeckung noch ſo lang herumziſchen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleiſche bewährt! O der obſkuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis ſie ſelbſt an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Eſels möchte ich meine Leier beſaiten, um ſie nach Würden zu beſingen, die geſchorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Luſt ergreift mich! Während ich ſitze und ſchreibe, erklingt Muſik unter meinem Fenſter, und an dem elegiſchen Grimm der langgezogenen Melodie erkenne ich jene Marſeiller Hymne, womit der ſchöne Barbaroux und ſeine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freiheit, bei deſſen Tönen die Schweizer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphierende Todesgeſang der Gironde, das alte, ſüße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchſchauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeiſterung und die Raketen des Spottes. Ja, dieſe ſollen nicht fehlen bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammen-

ſtröme des Geſanges ſollen ſich ergießen von der Höhe der Freiheitsluſt, in kühnen Kaskaden, wie ſich der Ganges herabſtürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bocksfüßigen Pan, leih mir deine Hilfe, du biſt ja mütterlicher Seite dem Titanengeſchlechte entſproſſen, und haſſeſt gleich mir die Feinde deiner Sippſchaft, die ſchwächlichen Uſurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich ſie richte, die verhaſſte Brut, und gieb mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich ſie zu Tode pfeife —

Schon hören ſie das tödliche Pfeifen, und es ergreift ſie der paniſche Schrecken, und ſie entfliehen wieder in Thiergeſtalten wie damals, als wir den Pelion ſtülpten auf den Oſſa —

Aux armes, citoyens!

Man that uns armen Titanen ſehr Unrecht, als man die düſtre Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelsſturm herauftobten — ach! da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es iſt verzeihlich, wenn wir etwas ungeſchlacht erſchienen in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und geſittet

in den heiteren Salons des Olymp's ſo viel lieblichen Nektar und ſüße Muſenkoncerte genoſſen.

Ich kann nicht weiter ſchreiben, denn die Muſik unter meinem Fenſter berauſcht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes, citoyens!

Schlusswort.

(Geschrieben den 29. November 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band*) der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum, es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei solchem Gerüchte war es rathsam, das Werk um so schneller zu fördern und aus der Presse zu jagen. Da es eine gewisse Bogenzahl enthalten musste, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Censur zu entgehen, so

*) Vgl. die Vorrede zum ersten Bande der vorliegenden Ausgabe der Reisebilder.

Der Herausgeber.

glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beim Guſs des Perſeus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiſs leicht, das Zinn, beſonders das zinnerne Ende des Buches, von dem beſſeren Erze zu unterſcheiden; doch wer das Handwerk verſtand, verrieth den Meiſter nicht.

Wie aber Alles in der Welt wiederkehren kann, ſo geſchieht es auch, daſs ſich zufälligerweiſe bei dieſem Bande eine ähnliche Bedrängnis ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guſs werfen müſſen, und ich wünſche, daſs man meine Zinngießereien nur der Zeitnoth zuſchreibe.

Ach! iſt ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, ebenſo wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfaſſers, die ſeiner Privatverhältniſſe kundig ſind, wiſſen ſehr gut, wie wenig ihn die eigene Selbſtſucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer ſind, die er bringen muſs für jedes freie Wort, das er ſeitdem geſprochen — und, wills Gott! noch ſprechen wird. Jetzt iſt das Wort eine That, deren Folgen ſich nicht abmeſſen laſſen; kann doch Keiner genau wiſſen, ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten muſs für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten, und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden, und eine so vielversprechende Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut, und sind jetzt so nachstill. Wie schmähten sie damals die Franzen und das welsche Babel und den undeutschen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, so daſs die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häscher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Löscheimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsamer und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth! — O daſs ich Katapulta sprechen

könnte! O daſs ich Falarika hervorſchießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen ſchmilzt die vornehme Eisrinde, eine ſeltſame Wehmuth beſchleicht mich — iſt es Liebe und gar Liebe für das deutſche Volk? Oder iſt es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und Das iſt ein ungünſtiger Zuſtand für einen Schriftſteller, der den Stoff beherrſchen und hübſch objektiv bleiben ſoll, wie es die Kunſtſchule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er iſt achzig Jahr' dabei alt geworden und Miniſter und wohlhabend — armes deutſches Volk! Das iſt dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavſeiten, und ich will deſshalb noch eine Geſchichte erzählen — ſie ſchwebt mir ſchon ſeit geſtern im Sinne — es iſt eine Geſchichte aus dem Leben Karl's V.*) Doch iſt es ſchon lange her, ſeit ich ſie vernahm, und ich weiß die beſonderen Umſtände nicht mehr ganz genau. So was vergiſſt ſich leicht, wenn man kein beſtimmtes Gehalt dafür bezieht, daſs man die

*) „aus dem Leben des Kaiſers Maximilian" heißt es richtig in der franzöſiſchen Ausgabe.

Anmerkung des Herausgebers.

alten Geſchichten alle halbe Jahre vom Hefte ab-lieſt. Was iſt aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geſchichten vergeſſen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtniſſe behalten. Dieſe iſt es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen ſtimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiſer war von ſeinen Feinden gefangen genommen, und ſaß in ſchwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da ſaß er in einſamer Betrübnis, verlaſſen von allen ſeinen Rittern und Höflingen, und Keiner kam ihm zu Hilfe. Ich weiß nicht, ob er ſchon damals jenes käſebleiche Geſicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit iſt. Aber die menſchenverachtende Unterlippe trat gewiſs noch gewaltſamer hervor als auf jenen Bildern. Muſſte er doch die Leute verachten, die im Sonnenſchein des Glückes ihn ſo ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete ſich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann, und wie Dieſer den Mantel zurückſchlug, erkannte der Kaiſer ſeinen treuen Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath, und es war der Hofnarrr.

O deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln daniederliegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth

Kunz von der Roſen, mein Narr, du irrſt dich, ein blankes Beil hältſt du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth iſt Nichts als Blut.

Nein, mein Kaiſer, es iſt die Sonne, obgleich ſie im Weſten hervorſteigt — ſeit ſechstauſend Jahren ſah man ſie immer aufgehen im Oſten, da wird es wohl Zeit, daſs ſie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du haſt ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und ſie hat jetzt ſo ein ſeltſames Anſehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiſer, ich habe ob Eurer Noth ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daſs die närriſchen Schellen abfielen von der Mütze; ſie iſt aber darum nicht ſchlechter geworden.

Kunz von der Roſen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid ſtill! Das iſt die Säge und die Zimmermannsaxt, und bald brechen zuſammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr ſeid frei, mein Kaiſer!

Bin ich denn wirklich Kaiſer? Ach, es iſt ja der Narr, der es mir ſagt!

O, ſeufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch ſo verzagt; wenn Ihr erſt wieder

Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid stolz wie ein Kaiser, und übermüthig, und genädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürsten sind.

Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willst du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie soll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, lasst mich nicht umbringen!

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

00100429

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018